Hamerlings sämtliche Werke

in sechzehn Bänden.

Mit einem Lebensbild und Einleitungen herausgegeben

von

Michael Maria Rabenlechner.

Mit fünf Bildnissen, drei Abbildungen und einem Brief als Handschriftprobe.

Dritter Band.

Inhalt: Ahasver in Rom.



Leipzig.

Hesse & Becker Verlag.

Ahasver in Rom.

Eine Dichtung in sechs Gesängen.

Der Menschensohn, der schicksallos sich glaubt,
Ihn blickt der Genius der Menschheit schon
Mitleid'gen Auges an und sieht die Stunde
Beflügelt nahn, die sein Geschick erfüllt.

Einleitung des Herausgebers.

Am 24. April 1865 schreibt Hamerling an den Verlagsbuchhändler Jean Paul Friedrich Eugen Richter in Hamburg (der einige Jahre vorher den poetischen Verlag Kobers in Prag angekauft hatte): „Meine epische Dichtung ‚Ahasverus in Rom‘ — deren Handlung im alten Rom zur Zeit des Nero spielt und die Gestalten des Nero und des Ahasver miteinander in Berührung bringt, ist nun vollendet. Da meine früheren Werke in Ihren Händen sind, so erlaube ich mir auch dies, mein reifstes, zuerst Ihnen zum Verlage anzubieten. Ich weiß, daß poetische Verlagsartikel im allgemeinen für Buchhändler nichts Anlockendes haben, aber es handelt sich, wie ich glaube, um ein Werk eigentümlicher Art. ‚Ahasverus in Rom‘ wendet sich im Gegensatz zu meinen bisherigen Publikationen an ein großes Publikum, ist auf eine durchgreifende Wirkung berechnet. Das maßlos schwelgerische genußsüchtige frivole Leben des in Nero gipfelnden Cäsaren-Zeitalters ist, abgesehen von seiner tieferen Bedeutsamkeit, für unser Publikum der pikanteste Stoff, der sich denken läßt. Erst kürzlich haben die Feuilletons fast aller Blätter das Friedländersche Werk über römische Sittengeschichte wie eine hochwillkommene Fundgrube des Pikanten reichlich ausgebeutet. Meine Dichtung gruppiert das Material zu einer Reihe von Szenen, die schon durch das Stoffliche und Tatsächliche, abgesehen von der poetischen Behandlung, das Interesse fortwährend aufs äußerste gespannt erhalten müssen: Schreckenszenen, ein großartiges Bacchanal, ein Bankett,

der Brand Roms, eine Totenbeschwörung, Agrippinas Tod auf dem Meere, Neros letzte Momente, das alles bot wie kaum irgendein epischer Stoff Gelegenheit zu ununterbrochener wirkungsvollster Entfaltung der poetischen Mittel. Ich schicke Ihnen als Probe die ersten Blätter des ersten Gesangs; vorläufig besitze ich nur ein Manuskript des Ganzen und muß erst eine zweite Abschrift anfertigen lassen. Bestimmte Gründe machen mir die schleunigste Erledigung der Verlagsangelegenheit und die möglichst baldige Inangriffnahme der Drucklegung aufs dringendste wünschenswert; ich wäre Ihnen daher unermeßlich dankbar, wenn Sie schon durch das hier Mitgeteilte sich in die Lage versetzt sähen, mir einen bestimmten Bescheid zu erteilen ..."

Auf diesen Brief gab der Verleger nicht einmal eine Antwort. Am 19. Mai urgierte Hamerling: „... noch immer harre ich der dringend erbetenen Antwort auf meine beiden Briefe. Wie unendlich viel mir an einer schnellen Erledigung der Sache gelegen sei, habe ich gleich anfangs betont. Nun ist ein kostbarer Monat verstrichen und es bleibt mir keine Zeit mehr, mich mit anderen Buchhändlern in Unterhandlungen einzulassen, da das Werk, wenn es zum festgesetzten Termin erscheinen soll — was ich durchaus will — möglichst bald in die Presse gehen muß. In dieser schlimmen Verlegenheit (von der ich gern glaube, daß nur äußere Zufälligkeiten, Verlust eines Briefes oder dergl. sie verschuldet hat) tue ich das Äußerste, um durch opferwilliges Entgegenkommen den unumgänglich nötigen sofortigen Abschluß der Sache zu ermöglichen und stelle Ihnen folgenden Antrag: Ich trage die Hälfte der Druckkosten: es werden 750 Exemplare gedruckt, davon behalte ich nur 150 Exemplare zurück, um sie als Rezensionsexemplare zu versenden; die übrigen 600 sind Ihr Eigentum und Sie bringen mit den ersten 50 bis 60 verkauften die ... Hälfte der Druckkosten wieder herein .. Dieser Antrag beweist Ihnen ohne Zweifel, daß es mir Ernst ist, wenn ich sage, es bleibe mir nur keine Zeit zu weiteren Unterhandlungen: ich muß mich Ihnen auf Gnade und Ungnade übergeben. Daß der „Ahasverus in Rom", ein Werk, in welchem ich alle meine Kraft konzentriert und eine ungleich größere und allgemeinere Wirkung angestrebt habe als in meinen früheren Werken, sobald als möglich erscheine, dies ist der Zweck, den ich fest im Auge behalte und dem ich gerne jedes mir mögliche Opfer bringe ... Ich bitte nun höflichst und angelegentlichst um endliche Antwort umgehend ... ich werde Ihnen die Postauslagen gerne ersetzen ..."

Am 22. Mai antwortete Richter. Die Antwort war kurz und — ablehnend, „er könne gehäufter Verlagsgeschäfte halber diese Dichtung für den Augenblick nicht übernehmen".

Da übergab der Dichter, damals noch aktiver Gymnasiallehrer in Triest, das Manuskript der Triester Lloyddruckerei zur Drucklegung auf (vorläufig) eigene Rechnung.

Als der Druck mitten im Gange war, sandte er die eben fertig gedruckten vier ersten Gesänge einigen Verlagsbuchhändlern und bot das Werk zum Verlage an. Gleichzeitig machte er noch einmal am 27. August 1865 bei Richter einen Versuch, „... vielleicht können Sie nach Durchsicht der vier Gesänge für das Werk sich lebhafter interessieren, als es nach Lesung des früher übersandten Bruchstücks der Fall gewesen zu sein scheint ... Ich glaube, daß in den letzten Jahrzehnten keine Dichtung dieser Art mit größeren Intentionen und dabei mit so viel Berechnung auf Wirkung in weiteren Kreisen geschrieben worden ist als die Dichtung, um die es sich handelt ... ich glaube, daß, wenn meinem bisherigen Streben schon ein so freundlicher Willkomm zuteil geworden ist, mein jüngstes Werk, in welchem ich meine höchste Kraft und mein geistiges Leben einer Reihe von Jahren konzentriert habe, wohl auf einen noch bedeutenderen Erfolg sich Rechnung machen darf." Unter einem bittet er auch einen in Hamburg ansässigen Freund Otto Spielberg, mit dem er in regem Briefwechsel steht, die Sache bei Richter zu fördern: „... wenn Sie, viellieber Freund, brieflich etwas zur Förderung der Sache tun könnten, so sind Sie hiermit von Herzen gebeten, es zu tun, aber sogleich, damit er nicht früher ablehnt. Schreiben Sie ihm in Gottes Namen und machen Sie Gebrauch von allen erlaubten und unerlaubten Mitteln: streichen Sie mich heraus, geben Sie ihm zu verstehen, ich könne ihm, als Verleger, journalistisch nützen — obgleich es nicht wahr ist — usw. Man muß diese Teufelskerle von Verlegern auf alle mögliche Weise ‚dranzukriegen' suchen — ohne einigen Schwindel geht es nicht. Das Bibliographische Institut in Hildburghausen hat mich vor ein paar Tagen angeworben als Übersetzer Leopardis für die Bibliothek ausländischer Klassiker und bezahlt mir für ein Bändchen von 10 Bogen 100 Taler Pr. K. Der Kontrakt ist bereits unterzeichnet. So gehts': Allotria werden ausbezahlt und mit unserem Eigenen und Besten haben wir die liebe Not ..."

Und jetzt erst (wahrscheinlich auf Spielbergs Intervention) akzeptierte Richter, mußte sich aber zur Tragung der ganzen Kosten und

sogar zur Bewilligung eines kleinen Honorars verstehen. Interessant ist in dieser Hinsicht der Brief Hamerlings an Richter vom 10. September 1865: „... Ich hatte in den letzten Tagen des vergangenen Monats noch bei mehreren Verlagsbuchhändlern bezüglich der etwaigen Übernahme des Ahasverus angefragt: die Antworten lauteten zustimmend, u. a. erklärten sich auch Hoffmann & Campe bereit, schrieben sehr ausführlich und schickten gleich einen Wechsel zur Tilgung der Druckkosten. Ich gab jedoch Ihnen, als dem Verleger meiner früheren Werke, den Vorzug und schrieb Ihnen, daß ich gegen Übernahme der Druckkosten das Werk Ihrem Verlag überlasse. Mittlerweile traf ein Schreiben von Arthur Levysohn (dem Autor des Werkchens über „Jüngstdeutsche Lyrik") aus Grünberg ein, der mir meldete, daß sein Vater (W. Levysohn, der Verleger Bettinens, Goltz' „Typen der Gesellschaft" usw.) sich zur Übernahme des Verlags erbiete, ich solle meine Forderungen kundgeben. Ich sendete die Aushängebogen ein und fragte, welches Honorar er geben wolle? Umgehend bot Levysohn 40 Taler an und am folgenden Tage, nachdem er die Bogen gelesen, schrieb er aufs neue und bot 80 Taler. Nun kam Ihr Telegramm, welches besagte, daß Sie die von mir gestellten Bedingungen annehmen. Was sollte ich tun? Ihnen neue Bedingungen stellen. Ich hielt das nicht für ehrenhaft, verzichtete auf die 80 Taler Levysohns und blieb bei Ihnen. Ich gestehe, daß diese Verzichtleistung auf 80 Taler, die ich nur einzustecken brauchte, mir in meiner persönlichen Lage nicht leicht fiel, so wie ich auch früher nur schwer der Versuchung widerstanden hatte, mein Werk unter der ehrenvollen Firma Hoffmann & Campe in die Öffentlichkeit treten zu sehen. Aber eine Hoffnung tröstete mich — die Sie vielleicht als eine allzu sanguinische, allzu naive belächeln werden! Ich dachte nämlich, wenn ich Ihnen alle diese Umstände treulich mitteilte und Ihnen namentlich den zweiten Levysohnschen Brief beilegte — was hier geschieht — so würden Sie, wiewohl formell und kontraktlich nicht gebunden, doch auch hinter Levysohn und andern nicht an Großmut zurückbleiben und dem Dichter des ‚Ahasverus in Rom', eines epischen Werkes von mehr als 6000 Versen, in welchem ich mein Bestes niedergelegt — nachträglich ein kleines Honorar bewilligen! ..."

Auf diesen Brief hinauf zahlte Richter 80 Taler. Und rasch war eine zweite Auflage nötig geworden. (Der Dichter widmete diese seiner Gönnerin Genoveva Miller von Milborn und versah sie mit einem „Epilog an die Kritiker".) Auch diese zweite Auflage

war im Nu vergriffen, und nun erwarb Richter durch Zahlung einer einmaligen Abfindungssumme das Verlagsrecht für sämtliche weiteren Auflagen und hatte somit eines der besten Geschäfte gemacht, welche der deutsche Buchhandel kennt. Zu Lebzeiten Hamerlings erschienen 15 starke Auflagen des Werkes (die 15., vom Dichter noch durchgesehene Auflage als [freilich künstlerisch wenig gelungene] illustrierte Prachtausgabe in Großfolio). Jede dieser Auflagen war ein vollständig selbständiger Neudruck, genau so wie die Neuauflagen aller übrigen Werke des Dichters. Interessant ist hierzu eine bezügliche Äußerung Hamerlings vom 19. Aug. 1872, als ihn der Verleger um Erlaubnis bat, auf die zweite Hälfte der eben ausgegebenen ersten Ausgabe der „Sieben Todsünden" „zweite Auflage" drucken lassen zu dürfen: „... Ihre Zumutung, daß ich auf der zweiten Hälfte der 1200 Exemplare ‚zweite Auflage' setzen lassen soll, hat mich entsetzt!!!!!! Haben wir solche elende und im höchsten Grade kompromittierende Manipulationen nötig? Wird nicht fast mit jedem Jahre ein wirklicher Neudruck meiner Werke nötig und sind nicht gerade diese so häufigen neuen Auflagen ein Anhaltspunkt für die Bosheit meiner Gegner gewesen? Hat nicht Paul Lindau seit ein paar Jahren mich wiederholt durch schale und völlig unberechtigte Witze auf Grund dieser vielen Auflagen lächerlich zu machen gesucht, indem er mich u. a. als eine ‚Spezialität für Erzielung neuer Auflagen' bezeichnet und so die Verleumdung auf mich wälzte, daß die ‚neuen Auflagen meiner Werke nur Schwindel und Reklame seien?' Hat nicht ein Literat (Hans Grasberger), der in einem der größten Wiener Blätter eine ähnliche infame und ungerechte Anspielung auf mich machte, die Ehre des Wehrlosen in einer Weise angegriffen, daß mir die Freude selbst an wirklichen neuen Auflagen für immer vergehen mußte? Und nun soll ich so unsinnig sein, mich durch eine fingierte neue Auflage zu kompromittieren, meinen Gegnern und Verleumdern für ewige Zeiten das Recht zu verschaffen, mich schlecht zu machen? — Ich erkläre Ihnen, daß von dem Moment an, wo Sie durch eine solche Manipulation mich kompromittieren, das Band zwischen uns für immer zerrissen ist."

— — — — — — — — — — — — — — —

Und nun, nach diesen gewiß interessanten Erinnerungen geschäftlicher Art, die hier zum ersten Male zur Sprache gelangen, noch einige Worte über die Entstehung des Werkes.

Bereits in früher Jugend taucht in der Phantasie unseres

Dichters die Gestalt des „Ahasver“ auf. Da er Hebbels „Genoveva“ gelesen, schreibt er (unterm 30. Okt. 1847) in sein Tagebuch: „Ich werde eine umgekehrte Genoveva schreiben und statt das Schöne vom Häßlichen das Häßliche vom Schönen verschlingen lassen. Der Plan ist heute in mir aufgetaucht. ‚Aurora‘ wird das Stück heißen ...“ In diesem (uns noch erhaltenen) Plane des Dramas „Aurora“ taucht, wenn auch nur flüchtig skizziert, die Gestalt des „Ahasver“ auf: „Ahasver — der neueste Geist in seiner Haltlosigkeit — endlich Erlösung durch Schönheit und Liebe.“ Aber es blieb nicht bei diesem „Aurora“-Plan. Das Tagebuch vom 13. Febr. 1850 berichtet, daß der Plan völlig umgestaltet wurde: — ein kleines Gläschen — Punsch hatte es zuwege gebracht: „... wie flüssiges Feuer strömten die geistigen Tropfen mir durch Adern und Nerven — ich fühlte mich in ekstatische Begeisterung versetzt, fühlte mich aufgelegt zu einer göttlichen Tat ... Mein Geist kehrte zum gewöhnlichen Bewußtsein zurück und vor mir auf dem Papier fand ich Idee und Plan der Tragödie ‚Ahasverus‘.“

Aber auch diese Tragödie kam schließlich nicht zur Ausführung und der „Ahasverus“-Plan ruhte bis nach Vollendung des „Schwanenliedes der Romantik“. Da tauchte Anfang der sechziger Jahre dem Dichter der Gedanke auf, der materialistisch-egoistischen Gegenwart, die er bereits im „Schwanenliede“ scharf apostrophiert hatte, im Bilde von Neros Zeit warnend zu zeigen, wohin krasser Egoismus schließlich führen müsse. Der Stoff nahm ihn völlig gefangen, aber neue Ideen kamen hinzu und so gesellte sich gemach zum Nerostoff die Gestalt Ahasvers und erweiterte das gesteckte Thema. Und so sehr packte ihn die zum Nerostoff hinzugetretene Ahasverusidee, daß er am 3. Juni 1864 seinem Freunde Spielberg schreibt: „... der ursprüngliche Neroplan ist seit geraumer Zeit zur Idee einer Ahasverustrilogie erweitert worden, als deren erster Teil ‚Ahasverus in Rom‘ erscheinen wird. Tage- und wochenlang strömt mir Gedankenstoff für diese Entwürfe zu und ich muß mich gewaltsam davon losreißen, da ich nicht darin versinken darf. Wann es mir vergönnt sein wird, an die Ausführung zu gehen, ist nicht zu bestimmen. Jedenfalls kann es nur in freier Muße geschehen, da ich, wenn ich einmal mit einer größeren Arbeit beschäftigt bin, nicht stückweise, sondern rasch und in einem Zuge das Angefangene zu vollenden gewohnt bin.“

Die Ahasvertrilogie ist niemals zustande gekommen, wohl aber begann unser Dichter nach den reiflichsten, mehrere Jahre dauernden

Vorstudien am 6. Januar 1865 „Ahasver in Rom“. Am 14. April war das Werk vollendet. Die Arbeit des Dichters geschah in den Morgenstunden, abends wurden die morgens aufs Papier geworfenen Verse ins reine geschrieben; tagsüber hieß es Schule halten oder Theken korrigieren. Ein Kämmerlein im zweiten Stock des Hauses Nr. 2 der via Santa Catterina in Triest (noch steht heute, 1910, das Haus) ist die denkwürdige Stätte, wo „Ahasver in Rom“ geboren ward.

In einem Briefe an seinen Freund (und Triester Lehramtskollegen) Dr. Franz Raab äußert sich Hamerling über die philosophische Idee, die der Ahasvergestalt zugrunde liegt, sehr eingehend: „... Schon Mosen machte Ahasver zu einem Vertreter des titanischen Ringens der Menschheit. Ich für meine Person betonte in meiner Auffassung die Todessehnsucht, faßte aber diese in höherem Sinne als ein Streben nach einem Zustande der Ruhe, der völligen Beschwichtigung, den die Menschheit nicht wie das Individuum im Tode finden kann. Diese Bedeutung des Ahasver ist auf den letzten Blättern deutlich genug entwickelt. Daß ‚Ahasver‘ die Menschheit symbolisiere, wird niemand leugnen wollen: unsterblich ist nur die Gattung, nicht das Individuum. Es gab Leute, die nicht begriffen, warum mein Ahasverus die Menschheit und zugleich die Todessehnsucht bedeute. Das geistige Streben der Menschheit setze ich ja eben in die Todessehnsucht in dem oben angedeuteten höheren Sinne. Die Opposition gegen Christus ist bei dieser Auffassung dadurch motiviert, daß Ahasver als Vertreter der unsterblichen, durch immer neue Gestaltungen sich hindurchringenden Menschheit vor einem Heilande sich nicht beugen will, dessen Lehre doch wieder nichts ‚Ewiges‘, sondern eben eine jener ‚Gestaltungen‘, jener Phasen des Menschheitslebens zu sein bestimmt ist. Andererseits wendet sich der die Menschheit vertretende Ahasver gegen Nero, der sich, ein sterbliches Individuum, zum Gott aufblähen und das sein will, was nur die Menschheit selbst, die Gattung, und ihr Vertreter Ahasver ist. — Es störte mich nun, daß die Sage meinem Repräsentanten der unsterblichen Menschheit einen so zeitlich begrenzten, ich möchte sagen, armseligen Ausgangspunkt gibt. Als rechter Vertreter der Menschheit mußte es kein bloßes Jüdlein und Schuster von Jerusalem sein, sondern auch vorher schon gelebt haben und überhaupt schon so lange auf Erden gewandelt sein, als die Menschheit auf Erden lebt und strebt. Ich identifizierte ihn daher mit Kain, der den Tod in die Welt brachte und den dieser zum Dank dafür

verschont. Ich denke, durch diesen ganz neuen Zug hat die Gestalt des sagenhaften Ahasverus eine nicht zu verachtende Vertiefung erhalten ..."

Hamerling hat mit letzterem recht: die Verquickung Ahasvers mit Kain war ein genialer Gedanke; die Auffassung Ahasvers aber als Repräsentant einer unsterblichen, Ruhe suchenden, diese Ruhe aber niemals findenden Menschheit befriedigt ebensowenig den Offenbarungsgläubigen, für den ja das Christentum das dauernde Ruhaus ist, wie auch den (auf den letzten Zeilen von „Venus im Exil" fußenden) logisch-konsequenten Verfechter einer optimistischen Weltanschauung. Die Schlußblätter von „Ahasver in Rom" lassen sich nämlich zur Schlußstrophe von „Venus im Exil" wie der ausgesprochenste Gegensatz an, bieten keine befriedigende (optimistische) Lösung des großen Rätsels, eröffnen vielmehr eine recht trostlose (pessimistische) Zukunftsperspektive, „eine beängstigende Aussicht auf unzählige Menschheitstragödien". Das ist bedauerlich, denn durch die ganze Dichtung weht der schärfste antimaterialistische Zug, eine Mahnung zur Umkehr an unsere (im Spiegelbild neronischer Genußsucht gezeichnete) Zeit; der pessimistische Schluß nun beeinträchtigt schier in etwas diese beabsichtigte ideale Wirkung.

Vom künstlerischen Standpunkt indes ist das Werk durchaus vollendet, die Sprache ganz goetheisch, die Pracht der Schilderungen unübertroffen schier in der ganzen Weltliteratur. „Der ganze Bau des Werkes ist riesig, prachtvoll und furchtbar. Durch jede Ritze der Sinnenlust leuchtet das trübe Feuer des Rhadamant und Tartarus." (J. E. Veith.)

Erster Gesang.

Die Schenke Locustas.

Wär's noch vergönnt, ein Heldenlied zu singen?
O fürchtet nichts! Mein Lied will diesmal nicht
Auf hochpathetischem Kothurne schreiten;
Und keinen Helden hab' ich mir erwählt,
Um dessen Hüfte Schwert und Panzer rasselt;
Nein, einen, der so stumpf ist, so blasiert
Und so ironisch als ihr's wünschen mögt!
Gesell' ich meinem zeitgemäßen Helden
Den ernsten Ahasver, nehmt an, es sei
Der vielbeliebten Kontrastierung willen!
Wollt ihr Pikantes? O, pikant sein will ich,
Wie eure Lieblingsdichter an der Seine!
Wollt Bilder ihr von reichstem Lebensprunk
Und tollster Schwelgerei? Ich gebe sie.
Wollt ihr titan'sche Laster und Verbrechen?
Ich gebe sie. Soll euren stumpfen Sinn
Ich stacheln? Soll Kalliope, die ernste,
Euch tanzen einen epischen Kankan
Auf leicht beschwingtem Fuß des Jambus? Nun!
Ich weiß nicht, ob ich es zu Dank euch mache:
Doch singen will ich eine Epopöe
Des Sinnentaumels, des Genusses euch,
Der Sättigung und — Übersättigung,
Des Lasters — nah' dem Punkt, wo sich's erbricht....
  Den Prüden aber, denen meine Weise
Zu kühn erscheint, sag' ich: Zum Schattenriß
Hab' ich die Farben Juvenals gedämpft!
In meinem Liede soll kein Ton erklingen,
Den meinem Psalter nicht entreißt die Muse

Gebieterisch für ihres Sanges Wahrheit,
Für ihres Sanges Zweck, den großen Zweck:
Das Leben euch an einem Ziel zu zeigen,
Wonach vielleicht es einmal wieder steuert! —
Empört euch manche Szene meines Lieds
Und wendet ihr davon mit Unmut euch,
Ich dank' euch — denn so hab' ich's ja gewollt!
Und wenn im Sang des Dichters euch entsetzt,
Was unbekümmert oft euch läßt im Leben,
So darf der Sang den Dichter nicht gereu'n!
Habt ihr gehört von Fliegen und von Spinnen,
Die man gefunden öfters hat in gelben,
Durchsicht'gen Stücken Bernsteins eingekrustet?
Die Masse, flüssig noch, ergriff das Leben,
Das Eintagsleben des Insekts und hält's
Erstarrt im helldurchsicht'gen Sarge fest:
Nun ist das Ungeziefer ein Juwel,
Und leiht dem Steine Wert, wie ihm der Stein.
So laßt mich gleicherweise denn das Grause,
Das Häßliche, das ich bezwingen soll,
Euch geben in durchsicht'ger Bernsteinhülle
Der Poesie!
Folgt mir ins alte Rom!
Wo trümmervoll sich die Kampagna jetzt
Hinausstreckt gegen die Albanerberge,
Da stand's in hoher Pracht; und nun noch einmal
Beschwör' ich's aus dem Grab: doch wahrlich nicht,
Um mit dem Moderwust des Altertums
Euch einzustäuben, nein: im Bilde Roms,
Im Spiegelbild neronscher Eigensucht
Zu zeigen euch, was wieder sich erneut —
Nur daß, verglichen jenem Überschwang
Des Römerdaseins, jener Lebensfülle,
Wir schnöde Bettler sind und Hungerleider!
Da glänzt sie, seht, die kaiserliche Roma,
Die goldne — seht, da dehnt sie sich, die Prachtstadt
Mit ihren blinkend weißen Marmortempeln,
Mit ihren Säulenhallen, riesigen
Amphitheatern, stolzen Mausoleen,
Stadtgleich gedehnten Bädern, Gärten, Weihern!

Dies steingehaune Zauberlabyrinth
Von Säulen, Kuppeln, Giebeln, seht, wie schlingt's
Von Hang zu Hang sich reizvoll prangend hin!
Geschwungen überall seht ihr das stolze,
Das holde Linienspiel, die heitre Kurve
Des Römerbogens, süße Augenlust
Des Schönheitsfreundes! In den Niederungen
Die prächt'gen Foren, wo der Springbrunn' plätschert,
Und auf den Höhn die stolzen Kolonnaden —
Dahier die Burg des Kapitols und hier
Die Kaiserzinnen auf dem Palatin
Und hier der Tempel Jupiters am schroffen
Tarpejerfels! Und wie die Marmorbilder
Erschimmern, seht! Ein Volk von Statuen
Füllt neben einem Volk von Sterblichen
Die weite Stadt! Und überall durchschlingt
Den weißen Quaderprunk das holde Grün
Der Gärten, Lorbeer und Platane säuselt,
Von Dächern und Balkonen selber streu'n
Die Blumen und die Sträucher süßen Duft.
Die Hügel Roms, sie schimmern und sie grünen;
Wohin das Auge blicken mag, nur Marmor
Und Blumen! Und dies Rundbild, üppig schön,
Vom Glanz ital'schen Äthers übergossen,
Verbirgt dem Aug', was etwa häßlich noch,
Was arm und klein und schmutzig ist im Innern.
Doch tauchen lieber wir ins Volksgewimmel!
Vom reichen, purpurschimmernden Senator,
Der da mit Sklaven= und Klientenschwärmen
Vorüberprunkt, zum widerwärt'gen Triefaug',
Das an der hohen Tiberbrücke bettelt —
Und von der Dame, die in goldner Sänfte
Sich lässig wiegt, bis zu der phryg'schen Dirne,
Die mit getünchter Wang', erstorbnem Aug',
Noch schweifende Quiriten will berücken —
Welch endlos reiche Zwischenstufenleiter!
Welch bunte, wildbewegte Menschenbrandung!
Sieh, wie hier auf dem lauten Markt der Wechsler
Neronisch Silber schüttet auf den Tisch!
Sieh, wie dort vor dem Tribunal des Prätors

Die Togamänner zanken! Und dazwischen
Die Fremdlinge, so bunt an Farb' und Sprache:
Sabäersöhne hier, dort struppige
Sarmaten, Syrer hier und dort Sykambrer.
Da, siehe, sprengt ein schmucker Reitertrupp
Hellblonder Nordlandssöhne von des Kaisers
Leibwache hin — wie glänzt die blanke Rüstung!
Da führen Mohrensklaven Elefanten
Vorüber aus den kaiserlichen Zwingern!
Hier steht ein Grieche, malerisch den Mantel
Um sich geschlungen, dort der tätowierte
Britanne, der die bunte Pracht bestaunt.
Da näselt der Hebräer und da schleichen
Mit kahlgeschornen Köpfen, linnenem
Talar, in Prozession, Gebete murmelnd,
Ägypter mit dem Bild der Isis.
Schlendern
Durch Romas Gassen weiter wir und lassen
Des Abends Schatten dämmernd niedersinken.
Ob auch ihr Netz die Dämm'rung dichter spinnt,
Noch immer wälzt ein breiter Strom sich hin
Durchs weite Rom, ein Schwarm von Müßiggängern.
Der Abendhauch des Südens, o wie schmeichelt
Den Wangen er nach heißem Tagesbrand!
Wie summt und schwirrt es in den Säulengängen!
Wer ist die edel-kräftige Gestalt,
Die dort durchs dichteste Gewühl sich drängt,
Das Antlitz voll umrahmt von langem Bart,
Den Leib in einen Mantel dicht gehüllt?
Es liegt was Keckes, und doch Edles, ja,
Was Königliches im Gang des Mannes!
Der lange Bart ist unecht und der Mantel,
Der schlichte, dunkle Philosophenmantel,
Deckt einen Wandrer, der aus Prunkgemächern,
Aus einem stolzen Kaiserpalast kommt,
Vom Palatin herab . . . es ist mein Held,
's ist Nero. Ihm zur Seite wandeln drei,
Verhüllt wie er, gehüllt in Mäntel, bärtig.
Zur Rechten ihm, die Herkulesgestalt,
Ist Burrus, Führer seiner Leibtrabanten.

Und hier die dünne, schlangenhaft behende
Figur des zweiten? Sie gehört
Dem Mohren Tigellin, dem schlimmsten Wicht,
Den ausgebrütet hat das heiße Nubien
Und Rom gesäugt wie eine gift'ge Schlange;
Der sich gemach von Neros Lieblingssklaven
Empor zum Freunde und Vertrauten schwang.
Und jener dritte, hastig trippelnde,
Unscheinbare Gesell ist Seneka,
Ein Männlein, das mit klugen Äuglein blickt —
Von denen einer, die vom Hinterhaupt
Herauf das Haar, das spärliche, sich kämmen,
Die Glatze zu bedecken — Seneka,
Der immer trieft von stoischen Sentenzen
Und zähe doch den Platz an Neros Seite
Festhält als Rater und als Zechgenoß.
Die vier, sie wandeln durchs Gewühl dahin.
Ein aufgeregtes Meer scheint dies Gewühl
Und wirft zuweilen sonderbare Wellen.
Auf taucht in Neros Näh' ein Greis, gehüllt
In braun, zerrissen flatterndes Gewand.
Die Schläf' umfliegt ihm langes Silberhaar,
Sein Vorhaupt scheint verwittert Felsgestein
Und seine Augen nisten drin wie Adler.
Urwüchsig scheint er, wild, zyklopisch fast,
Ein Mann, der aufgewachsen, fremd den Menschen,
In Wüsten, Wäldern, rauher Bergesöde:
Wahnwitzig rollt sein Auge bald, bald scheu
Wie eines Bettlers, doch dann leuchtet's wieder
Wie Geistesmacht darin, schier übermenschlich.
Und zwischen Nero und den Seinen geht
Die wechselnde Vermutung hin und her:
„Es ist ein Schiffer wohl, der unterm Mast
Weltfahrender Sidonier ergraut!"
„Ein greiser Löwenjäger aus dem Atlas!"
„Nein, ein Prophet, ein Seher muß es sein!" —
„Ein Scharlatan vielleicht, vielleicht auch ist's
Ein fluchgetriebner Mörder!" — „Nein, so wandelt
Nur ein entthronter König, den sein Unglück
In Wahnsinn stieß!" — Rasch wie die Rede wechselt

Des Fremdlings rastlos schreitende Gestalt.
„Seht, wie er groß, titanisch aufgerichtet
Hinwandelt!“ — „Nein, er schleicht schon wieder tiefgebückt,
Hinfällig, hüstelnd!“ — „Tiefer Gram durchfurcht
Sein Angesicht!“ — „Nein, seht, es zuckt ein Strahl
Geheimer Freude drin!“ — „Uralt erscheint er!“
„Nein, nein, sein Aug' blitzt jugendlich!“ — Ei, spielt
Der Widerschein der Lichter, die da wechselnd
Ihn treffen in der Dämmerung, so seltsam?
Ist dieses wunderliche Bild Natur,
Ist es nur Maske? Solcher Zweifel ist's,
Der allzumeist des Cäsars Neugier stachelt.
Er bleibt geheftet an des Alten Ferse
Mit seinen drei Begleitern. Immer sucht
Das dichteste Gewühl der Greis; wo leerer
Die Straßen sind, beflügelt er den Schritt.
Und tiefer, immer tiefer wird das Dunkel.
Die Nacht ist eingebrochen. „Ei, wie munter
Der Alte schreitet!“ ruft mit Lächeln Nero:
„'s ist ein vermummter Jüngling, etwa gar
Ausgehend auf ein Liebesabenteuer!“
Da fällt ein Lichtschein plötzlich auf die Züge
Des Wanderers, und dieser flücht'ge Schein
Beleuchtet grell, gespensterhaft sein Antlitz,
So grauverwittert, fahl und starr und beinern,
Wie eines modernden Ägypterkönigs,
Der seinem Pyramidengrab entstiegen,
Worin er ein Jahrtausend lang geruht.
Entsetzt zurück prallt Nero, gleich als blickt' er
Ins Schreckensantlitz der Meduse . . .
Doch
Nur um so stärker fesselt jetzt ein Zauber
Ihn an die Spur des rätselhaften Wandrers.
Durchschritten ist das Marsfeld, ist das Forum,
Ist der Suburra lärmendes Gewog'.
Der Pfad wird öde, Roms Bewohner weilen
In den Behausungen, sie ruhn bei späten
Gelagen oder schon im Schlaf gesunken.
Doch unermüdlich wandelt noch der Greis
Und unermüdlich folgt ihm Nero. Schon

Beginnt der müde Seneka zu seufzen;
„Den halben Tag“, so klagt er, „saßen wir
Am See, wie Frösche um den Sumpf, zu schau'n
Die Naumachie — beim Jupiter, ich holte
Mir einen Schnupfen in dem Wasserdunst —
Und nun, nun laufen wir die halbe Nacht
Noch hinter diesem tollen Bettler her?“
Doch Nero lächelt nur und folgt der Spur
Des Fremdlings, der wie Proteus die Gestalt,
Wie ein Chamäleon die Farbe wechselt.
Der Nachtwind fegt schon durch die öden Straßen
Und durch zerrißne Wolken bricht der Mond —
Einsam verhallt der Tritt — 's ist späte Nacht:
Der Alte wandert stets noch unermüdet.
  Zuletzt am öden Ende Roms, wo niedrig
Die Häuser stehn am breiten Weg gen Süden,
Tritt unser Greis in eine Weintaberne,
Draus später Lärm noch schallt. Und hinter ihm
Setzt auf die Schwelle der Taberne stracks
Den Fuß auch Nero. Ab mahnt Seneka
Vom Eintritt in den schmutz'gen Ort, doch folgt er
Zuletzt den andern, wie er immer tut,
Sooft er abmahnt. In dem Qualm der Stube,
Wo weingerötete Gesichter glänzen
Und wüst' Gelächter schallt und Sang und Lärm,
Wählt unbemerkt der Greis im stillsten Winkel
Sich seinen Platz. Ihm gegenüber lassen
Sich nieder die vermummten Vier. Der Blick
Des Cäsars schweift vom Alten zu den Zechern:
Da sitzen Lungerer und Tagediebe,
Roms feile, müssige Plebejerbrut;
Da sitzt der tierisch-rohe Gladiator;
Da sitzt der trunkne, prahlende Soldat;
Da Nautilus, der Dicke, vormaleinst
Seeräuber, jetzt ein angesehner Schiffsherr;
Hier ein brutaler Sklavenhändler; hier
Ein brauner, schweigsam lauernder Ägypter,
Der Tags, die volksbelebte Stadt durchwandernd,
Zur Flöte seine Schlange tanzen läßt;
Ein Abenteurer auch, Kleinasiens Sohn,

Sitzt hier, ein Mystagog für Geld, der Kranke
Heilt durch Besprechung und dem Pöbel Roms
Verkauft Arkana, Gifte, Liebestränke;
Ein Griechlein auch, gesprächig, prahlerisch,
Ein fortgejagter Pädagog, ist hier,
Durch langen Philosophenbart ehrwürdig
Und doch nichtsnutziger als all die andern.
Es sputet in der Gäste Schwarm Locusta,
Die Wirtin, sich, ein zahnlos häßlich Weib,
Unheimlich zwinkernd mit den grauen Äuglein.
Die weiß ganz andre Tränke noch zu brau'n,
Als die sie jetzt dem Zecherschwarm kredenzt,
Und oft sieht sie bei sich im tiefsten Schleier
Der Mitternacht vermummte Kundschaft, die
Goldstücke heimlich flüsternd rollen läßt
In ihre Knochenhand für winz'ge Fläschchen
Und für Verschwiegenheit. Man murmelt selbst,
Sie habe Kaiser schon und Kaiserinnen
Bei sich gesehn ... Es unterhalten lärmend
Locustas Gäste sich von Tiergefechten
Und Wagenrennen, auch von goldnen Schätzen,
Die dieser, jener riesig aufgehäuft ...
Sieh, wie's dabei in aller Augen funkelt
Von Neid und Habgier! — doch die rechte Würze
Fehlt dem Gespräche noch.
Da, siehe, hält
Mit seinem Esel vor der Schenke draußen
Ein später Wandersmann, ein droll'ger Kauz.
Wer ihn erblickt mit seinem Langohr, meint
Silen zu sehn: ein Dickbauch, Spindelbeine,
Weinsel'ge Äuglein, große Funkelnase,
Ein spitzes Köpflein, dünn mit Haar besetzt,
Ein fettig-glänzend Vollmondangesicht.
Und wie er schmunzelnd in die Stube tritt,
Auf schreit Locusta: „Siehe da, mein Dickwanst,
Mein Söhnlein Saccus, trieb dich's einmal wieder
Nach Rom, von meinem Faß zu kosten? Ei,
Wo kommst du her?" — „Schnurstracks von Benevent,"
Versetzt der Kleine; „doch, beim Bacchus,
Nicht Sehnsucht war's nach deinem Faß, du alte

Heuschrecke, was mich herzog; hast du nicht,
Obgleich du immer mich dein Söhnlein schiltst,
Das letztemal mich arg betrogen, da
Du ungewässert deinen herben Krätzer
Mir eingeschenkt, den erst des Wassers Mischung
Genießbar macht?“ Die Zecher lachen herzlich,
Locusta aber schmäht, nicht träg, den Kleinen:
„O schnöder Bösewicht, o Weinschlauch, wandelnd
Auf dürrem Bocksfuß, taumelnd wie die Rübe,
Die man auf ihre schmale Spitze stellt“ ...
„Still, Alte,“ ruft das Männlein, „liegt dir doch
Noch stets im Mund die böse Lästerzunge
Gleich einem gift'gen Drachen in der Felskluft!
Still, Rabenmutter, hast du nicht mehr Haare
An Kinn und Nas' und Lippe als am Scheitel?
Mehr Falten im Gesicht als im Gewand?
Sind deines Busens Überreste nicht
Ein hängend Spinngeweb'? O Scheusal du,
Wenn sich im Nilstrom spiegelte dein Antlitz,
Meinst du denn nicht, daß alle Krokodile
Scheu würden, und ihr Rachen, weitgeschlitzt,
In jähem Schreck zuklappte vor dem deinen?“ —
So neckt das edle Paar sich unterm Beifall
Des Zecherschwarms. Nun setzt sich zu den Gästen
Der Kauz, von denen mancher ihn erkennt
Und grüßt mit Lachen als das immer lust'ge,
Großnas'ge Schusterlein von Benevent.
„Wie geht das liebe Rom?“ fragt Saccus. „Ei,“
Versetzt ein Witzbold ihm darauf: „Wie du —
Just wie ein Schmerbauch geht auf Schlotterbeinen!
Rom ist nur mehr ein Wanst, der nach und nach
So alle andern Glieder aufgefressen,
Die in der Tat, erwägt man es genau,
Entbehrlich sind für ein behaglich Leben.“ —
„Und was macht Nero?“ — „Der schlägt Köpfe ab,
Verführt die Weiber, musiziert und läßt
Als Sänger sich vor allem Volke hören;
Er bläst die Flöte, spielt den Pantomimus
Und zeigt im Zirkus sich als Wagenlenker;
Ei, man muß einen langen Atem haben,

Um aufzuzählen alles, was er tut!“ —
„Jawohl,“ fährt fort ein Zweiter, „'s ist erstaunlich,
Was dieser Mann in sich vereint; er ist
Ein Bluthund und ein Lüstling, wie sich's eben
Geziemt für einen Kaiser. Doch zuweilen
Hat er ganz überflüssig ernste Grillen;
Da sammelt er um sich die Astrologen,
Beguckt mit ihnen die Gestirne, gibt
Den Weisen Fragen auf und läßt sie köpfen,
Wenn sie nur eine halbe Antwort haben.“
„Und welche Pläne,“ fügt hinzu ein Dritter,
„Wie riesig, ungeheuer, wälzt sein Kopf!
Den griech'schen Isthmus will er heut durchstechen,
Das Meer denkt er bis Rom heranzuleiten,
Dann wieder trägt er sich mit einem Plane,
Roms sämtliche Geschichten zu besingen
In einem unerhörten Riesen-Epos.
Zum Glücke kreuzen die Gedanken sich
Schneeflocken gleich in seinem Hirn; so kommt er
Zu keinem Tun — und das ist wahrlich gut:
Das Unterste zu oberst kehrt er sonst.“
„Er ist ein Narr,“ fällt ein der Pädagog,
„Ein Narr vor allem. Weiß doch ein jedes Kind,
Was in den Straßen Roms in jeder Nacht
Mit seinen wilden Spießgesellen er
Für Streiche macht! Verkleidet treibt er sich
Umher, die Leute neckend in den Straßen,
Sucht Händel, dringt sogar in Häuser ein
Zu schönen Weibern, mischt sich unter Strolche
Und zecht mit ihnen.“
„Ist's denn möglich,“ ruft
Der dicke Schiffsherr Nautilus, „ist's möglich,
Daß solch verwöhnter Schlemmer sich bei Nacht
Fortstiehlt aus seinem schimmernden Palast,
Verrufne Orte sucht und in Spelunken
Sich setzt, wie unsereins, um Stank
Und Flöhe unbekümmert? Denkt er nicht
An seine Herrscherhoheit?“ — „Ja, das kommt,“
Versetzt der Grieche naserümpfend, keck,
„Das kommt davon, wenn man ein Römer ist!

Selbst eure großen Feldherrn waren Bauern;
Nur Hellas hatte Helden ..."
„Ei," fällt ihm
Mit Hohn ins Wort der Schiffsherr Nautilus:
„Ihr Griechen habt doch immer was voraus ...
Rom ist jetzt überschwemmt von Hungerleidern,
Die eitel sind auf ihren griech'schen Ursprung
Und sich für echte Stamm-Athener halten,
Wenn auch in Kappadozien geboren —
Die hier in Rom an unsern Knochen nagen
Und dennoch alles besser wissen wollen ..."
Auf fährt der Grieche zornig, doch es mischt
Begütigend sich drein das Schusterlein:
„Gemach, ihr Leute, haltet Frieden! Hier
Im Bann der Schenke ziemt kein andrer Wettstreit,
Als der im Trinken. Haltet Frieden, sag' ich.
Und auf den Nero wiederum zu kommen,
Ihr meint wohl, daß er immer unverwandt
In seinen goldnen Sälen sitzen soll,
Mit Kron' und Zepter, ein gemalter König?
Ein Kerl, meint ihr, voll Lebensdrang, wie Nero,
Dem's immerdar in allen Nerven zuckt,
Soll wie ein alter Dickwanst von Prokonsul
Nur stets daheim im weichen Rollstuhl sitzen,
Soll sich damit begnügen, wie's jetzt Brauch
Bei Reichen, stundenlang sein Aug' zu laben
An kostbar'n Zitrustischen, seltnen Platten
Des Thujabaums, gefällt im fernen Atlas,
Mit Kennerblick zu prüfen ihre Masern,
Sich drum zu kümmern, ob sie tigerartig
Gefleckt sind, oder wellenlinienförmig,
Ob nach der Pfauenfeder Art gemustert?"
„Je nun," versetzt ein anderer, „ich denke,
Ihm blieben wohl noch sonst der Dinge g'nug,
Daheim sich zu ergötzen. Hat er doch
In seinem Haus vereint das Seltenste.
In seinen Hallen steht, so hört ich oft,
Manch Kunstgebild' des Phidias, des Zeuxis,
So sprechend, so lebendig, daß man es
Anbinden muß, damit es nicht davonläuft.

Er läßt von zahmen Elefanten sich
Bedienen und es folgt ihm wie ein Hündlein
Ein junger Löwe nach auf Schritt und Tritt.
Er hat sogar ein zahmes Krokodil:
Das naht auf seinen Ruf, sperrt auf den Rachen
Und läßt sich still von ihm mit Zucker füttern.
Die Raritäten aus der ganzen Welt
Versammelt er um sich — nein, er versammelt
Sie nicht, von selber kommen sie, sie fliegen
Ihm zu, wie Eisenspäne dem Magnet;
Demanten, groß wie Hühnereier, neues
Getier und Pflanzenwerk wird aufgefunden —
Und Mißgeburten gab's noch nie soviel,
Als seit in Rom regiert der große Nero!" —
„Möcht er," fährt fort ein wackerer Barbier,
„Möcht er doch seinen tollen Launen folgen;
Wär' er nur nicht ein blutiger Tyrann
Und nimmersatter Weiberheld: so eng
Schloß Grausamkeit und Wollust nie den Bund
Auf Romas Kaiserthrone!" — „Seht einmal,"
Entgegnet drauf ein Spötter, „seht das Männchen!
Das spricht so angstvoll zimperlich vom Morden,
Weil's feig ist und kein Blut erblicken kann!
Ei, laß den Nero die Patrizier köpfen,
Was tut das uns?" — „So ist's," fällt Saccus ein;
„Weißt du denn nicht, o Freund, daß heißes Blut
Auch heiße Galle kocht? Der blut'ge Mars
Läßt mit der süßen Venus gern sich fangen
In einem Netz. Im Töten und im Küssen
Zeigt sich des Mannes höchste Kraft. Du schiltst
Ihn grausam, sagst, er schont kein Menschenleben.
Was ist ein Menschenleben wert in Rom?
Hier öffnet ja der Prasser, der Verschwender,
Mit Stoërgleichmut sich die Adern selbst,
Sobald er nur mehr hundert Millionen
Sesterzen hat und nicht die Zitrusplatten
So teuer wie sein Nachbar Titus kaufen
Und nur mehr zwanzig Sklaven halten kann.
Und was betrifft die Liebesabenteuer,
Die du ihm schwer verargst — o wackrer Mann,

Setz' du dich erst auf einen Kaiserthron,
Sei du an Kraft und Schönheit ein Apoll,
Laß du die Weiblein alle für dich schwärmen
Und zeichne durch Enthaltsamkeit dich aus!" —
  Der Schwarm der Zecher lacht. Ein Stadtkind Roms,
Ein eingeborner Müßiggänger, ruft:
„Ja, lassen wir den Nero ungescholten;
Er tut so ziemlich, was wir alle täten,
Wenn wir nur erst an seiner Stelle wären.
Wenn unsre frühern Herrn, die Konsuln, Feldherrn,
Die Haut zu Markte trugen, ehrlich dumm,
Für Ruhm und für Vergrößerung des Reichs,
So machen es die neusten wahrlich besser,
Die lustig leben auf dem Kaiserthron." —
„Ja," spricht noch mancher in der Runde, „ja,
Laßt's ihn so treiben, wie er eben mag;
Gewiß ist's, daß wir unter keinem Kaiser
So glänzend reiche Zirkusspiele sahn!
's ist eine lust'ge Zeit fürs Volk!" —
                                        „Hoch, Nero, hoch!"
Ruft Saccus. „Doch was ist's mit Agrippinen?
Mit diesem lockend schönen Ungeheuer,
Mit diesem Dämon, diesem Fabelwesen
In Weibertracht? Führt sie noch stets das Ruder?
Ist die geheimnisvolle Zaubermacht,
Mit der sie selbst den wilden Sohn umstrickt,
Noch immer nicht gebrochen?" — „Endlich hat",
Erwidert Nautilus, „der mütterlichen
Zuchtrute, die zum Zauberstab geworden,
Entwunden sich das wüste, wilde Söhnlein
Und fern auf ihrem Landgut grollt sie jetzt,
Die stolze Kaisermutter; freilich nur,
Um früher oder später triumphierend
Zurückzukehren: Ist sie doch das schlauste,
Ehrgeizigste, und — das muß auch der Neid
Ihr zugestehn — trotz ihrer vierzig Jahre,
Noch stets das schönste Weib in Rom!" —
                                        „Laßt das,"
Wirft Saccus ein, „in einem Weiberrock
Verfängt doch auf die Dauer sich kein Mann,

Der schon der ganzen Welt ein Schnippchen schlägt
Und sich mit seinem Schatten raufen möchte,
Weil er es wagt, sich neben ihn zu stellen“ ...
„Ja, und doch voll ist“, wendet ein der Grieche,
„Von kleinlich-schnöder Künstlereitelkeit.
Er will vor aller Welt als großer Künstler,
Als unvergleichlich großer Sänger gelten
Und alle Welt weiß doch, daß ihm die Stimme
Gebricht; er krächzt ja wie ein Rabe schier“ ...
Kaum ist das Wort dem Mund entfahren, arglos,
Da schnellt empor mit einem Wutblick Nero
Von seinem Sitz. Er hat das Schlimmste lächelnd
Mit angehört, das man von ihm gesagt —
Doch bei dem Wort des Griechen fährt er auf
Und faßt den schnöden Tadler an der Kehle.
So etwa dürfte wohl ein Panther fassen
Den Kläffer, der entgegen ihm gebelfert,
Wie sich der schreckensbleiche Kritiker
Gepackt von Nero sieht. Vorquillt sein Aug',
Die Knie schlottern ihm und lautlos streckt er
Den Arm zur Abwehr aus, ein Jammerbild.
Nun aber werfen andre sich dazwischen;
Faust prallt an Faust erbittert und alsbald
Erdröhnt das weite qualmende Gemach
Vom Lärmen einer wüsten Schlägerei.
Der starke Nero und der stärkre Burrus
An seiner Seite, wie ein Büffelpaar
Mit einem Hunderudel kämpfen sie.
Wo bist du, Saccus? Komm, um Öl zu gießen
Mit heitrem Scherzwort in empörte Wogen!
Zufällig hat er vor des Streits Beginn
Sich in des Herdes Raum hinausgeschlichen
Zur emsigen Locusta. Sieh, der alten
Spürnase blüht ein Fund hier unverhofft:
Ein Mägdlein findet er, im Winkel sitzend,
Das kindliche Gesicht von Rabenlocken
Umflattert, träum'risch in die Kohlen blickend,
Mit Augen, schwarz und feurig wie die Kohlen:
Ein wundersames, reizend schlankes Kind,
Zwölfjährig kaum, doch schlank wie eine Hebe.

Hei, wie da mit erstaunten Äuglein blinzelt
Der dicke Saccus: „Ei, wo kommst du her,
Du schmuckes Kind, erlesne Augenweide?
Sieh mich doch an — was blickst du in die Kohlen?
Willst du mit deinen großen Feueraugen
Sie etwa noch zu heißrer Glut entfachen?
Komm mit!“ Er ruft's und schmunzelnd, augenzwinkernd,
Zerrt er, Locustas Einspruch nicht beachtend,
Die Kleine mit sich fort ins Gastgemach.
Da findet er die Stube voll Tumult.
Unwillig ruft er in den Streiterknäul:
„Laßt ab, ihr Bursche! Seid ihr toll geworden?
Seht, welch ein Schätzchen ich hier aufgestöbert!“
  Ab lassen voneinander die Entbrannten,
Und plötzlich aller Blicke Mittelpunkt
Wird jenes wundersame schlanke Kind.
Halb ängstlich und halb kindlich-trotzig schüttelt
Es aus dem feinen, marmorblassen Antlitz
Sein pechschwarz-glänzend wirres Haargelock
Und blickt um sich im Schwarm der fremden Männer
Mit Augen, groß und schwarz und langbewimpert.
Fast größer scheint des Mädchens Feueraug',
Als seines zarten Munds geschloßne Knospe.
Darüber schwungvoll ausgebreitet sind
Die dunklen Brau'n, geschwungen stolz und hoch,
Ein ausgebreitet Adlerflügelpaar
Ob einer Lilienflur. Doch kindlich herb
Erscheint noch dieser Mädchenblüte Reiz;
Und ein geheimer, melanchol'scher Hauch
Umschattet ihn — ist's stille Sehnsucht etwa
Nach einem fernen schönen Heimatland?
Ist's jene Schwermut, jene unbewußte,
Die alle Schönheit wunderbar umschwebt,
Vorahnend, daß auf dieser Erdenflur
Das Los der Schönen stets ein Trauerlos? —
Schön ist, doch rührend fast des Mädchens Anblick,
Und ringsher steht die wilde Schar erstaunt.
  Doch keifend drängt sich schon heran Locusta,
Die Kleine bei der Hand erfassend: „Ei,
Das ist kein Bissen für Plebejergaumen;

’s ist eine junge Gaditanerin,
Ja, ein hesperisch Früchtchen aus Hispanien,
Das Jahr um Jahr dem kunstverständ’gen Rom
Die feurig-schönsten der Sylphiden sendet.
Des Mägdleins Mutter auch war Tänzerin:
Die sucht’ in Rom ihr Glück und ließ, wegsterbend,
Dies Töchterlein hier nackt und bloß zurück
In fremder Leute Hand. Mitleidig nahm ich
Mich seiner an. Manch schöne Gabe hat
Das Mädchen von der Mutter, tanzt auch schon
Wie eine kleine Göttin, sag’ ich euch!
Nur fühlt sie sich nicht heimisch noch in Rom,
Spricht oft im Traum von Strömen fremden Klangs
Und von Granatbaumgärten seiner Heimat,
Ruft Schwestern und Gespielen. Und dann tröstet
Am Morgen sich’s mit Tänzen und mit Liedern.
’s ist auch ein Schönheitswunder, wie ihr seht,
Nur noch nicht flügg’; ein Jährchen mag die Kleine
Bei mir noch weilen im Verborgenen,
Dann werden wohl die Götter ihr verhelfen
Zu einem Glück, wie sie’s verdient, und auch
Mir armem Weib zu den Erziehungskosten.“
  So spricht Locusta und will an der Hand
Entführen rasch die Rabenlockige.
Doch stürmisch durcheinander ruft der Schwarm:
„Halt! Laß sie uns ein Pröbchen geben
Von ihrer Tänzerkunst!“ — Locusta schüttelt
Das Haupt versagend: „Sucht euch andre Ware!“
Da wirft ein Goldstück der vermummte Nero
Der Alten zu, ausrufend: „Laß die Kleine!
Sie soll uns tanzen!“ — „Tanzen!“ wiederholt
Der Stube jubelnd Echo, bis willfahrend
Die Alte grinst, dem Zwang unwillig weichend.
  Actäa — dies des holden Kindes Name —
Verschwindet einen Augenblick, hinweg
Geleitet an Locustas Hand; doch bald
Kehrt in verschoßnem, leichtem Flitterkleid
Sie wieder — einem mütterlichen Erbstück —
Und hochgeschürzt, wie’s ziemt der Tänzerin.
Inzwischen hat der Schlangenzauberer

Das Flöteninstrument hervorgeholt,
Zu dem er seine Schlange tanzen läßt.
Und sanfter erst zu sanften Tönen regt
Die kleine Gaditanerin die Glieder;
Doch mehr und mehr den sich beflügelnden
Akzenten der Musik folgt, selbst beflügelt,
Mit freud'gem Schwunge sie — ihr Auge blitzt,
Ihr dunkelglänzend Haargelock, es wallt
Ums Haupt ihr, ihre zarten Glieder schwellen
Und ihres Leibes Formen runden sich.
Ist dies das ernste, stille, blasse Kind,
Das eben noch fast schüchtern um sich blickte?
So innig folgt sie mit des Tanzes Schwung
Der lieblich weichen Flötenmelodie,
Daß fast es scheint, als ob sie selbst erklänge,
Als ob mit ihres Leibs Bewegung sie,
Wie Kunde geht von goldnen Himmelssphären,
Im Umschwung klingend wirkte die Musik.
Fragt nicht, wer diese Rhythmen sie gelehrt!
Nicht Kunst ist, nein Natur ihr Schwebetanz,
Natur wie ihres Auges reiner Schimmer
Und ihrer Locken Dunkel. — O Hispanien!
O Land, worin, wie nirgends, zur Bacchantin
Die Grazie wird und dennoch Grazie bleibt!
War deine Sonne doch, die feurige,
Des glüh'nden Blutes Amme, welches pulst
In dieser kleinen, holden Tanzmänade!
Seht, wie die reine Formenmelodie
Der kindlich zarten Glieder plötzlich nun
Aufwogt in einem lebensfreud'gen Hymnus!
Doch dieses Hymnus Weise, sie versteht
Sich selbst noch nicht — es singt das Herz des Mädchens
Den Text noch nicht zu dieser Melodie —
Noch unbewußt gibt sie dem Gott sich hin,
Dem schönen Gotte der Begeisterung,
Der ihren frischen Jugendreiz berührt
Zu eigner Wonne, wie ein Saitenspiel!
Nur halb ist sie Mänade — halb noch Kind;
Der süße Hauch der Unbewußtheit ruht
Noch über der bewegten Huldgestalt

Und würzt mit höherm Reiz die holde Schau! —
Geendet ist der Tanz. Mit Beifallsjauchzen
Belohnt die kleine Herzbezwingerin
Der Schwarm, vor den sie Schönheitszauber streute,
Wie Perlen vor der Circe Herdentroß.
Fortführen will Locusta sie. Die Zecher,
Berauscht von Wein und von dem Wunderschauspiel,
Verwehren ihr's. In ihre Mitte ziehn
Das zarte Mädchen sie. Der Frechste reißt es
An sich und hebt es lüstern auf sein Knie
Und drückt den strupp'gen Bart ihm ins Gesicht;
Ein wüster Polyphem, der eine Nymphe
Des Meers gehascht und plump und roh sie küßt.
Auf schreit das Kind erschreckt — in seinen Gliedern
Nach zittert noch der wildbewegte Tanzschwung,
Und doppelt jetzt vor Angst erzittert es;
Erglühend, atmend, sträubt sich's, wie die Taube —
Da fällt ein Schlag, von kräft'ger Faust geführt,
Auf den Verwegnen nieder. Nero ist's,
Der mit dem Schlag befreit die scheue Taube.
Nun aber drängen auf den Unbekannten,
Der keck und stolz in alles Tun sich mischt,
Die Zecher ein, ein neuer Streit entbrennt —
Ein wüst' Geschrei durchgellt den Raum aufs neue,
Gehobne Stühle drohn und Becher fliegen
Und jener steht fast überwältigt schon
Im Handgemeng'; der stramme Nautilus
Hebt einen Mischkrug und das Steingefäß
Will beinzerschmetternd eben niederkrachen —
Da schreit, von Schreck ergriffen, Seneka,
Der bleiche Zeuge dieses wüsten Kampfes,
Wie unwillkürlich auf: „Halt ein, halt ein,
Du triffst das Haupt des Nero!" — Inne hält
Der Drohende — und jetzt erschrickt er erst
Vorm Funkelblick des unerschrocknen Gegners
Und in den ganzen Kreis fällt dieser Blick,
So blitzend, daß am Wort des Seneka
Rings in erstarrter Gruppe keiner zweifelt . . .
Ja, die noch eben, drohend wilde Kämpen,
Gedrängt sich um den einen, sind gelähmt,

Versteinert, eine stumme Tafelrunde,
Und wer sich eines kühnen Worts bewußt,
Gesprochen über Nero, der erbleicht . . .
Doch einer, seht, ist in dem Schwarme noch,
Der gute Miene macht zum bösen Spiel:
Das lust'ge Schusterlein von Benevent.
Schuldunbewußt und darum mutig tritt er
Vor Nero hin und spricht mit keckem Scherz:
„Der Götter Segen auf dein hohes Haupt,
Erhabner Herrscher! Sei uns demutvoll
Gegrüßt in dieser schlechten Weinspelunke,
Die deiner ist so wenig wert und wo
Du sauren Wein nur fand'st und obendrein
Noch unbedacht Geschwätz verschlucken mußtest
Von uns armsel'gen Schuften, die wir alle,
Bezecht, umnebelt durch den schlechten Krätzer
Locustas, faselten, ich weiß nicht was.
Locusta, Herr, sie trägt allein die Schuld.
Denn ihr Getränk hat uns den Sinn verwirrt
Und darum siehst du auch sie reuevoll
Hier vor dir stehen, bebend, stumm, als ob
Sie sagen wollte: Herr, nimm meinen Kopf,
Den Kopf der todeswürd'gen alten Vettel,
Für all den schnöden Frevel, der geschehn.
Tu ihr den Willen, Herr, und laß sie köpfen:
Die Alte gibt sich anders nicht zufrieden!
Uns aber, Herr, gewähre Amnestie!
Verschmäh' es, Cäsar, dich an solchen Wichten,
Wie wir es sind, zu rächen — und damit
Besiegelt sei die tröstliche Versöhnung
Mit feierlichem Unterwerfungsakt,
So liefern wir demütig dir hiermit
Den Gegenstand des Streites aus, die kleine
Hispanierin, das reizend liebe Kind.
Herr, nimm sie hin zur Sühne für uns alle;
Und wenn du's nicht verschmähst, wir führen dir
Die Kleine feierlich für diese Nacht
Als Bräutchen zu mit allen Römerbräuchen.
Das sollte werden eine lust'ge Nacht!
Zwölfjährig ist sie: das ist eher wohl

Ein Vorzug als ein Mangel — o du liebes
Arom der Jugend! Glattgespannte Haut,
Wie eine Apfelschale — morgenfrisches
Und spiegelklares Aug' — das ganze Mägdlein
Frisch, reinlich wie ein Mandelkern — fürwahr
Ein Bräutchen ist's, nicht unwert eines Kaisers!" —
So spricht der schlaue Possenreißer, sich
Geheim verbündend gegen Neros Zorn
Mit Neros Lüsternheit. „Als Bräutchen?" ruft
Mit Lächeln dieser, dem des Kauzes Rede
Geglättet schon die zorngefurchte Stirn;
„Hör', Tigellin, mich dünkt, es überbietet
Der Kahlkopf dich in glücklichen Gedanken!
Solch prächt'gen Einfall hatt'st du lange nicht,
Und manche Nacht durchgähnt ich schon! Dies Mägdlein
Mir angetraut hier in Locustas Schenke?
Wohl gäb' es eine lust'ge Nacht! — Es sei!
Zu Liebe dieser lieblich-schlanken, jungen
Gazelle, die wie unter Wölfen ich
Gefunden unter euch, sei euch verziehn!
Mit feinem Kennerblick, o Saccus, hast du
Die Würdigkeit des Bräutchens mir entwickelt:
So schen sie blickt, der Kleinen Mund vergeistigt
Die Charis schon — frühreif ist stets die Schönheit.
Ich will sie nicht verschmähn, die würz'ge Blüte
Vom goldnen Tagusstrand — ich will ihn schlürfen,
Den jungen Schaum von diesem Feuerwein:
Dies reizend frische Kind, dies edle Blut,
Dies unerschloßne, reine, süße Leben —
Das alles ist ja eben gut genug,
In Neros Sein ein Stündchen auszufüllen.
Nach Römerbrauch will ich mich ihr vermählen
Und ihr sollt meine Hochzeitsgäste sein;
Locusta, spute dich, uns zu bereiten
Ein Hochzeitsmahl und schenke Wein in Strömen;
Du, Saccus, ordne mir den Hochzeitsbrauch!"
  Ein Jubelruf der schreckerlösten Gäste
Begleitet Neros fröhlichen Entschluß.
„Hoch!" rufen sie, „hoch Nero und Actäa!"
Verschüchtert blickt das holde, schlanke Mägdlein

Um sich im Schwarm der Rufer, unbewußt
Des Schicksals noch, das seiner harrt; empor
Zu Nero blickt mit stillem Grau'n die Zarte,
Zum Jüngling, der so schön und doch so furchtbar,
Zum Jüngling mit den tiefen, glüh'nden Augen
Und mit dem Zug des Hohnes auf der Lippe,
Der jetzt so seltsam ihr ins Auge schaut,
Daß Blut und Seele schüchtern ihr zurück
Bis in das Innerste des Herzens flieht . . .
Berechnet hat indes Locusta still,
Was ihr für heut an blankem Golde wohl
Abwerfen mag die kaiserliche Kundschaft.
Doch eifert sie verstellt: „Das arme Kind!
Was wollt ihr doch mit solch unreifer Traube?
Noch ist sie grün und herb!" — „Ei, siehe da,"
Fällt ein der Schuster, „einen kaiserlichen
Brautwerber denkst du abzuweisen? Ha,
Du faselst! Unreif, sagst du? dauert dich
Vielleicht zu früh gepflückte Jungfrauschaft?
Je nun, man muß sich eben sehr beeilen,
Will man die Frucht noch frisch vom Stengel pflücken;
Die Mädchen reifen heutzutage früh.-
Zu jung Actäa? Kennst die Weiblein schlecht!
Denk' an die Göttin Isis, welche schon
Im Mutterleib von ihrem Zwillingsbruder
Osiris schwanger ward!" —
Des Männleins tollen
Erguß belächelnd, zieht von seinem Finger
Der heitre Nero einen Demantring
Und wirft ihn in den Schoß der Alten. Grinsend
Gibt ihren Segen zur Vermählung sie.
„Nur seht," so fügt mit widerlichem Lachen
Locusta noch hinzu: „nur seht euch vor:
So sanft sie scheint — oft ist ein Tollkopf sie,
Gebärdet störrig sich und eigenwillig
Und in den Finger biß sie jüngst den reichen
Fabullus, der die Wang' ihr streicheln wollte."
Fort führt Locusta nun das stumme Mädchen,
Um bräutlich es zu schmücken; ihr gesellen
Sich Saccus, Tigellin, vorzubereiten

Der Brautnacht Posse. — Fröhlich lagern wieder
Die Zecher sich indes und Neros Wort
Entfesselt aller Feuerweine Quellen,
So viel beherrscht die häßliche Najade
Locusta. Preis und Lob erschallt dem Kaiser
Im Kreise rings und sieh, der Grieche, bang
Noch denkend seiner frühern bösen Rede,
Schreibtafeln zieht er und den Griffel jetzt
Hervor und, nur ein wenig sich besinnend,
Zu hören gibt er einen Hochzeitshymnus
Voll Griechensuada, eine schmeichlerische
Palinodie. Wie tummelt er das Roß
Der Musen, wirbelt auf bei jedem Schritt
Staubwolken von Metaphern und Hyperbeln
Zur Lust des Hörerschwarms!
Bald kehrt zurück
Der lust'ge Saccus, meldend, hold geschmückt
Sei schon die Braut und harre des Entführers.
Vom Zechertroß geleitet jetzo stürmt
Gewaltsam Nero — so will's Romas Brauch —
Die Tür der Kammer, wo Actäa sich,
Die liebliche, verwundert selbst betrachtet,
In Kranz und Schleier, bräutlich, um den schlanken
Äther'schen Leib den jungfräulichen Gürtel
Geschlungen.
Nachgeäfft wird nun die Sitte
Der Väter; scherzhafte Auspizien
Beginnen, Neros und Actäas Hände
Legt ineinander man mit Segenssprüchen.
Dann wird die Braut entführt. Mit Blumen ist
Bestreut die Schwelle, drüber man sie hebt,
Und eine Fackel trägt man bis zur Tür
Des Thalamus voran der Lieblichen,
In deren großem, rührend schönem Aug'
Die Frage glänzt, was dieses Spiel bedeute.
Noch blasser als zuvor ist jetzt ihr Antlitz.
Wo bleibt er nun, der kecke Mädchentrotz,
Den des Fabullus Finger blutend spürte?
Das arme Kind — es steht in Neros Bann!
Wie vor der Riesenschlange Blick das Vöglein,

Das Blümlein vor der stürzenden Lawine,
Steht sie vor dieses Mannes Blick, worin
Ihr unverstanden aufblitzt eine Welt
Von Lieb und Haß, von Gier und Überdruß,
Von Weichlichkeit und von Titanenstolz,
Von Lebensdurst und von Vernichtungslust! . . .
  Horch! Vor der Tür des Thalamus alsbald,
Die hinter diesem seltnen Paar sich schloß,
Wird angestimmt von den bezechten Gästen
Priapisch-keck ein wüster Hymenäus,
Wie Neros Zeit ihn nur ersinnen mochte.
Seltsame Götter sind es, die sie rufen:
Den Subigus, die Prema, die Pertunda,
Priap und Venus nennt ihr Scherzgesang
Und feiert den Moment, zu überbieten
Bemüht mit frechstem Wort die frechste Tat . . .
  Dem Tigellin ward heimlich Neros Wink:
Zu wachen, daß kein Gast den Ort verlasse
Vor Tagesgrau'n und seiner Wiederkehr.
Ihn kümmert es, den Alten noch zu finden,
Den wunderbaren Alten, deß' Geheimnis
Sich seine Neugier spart zum Morgenimbiß
Und der, in seinem Winkel einsam sitzend,
Aus dunklen Höhlen unter busch'gen Brau'n
Die Blicke flattern läßt wie nächt'ge Vögel.
  Indes die freVle Brautnacht Nero feiert,
Bezechen munter sich die Hochzeitsgäste.
Daß nicht der Schaum dem Trank der Orgie fehle,
Ruft man herbei auch Zitherspielerinnen
Und Tänzerinnen, schweifend Buhlgezücht.
Und die soeben jungfräulicher Schöne
Liebreizend Glanzgebild geschaut, bejauchzen
Noch dankbarer Hetärenfrechheit jetzt
Und eines Tanzes Ausgelassenheit,
Der nicht den Geist der Wonne wiedergibt,
Nur ihre tierisch-rohen Zuckungen.
So geht dem Zecherschwarm in trunkner Lust
Und wildem Taumel Stund' um Stunde hin.
Gelächter schallt, Gesang und roher Scherz,
Dann wieder kurzer Zank, den stets beschwichtigt

Mit seiner unbezwinglich heitern Laune
Das kluge Schusterlein von Benevent.
Der schwimmt im Moste wie ein Weinbeerkern:
Krebsrot im Angesicht, weit vorgequollen
Das weinig-triefende Glotzaugenpaar,
Singt er mit schwerer Zunge schmutz'ge Lieder,
Wobei von einem Ohr zum andern ihm
Das Hütlein drollig auf dem Kopfe tanzt —
Ein Anblick, den die Zecherschar aufs neu'
Bejubelt stets mit wildem Lachgewieher.
Je mehr vorrückt die Nacht, der Morgen naht,
Nur um so mehr wächst Lärm und Übermut
Der wüsten Szenen in Locustas Schenke:
Und wer in dies vertierte Treiben blickt,
Blickt in die Römerwelt: Locustas Schenke
Ist nur ein kleiner bunter Wassertropfen
Der ungeheuren röm'schen Lasterpfütze;
Doch in dem kleinen bunten Wassertropfen
Ab spiegelt schon die ganze Roma sich.
Nur vier der Zecher haben sich dem Braus
Entzogen, willig oder unfreiwillig:
Der Grieche liegt schon schnarchend unterm Tisch,
Wohin er sank, besiegt von Saccus, der
Den Lästerer des Römervolks zum Wettkampf
Im Trinken keck herausgefordert: Hellas
Und Romas Ehr' vertraten sie voll Eifer
In diesem Saufduell — und glänzend siegte
Für diesmal Rom. Abseits vom Schwarm der Gäste
Still mit Locusta flüstert Tigellin:
Und wer den Mohren sieht mit diesem Weibe,
Der schwört, daß nimmer wohl sie flüstern können
Von anderm als von Gift und Zaubertränken.
Als dritter sitzt vom Schwarm der Zecher abseits
Der weise Seneka: ihm gellt der Lärm
Ins Ohr verhaßt und widerlich — er liebt
Gelage, doch auf weichen Purpurpolstern,
Nicht in Plebejerdunst. Mißmutig schweigend
Da sitzt er, zeichnet meditierend sich
Von Zeit zu Zeit in seine wächserne
Schreibtafel einen glänzenden Gedanken,

Mit dem ihn Langeweil' als Muse segnet,
Und schielt nur dann und wann mit halbem Blick
Nach einer hochgeschürzten Tänzerin,
Die feiner als die andern ihn bedünkt.
Und noch ein vierter sitzt im lärmdurchhallten
Gemache schweigsam, doch nicht unaufmerksam:
Der düstre, bleiche, wildumlockte Greis.
Es fällt manch neugierkecker Blick der Zecher
Auf diese seltsam brütende Gestalt,
Die selbst im bunten Volksgewimmel Roms
Das Auge des Betrachters überrascht.
Man mustert den beharrlich Schweigenden
Und Scherz und Spott wagt sich an ihn heran.
„'s ist ein verrückter Bettler," spricht der eine.
„Und ein Hebräer," fügt hinzu der andre;
„Man liest's an seiner Nase, seinen Augen
Und seinem Bart." Und nun erwacht der Spott
Nur um so kecker gegen ihn als Sproß
Vom Stamme der verachteten Judäer.
Man schilt ihn Jüdlein, neckt ihn mit dem Sabbat,
Am Bart ihn zupfen die Hetären — doch
's ist wunderbar, wie Grau'n befällt die Spötter,
Sobald sein Blick dem ihrigen begegnet.
Und die Gestalt noch immer wechselt er:
Harmlos erscheint er jetzt und jugendlich,
Dann wieder zeigt er plötzlich, wie zum Hohn,
Den Frechen mit gespenst'ger Neckerei
Das grau verwitterte Medusenantlitz,
Das einen Nero selbst zuvor erschreckt.
Und weichen dann sie scheu, da ist's, als kläng'
Aus seiner Brust ein dumpfes wildes Lachen
Herauf, wie Wahnsinn oder Rache lacht . . .
Was schlängelt dort sich aus dem Dämmerwinkel
Des nächtlichen Gemachs? was ringelt sich
Am Boden hin in langen, wechselnden
Kreiswindungen? Was klingt dazwischen, horch,
Für ein bedrohlich Zischen? Siehe da,
Die Schlange des Ägypters, die zu tanzen
Pflegt in den Straßen Roms zum Klang der Flöte,
Sie hat sich losgemacht aus dem Behälter

Und züngelnd kriecht sie hin durch das Gemach.
Entsetzt bemerkt zuerst sie Seneka
Und auf den Schrei des zagen Stoikers
Kehrt sich der Zecher Blick, soweit ein Blick
Noch lebt in ihren weinverglas'ten Augen,
Nach jenem giftigen Gewürme hin.
„Sieh da," ruft Saccus, weinestrunkner Laune,
„Sieh da, du Schlänglein auch erscheinst als Gast
Zu Neros Hochzeitsfeste? Sei willkommen,
Du glatter Schleicher — du geborner Höfling!
Es ist vom Mahl dir noch ein Rest geblieben
Und auch ein Becher Weins sei dir kredenzt!" —
Er ruft's in tollem Übermut und stellt
Hinunter auf den Boden seinen Becher,
Den vollgefüllten, in den Weg der Schlange.
Und nun, ha, seht das wundersame Schauspiel:
Das Tier, es schleicht heran und naht dem Becher,
Und hebt den Kopf und taucht ihn in das Naß,
Das rötlich funkelnde, des Weins und gierig
Hinunter schlürft's die edle Bacchusgabe.
Nun aber plötzlich, wie benebelt, seltsam
Beginnt's zu taumeln und, unsicher wiegend
Das weinbeschwerte Köpflein, strebt's zu tanzen:
Und immer mehr zu wunderlichen Sprüngen
Und Wendungen hebt die berauschte Natter
Den Leib, daß halb mit Graus, halb mit Gelächter
Die Zecher auf sie blicken. „Selbst die Schlange,"
Ruft Saccus lachend, „selbst die Schlange, seht,
Bezechte sich zu Neros Hochzeitsfest!
Hoch die betrunkne Schlange! Hoch wir selbst,
Die Trunknen und mit uns das ganze Rom,
Das selber eine alte trunkne Schlange,
Berauscht vom Göttertrank der Weltherrschaft
Und zur Verdauung jetzt bacchantisch taumelnd!" —
Wildlachend tut der ganze Schwarm Bescheid.
„Willst du die Flöte blasen oder willst du
Den Thyrsus schwingen, schmiegsame Bacchantin?"
So rufend reizt den Wurm bedachtlos einer
Mit vorgehaltnem Stab. Da fangen plötzlich
Des Tieres Augen greulich an zu funkeln.

Den Rachen sperrt es auf und streckt die Zunge
Bedrohlich vor und geht nun, wie zum Kampfe
Hoch aufgerichtet, auf den Nächsten los ...
Es faßt der Schreck die wilden Zecher, bebend
Aus weichen sie, nun schier ernüchtert; Weiber
Besteigen angstvoll kreischend Stühl' und Tische.
Wo ist der Magier, der die Schlange wohl
Zu bannen wüßte? Ei, der liegt gefesselt
Im schweren Bann schlafsücht'ger Trunkenheit
Und keine Hand vermag's, ihn aufzurütteln.
  Heran tritt jetzt der Mohr mit wucht'gem Holzstück
Und will den Giftwurm töten — da erhebt
Sich plötzlich von dem Sitz der düstre Gast
Und schreitet ruhig auf die Schlange los,
Packt an dem Hals die Widerstrebende
Und steckt zurück in den Behälter sie
Mit sichrer Hand. Hat nicht sie, zornvoll geifernd,
Den Finger ihm geritzt mit gift'gem Stachel?
Der Greis doch achtet's nicht. Mit Staunen blicken
Und mit vermehrter Scheu die Zechgenossen
Hin auf den Wundersamen, der schon wieder
So still, so stumm an seinem Platze sitzt,
Wie er die ganze lange Nacht gesessen.
Nun spötteln sie nicht mehr — ein Magier ist's,
Und, ängstlich von der Seite nach ihm blickend,
Zu flüstern sie sich grause Spukgeschichten
Von bösen Zauberern und Zauberinnen ...
  Doch bald obsiegt des Weines Macht der Angst.
Es schöpft das Laster aus der trüben Hefe
Geleerter Krüge seine letzte Kraft:
Verdreifacht sieht des Morgens erste Stunde
Den wilden Zechergraus. Und als von außen
Durchs Fenster bricht der Dämmerstrahl und still
Aus seinem Thalamus der Bräutigam
Der lieblichen Actäa tritt — da blickt er
Beim Scheine matter, übernächt'ger Lampen,
Die mählich, mit verkohltem Dochte flackernd,
Erlöschen, in die wüste Schenkenszene
Auf ihrem Gipfelpunkt. Im Bann des Bacchus,
Der Venus sieht er alle, sieht nun auch

Den weisen Seneka mit keckem Arm
Die Hüften jener Tänzerin umschlingend,
Die er so lange wählerisch gemustert . . .
„Sieh da," ruft er, „ihr habt als wackre Bursche
Dem Freudengott geopfert, mir zu Ehren
Und meinem süßen Bräutchen. Habet Dank!
Und wenn ich jetzt von euch mich trenne, will ich,
Daß wir uns wiedersehen. Denn so wie
Für diese Nacht ich euer Gast gewesen,
Sollt ihr die meinen für die nächste sein.
Ein Bacchanal in meinen Gärten fei'r ich,
Ein Freudenfest, wie Rom noch keins gesehn.
Da will erscheinen ich als Dionysos
Und ihr sollt als Bacchanten um mich sein!
Was fröhlich jetzt umschloß Locustas Schenke,
Sobald der Abend graut, vereine sich's
In meinen duft'gen Gärten an der Tiber,
Wo Tigellin, mein wackrer Festanordner,
Euch lehren wird — sofern ihr nüchtern seid —
Was Nero, seine Gäste zu ergötzen,
Von eurem Mut, von eurer Laune heischt!"
Es jauchzt die Zecherschar: aus heisern Kehlen
Erschallt ein stürmisch Lebehoch dem Cäsar.
Nur einer sitzt noch abseits, schweigend, ernst.
Da wendet Nero lächelnd sich zu ihm:
„Willst du nicht auch bei meinem Fest erscheinen,
Du Schweigsamer? Wie, oder nennt man besser
Wahnwitzig dich?" —
Auf richtet sich der Greis —
Und jeder blickt mit Scheu nun auf die hohe,
Titanische Gestalt, die kurz zuvor
Dasaß gebückt und tief in sich versunken.
„Wer bist du?" fragt, den Blick des grausen Fremdlings
Mit stolzer Festigkeit erwidernd, Nero.
„Ich bin," versetzt der Greis, „ich bin ein Mann,
Der sterben will." — „Wie? Sterben?" lächelt Nero,
„Und ich, sieh, bin ein Mann, der leben will:
Es treibt mich unermeßner Lebensdrang!"
„Und mich treibt unermeßne Todessehnsucht:
Mein Auge flieht der Tod und selbst der Schlaf.

Nun komm' ich, rastlos wandernd und die Spur
Des Tods verfolgend, her nach Rom: hier ist
Todreifes viel — ich ahn' ein großes Sterben,
Ein Sterben, zehrend an dem tiefsten Mark
Des Seins, wenn auch von Glanz noch übertüncht.
Vielleicht, vielleicht gelingt mirs mitzusterben ..."
„Du wirst erfahren, lebensmüder Graukopf,"
Spricht Nero drauf mit Lächeln, „daß sich's hier
In Rom noch immer besser lebt als stirbt.
Du solltest mein Begleiter sein. Wir sollten
Hinwandeln so vereint durch unsre Zeit:
Die tiefste Todessehnsucht, zugesellt
Dem höchsten Lebensdrang!" — „Nicht dein Begleiter,"
Versetzt der Greis, „nicht dein Trabant und Sklave
Denk' ich zu werden, doch dir nah' sein will ich —
Denn deinetwillen kam ich, Herrscher Roms!
Mich zu verfolgen durch die Straßen Roms
Vermeintest du und warst doch selbst ein Wild;
Ich zog mit einem Zauberbann dich nach
Und fortan bleibst du mit geheimen Fäden
An mich geknüpft!" — „Ei und was willst du mir?" —
„Ich will dir dein Geschick vollenden helfen!" —
„Wie? Mein Geschick? Ich bin nicht alt genug ..."
„Und doch ist nah' die Zeit, wo sich's erfüllt ...
Als du durch einen unbewußten Drang
Gefesselt wardst an meine Spur, da sagte
Dir's schon des Herzens Ahnung, daß zusammen
Wir eine Sendung haben zu erfüllen!"
„Du sprichst geheimnisvoll und düster, Freund,"
Ruft Nero, „und ich danke dir dafür,
Daß mein Begleiter du zu sein verschmähst.
Da lob' ich doch den lust'gen Saccus mir,
Das dicke Schusterlein von Benevent,
Das eben erst so wacker mich verteidigt.
Wohlauf, begleite mich, mein lieber Saccus!
Du sollst mit mir an meinem Hofe leben:
Dein rundes Angesicht, es soll mir dienen
Als eine Sonnenuhr der Fröhlichkeit,
In der die festlich rote Jubelnase
Als Zeiger steht. Verkürze mir die Zeit:

Der Dinge bestes ist ja Zeitverkürzung."
„Ei freilich wohl," versetzt der Schuster, „wer uns
Die Zeit verkürzt, verlängert uns das Leben.
Nun, Herr, wie dir's beliebt; ich bin der deine!
Doch willst du, daß mein rundes Angesicht
Und diese festlich rote Jubelnase
Dir leuchte stets in ungetrübtem Licht,
So wisse, dieser Schein ist nur der Abglanz
Der Feu'rung, die mit Speis' und süßem Trank
Muß unterhalten werden im Kamin
Des edlen Menschenleibes, Bauch genannt."
„Sei unbesorgt," versetzt ihm lächelnd Nero,
„Plagt mich zu sehr der Drang ins Unermeßne,
So soll des Mannes Anblick mich beschwicht'gen,
Deß Streben ganz im Bauche sich vereinigt ..."
Der Morgensonne voller Glanz bescheint
Die Straßen Roms.
Auf bricht mit Tigellin,
Mit Burrus und dem weisen Seneka
Und seinem neugeworbenen Begleiter,
Dem Saccus, Nero jetzt. Auf brechen auch
Mit wein- und schlummertrunknen Augen alle
Die Zechgenossen, taumeln durch die Helle
Des frischen Morgens heimwärts, um zu ruhn.
Auf bricht nun auch der finstre Greis; doch nicht
Um auszuruhn: hinwandelnd sucht er still
Die neubelebten Straßen wieder auf
Und stürzt sich in des Forums Volksgewimmel.

Zweiter Gesang.

Das Bacchanal.

In Neros Gärten singt, am Tiberstrand,
Am stillen Aventin, die Nachtigall
Ihr schönstes Lied; in Neros Gärten rauschen
Die Bronnen wunderbar; in Neros Gärten
Greift in die Lorbeerwipfel süß aufregend

Der Zephir wie in goldne Lyrasaiten.
In Neros Gärten ragt, wie nirgend sonst,
Der Kegel der Zypresse stolz und riesig
Im Goldazur. Granatbaumwälder wiegen
Auf unabsehbar'n Strecken wunderbar
Den Scharlachflor, als hätte stolz der Berg
Sich einen Kaisermantel umgeschlagen
Zu prunkend roter Zier. In Neros Gärten,
Da stäubt die Blütenfülle von den Bäumen,
Wie Funken von der Esse des Vulkan.
In Neros Gärten sprühn aus Marmorbecken
Viel tausend Strahlen aufwärts, eine tolle
Verschwendung von Demanten, Tropfen Silbers,
Geschmolzen in der Sonne. Was da prunkt
In Neros Gärten, übermütig strebt
Es himmelan und maßlos in die Weite.
Sieh, wie sich stolze, marmorblinkende
Terrassen himmelstürmerisch empor
Ins Blaue türmen: ihrer Stufen jede
Trägt eine Blumenflur und weithin herrschend
Auf tut sich eine zaubervolle Schau.
Die Gipfel aber krönen Säulengruppen
Und Neros erzgegoßne Riesenbilder;
Denn überall ist Neros Bild zu schau'n:
Hier blüht's in bunter Blumenmosaik
Auf weiter Flur, hier dräut es schreckbar fast
Aus grünem Gartenraum, in Buchs geschnitten,
Wie ein Gigant zum eh'rnen Himmel auf.
Hold ruhn im Glanz des Sonnentags die Gärten
Des Nero — doch wie lieblich nahet ihnen
Der stille Abend erst, wenn die Syringe
Berauschender den Duft streut und die Sonne
Hinuntergeht in sanfter Purpurglut!
Der Lorbeerwald, ein hellsmaragdnes Meer,
Wie wiegt er goldig nach dem Sommerregen
Im reinen Äther sein erfrischtes Grün!
Dann kommt der Vollmond freundlich-ernst herauf.
O wonnevoller Götterfriede, der
Dann ruht auf dieser Flur! — Doch heute, horch!
Was für ein seltsam Leben kündigt heut

Sich in den Büschen an? Die Nachtigallen,
Sie schmettern feuriger, die Wasser rauschen
Geheimnisvoll. Der Garten harrt des Fests,
Des Freudenfests, das seine Räume noch
In dieser Nacht durchtoben soll! Er harrt
Der Tausende, die Nero bat zu Gast.
Und tausendäugig schon beginnt's zu glühn
Im Dunkel, feurige Girlanden schlingen
Um alle Beete sich, um alle Säulen,
Um alle Giebel, alle Marmorbecken:
Hinauf bis in die Wipfel aufgehangen
Sind bunte Feuerballen: riesigen
Glühwürmern gleich im Dunkel schweben sie.
Teppiche sind weichschwellend aufgeschlagen
Im Rasengrund und hundert Purpurzelte
Erheben sich den Gartenraum entlang.
Die stillen Grotten, hold mit Moos und Efeu
Verkleidet und mit üpp'gen Schlinggewächsen,
Sind heute wundervoll von Purpurschein
Erhellt, mit kostbar'n Tüchern ausgelegt,
Zu bieten unbelauschte süße Rast.
Auf Weihern selbst ruhn traut verhüllte Gondeln,
Drin sich verschwiegne Wonne schaukeln mag.
Und sieh, den blauen Strom herunter kommt
Gezogen durch die stille Sommernacht
Auf Prunkfahrzeugen eine schwimmende
Armada aller Schönheit, alles Glanzes,
Den Rom in seinem weiten Schoße birgt!
Die schönsten Frau'n, sie alle sind geladen;
Was edel ist entstammt und reich, es kommt
Auf Neros Wink. Doch auch der Freigelaßne,
Der Lieblingssklave des Cäsaren, mischt
Sich in der edlen Gäste Reihn und prunkt
Nicht minder stolz. — O sieh, wie zieht der Schwarm
So wohlgemut den schönen Strom hinunter
Entlang den flüsternden Platanenstrand
Und trinkt berauscht den Duft, der niederweht
Und wähnt, es trage sacht ihn Charons Nachen
Vom ird'schen Tal zum Strand Elysiums.
Nun steigt beim Glanze duft'ger Zedernfackeln

Die Schar aus ihren Gondeln, wogt sodann
Durchs blumenüberhangne Prachtportal
Empor vom Strand die sanften Porphyrstufen,
Bis wo die herrlichste der Gartenfluren
Einladend grünt. Gleich einem Wanderzug
Von zwitschernd-heitern, bunten Vögeln läßt
Der Schwarm sich nieder, harrend des Empfangs,
Den ihm der kaiserliche Wirt bereitet.
Da hebt Musik in rauschend wildem Klang
Ihr reizend Vorspiel an und füllt das Ohr
Mit einem hochgeschwellten Riesenstrome
Von stolzen Harmonien. Und während alles
Den Klängen lauscht, da wandelt sich die Mitte
Des Plans, der hier sich dehnt wie ein natürlich
Amphitheater, in ein riesig Becken,
In eines Springbrunns ungeheures Rund,
Das ries'ge Strahlen wirft. Dann plötzlich schiebt
Inmitten dieses Wasserstrahlenspiels
Sich hoch empor ein Hügel, ein Vulkan,
Und speit aus offnem Krater in den dunklen
Nachthimmel aus ein Feuerwerk. Es sprühn,
Vermischt mit jenen blitzenden Kristallen
Des Bronnens, die sie glitzernd noch umtanzen,
Die Funken wundersam. Welch Leuchten, Blinken!
Welch Glanzwettstreit von Funken und von Tropfen!
Und während alles gaffend, staunend jubelt
Vor diesem unerhörten Wunderschauspiel,
Da schwindet's plötzlich und es wandelt sich
Der Schauplatz zur Arena, wo sofort
Anhebt ein Fechterspiel. Und wie die Menge
Zujauchzt den Siegern, weggezogen wird
Der Boden plötzlich wieder und es schimmert
Herauf die Spiegelfläche eines Sees,
Drauf eine stolze Naumachie beginnt.
Und noch einmal — zum letzten Male nun,
Sieh, wechselt diese wunderreiche Schau.
Ein weißer Nebeldunst erhebt sich plötzlich
Vom duft'gen Rauchwerk aus verborgnen Pfannen
Wie leichte dünne Schleier und umhüllt
Für einen Augenblick die ganze Szene.

Doch bald, wie Morgennebel in der Sonne,
Zerteilt der duft'ge Rauch sich mählich wieder
Und aus dem sanft verschwebenden Gewog'
In wundersamer Pracht taucht überraschend,
Und augenblendend fast, ein täuschend Wunder,
Die heitre Gipfelfläche des Olymps.
Und auf des Gipfels sel'ger Au, gestickt
Mit goldnen Blumen wunderbarer Art,
Halb Prunksaal und halb Garten, ruhn verteilt
In holden Gruppen die Olympier.
Sie ruhn auf Rosenlagern, ruhn auf Thronen,
Beim goldnen Mahl. Es wandelt Ganymed,
Es wandelt Hebe dienend auf und nieder.
Ambrosia und Nektar schlürfen sie,
Die Leichthinlebenden, die über Wolken
Und Winden sich in ew'ger Heitre freu'n.
Die Glücklichen! Sie freu'n des Himmels sich,
Der ihnen angehört, der grünen Erde,
Die ihnen dient. Und keine Sorge naht
Den sel'gen Häuptern je, und kein Gedanke
An Zukunft, Zeitengang und Schicksalswechsel . . .
So ruhn sie lächelnd. Horch, was tönt auf einmal
So dumpf von fern? Ist's eine Wetterwolke,
Die donnert auf den Wink des Jupiter?
Doch nein, — es klingt wie erzner Becken Laut.
Was stört die Ruhe der Olympier,
Die nie gestörte seit Jahrtausenden?
Ist's eine neue Schar von Himmelsstürmern?
Horch! Wüst Geschrei und Zimbelklang! Es wächst
Zu ohrbetäubendem Gerassel — näher
Und näher kommt's, es drängt sich frech heran
In sel'ge Götterhöh' — da seht die Schar!
Bacchanten sind's, geführt von Dionysos!
Ein brüllend: „Jo Bacche, Evoë!"
Mischt sich dem Sturm der Tympana: so leuchten,
Die Tags erfüllt sind von den tiefsten Schauern
Der Einsamkeit, die grausen Bergeswüsten
Des Hämus und des Atlas in der Nacht
Von Feuern, widerhallen von dem Lärm
Der Pane, Satyrn, schwärmenden Mänaden,

Wie jetzo der Olymp aufflammt, aufbrüllt
Vorm Tritt der Thyrsusstab- und Fackelschwinger,
Um deren Schultern das gefleckte Fell
Von Panther, Wolf und Löw' und Tiger flattert,
Indes das Haar im Winde fliegt, umhängt
Von Weinlaub und von Efeuranken. Horch,
Wie tost die Lärmmusik der Zimbeln, Flöten,
Der Hörner auch, die sich geblähten Backen
Entwinden in der Schreckgestalt von Schlangen
Mit aufgesperrten Rachen. Hu, bei schrillem
Gequiek der Flöt' und dumpfem Erzgedröhn
Gebärdet toll und toller sich die Schar.
Auf Luchsen, Panthern reiten die Mänaden
Verkehrt und spornen mit den Thyrsusstäben
Die Tiere, andre springen wie verzückt,
Und wiegen, winden sich in unerhörten
Bewegungen, gewaltsam, weit die Köpfe
Zurückgebeugt, die Augen vorgequollen.
Sie führen mit sich junge Wölfe, Böcklein
Und Kälber, und zerreißen sie, bekleiden
Mit ihren Fellen sich und werfen dann
Mit Stücken ihres Fleisches toll um sich.
Sie winden spielend Schlangen um den Leib sich
Und um die Stirn, und manche bindet gar
In einen Knoten sich mit einer Natter
Das wallende Gelock.
In ihrer Mitte,
Auf prächt'gem Triumphatorwagen, fährt
Der hauptumlockte Dionysos selbst.
Es schmückt ihn Stirnband, Mitra, Busengurt,
Und safranfarbiges Gewand umwallt
Fast weibisch-weich die herrliche Gestalt.
Den edelsteinbesetzten Wagen zieht
Ein Löwenpaar, deß lange wilde Mähnen
Vergoldet gleißen: Elefanten schreiten
Daneben, fackeltragende, behängt
Mit Goldblech und mit breiten bunten Schärpen.
Der hauptumlockte Dionysos trägt
Bekannte Züge. Wir erkennen ihn:
Es ist der edle Zecher aus der Schenke

Von gestern nacht, 's ist der Gemahl Actäas:
Sie thront an seiner Seit' als Ariadne,
Bekränzt mit Rosen; als Silen daneben
Auf einem Langohr trabt der lust'ge Schuster
Von Benevent, als Priap Tigellin,
Als Hekate mit wandelt in dem Zug
Locusta und die Zechgenossen alle
Der vor'gen Nacht als Faune folgen sie,
Als Satyrn im Geleite der Mänaden.
  Als Herold wandelt jetzt voran Silen
Zum Thronsitz des erschrocknen Jupiter,
Den ängstlich-bleich der Götter Schar umdrängt.
„Hochweiser Jupiter!“ so ruft der Herold,
„Vergib, wenn ich mit schlimmer Botschaft dir
Die sel'ge Götterruhe stören muß!
Auf meines hohen Herrn und Meisters Wink
Komm' ich dir zu verkündigen: Vorüber
Ist deine Zeit! Vorüber ist die Zeit,
Wo deine Hand geführt den Herrscherzügel!
Ja, du bist alt geworden, Jupiter!
Die Welt ging allzulang den alten Trott.
Denkst du des Worts, das der entfesselte
Prometheus sprach am Fels? Wie Uranos
Dereinst dem Kronos wich und Kronos dir,
So weiche du nun auch dem neuen Gott!
Siehst du, wie dein ehrwürd'ger Goldthron wackelt
Beim Festschritt unsrer Schar, die ihm voraustanzt,
Dem neuen Gott, durchdröhnend euren stillen,
Langweiligen Olymp mit frischem Leben?
Der neue Gott, der kommt, um zu entwinden
Den Zepter deiner Hand, der altersschwachen,
Und zu begründen ein verjüngtes Alter,
Ein schöneres, ein freudenreicheres,
Der neue Gott ist Nero-Dionysos!
Wohlan, ihr habt's gehört, Olympier!
Seht hinter mir die kampfbereite Schar:
Denkt ihr zu streiten, nun so rüstet euch!“
  So klingt des Herolds Wort. Erschreckt, verwirrt
Sind die Olympier, nicht kampfbereit.
Sie greifen zu den Waffen, doch die Waffen

Sind alt und morsch und eingerostet. Stumpf
Geworden sind die mächt'gen Donnerkeile
Des Göttervaters, seine Blitze matt,
Sein Aar ist flügellahm und halb erblindet,
Stumpf sind Apollons Pfeile, seine Lyra
Verstimmt, am Schwert des Schlachtengottes frißt
Der Rost, trüb angelaufen ist der Glanzschild
Minervens und wurmstichig lehnt die Keule
Des lieben Zeussohns Herakles im Winkel.
Ein kurz Getümmel folgt, ein kurzer Kampf.
Das grelle Lodern der Bacchantenfackeln,
Der wüste Lärm der Becken und der Zimbeln,
Das rasende Geschrei der Korybanten —
Das alles blendet, übertäubt, verwirrt
Das zage Häuflein der Olympier
Und trägt den Schrecken in ihr stilles Reich:
Ins Reich der Schönheit und der Lust, wo sonst
Nur klangen goldne Becher und der Musen
Helltönig Lied. Die Götter sind geschlagen;
Besiegt, umzingelt nun erwarten sie
Mit schmerzgebeugtem Haupt ihr neues Los.
„Nicht fesseln will ich euch," ruft Dionysos,
„Nicht werfen will ich euch in finstre Schlünde:
Ihr habt zu tun mit einem edlen Sieger.
Entwandelt frei, wo immer euch's beliebt!
Ihr wart jedoch ein fröhlich lebend Völkchen
Und brachtet in die düstre Menschenwelt
Zuerst aus Himmelshöhn die heitre Botschaft
Der Schönheit und der Freude. Nur zu stolz
Wart ihr, zu adelstolz und viel zu neidisch!
Ihr wolltet zwar, daß sich das Volk erlust'ge,
Doch nicht an eurem Tisch. Gern stiegt ihr selbst
Herunter, wo's ein Liebliches auf Erden
Zu holen gab, doch niemals littet ihr,
Daß arme Menschenkinder auch einmal
Zu euch hinauf in euren Himmel kämen,
Es wäre denn, daß 'mal ein schmucker Junge
Gefiel dem Donnrer oder ein Bastard
Von ihm, wie Herakles, ward aufgenommen,
Der überdies sich erst verdienen mußte

Den Himmel durch ein Dutzend Heldentaten
Im Schweiß des Angesichts. Das ist vorüber:
Denn **mein** ist der Olymp fortan und aller,
Die mir's gefällt, zum Mitgenuß zu laden.
Kroniden, eures Schicksals Stunde schlug!
Gebt Raum, gebt Raum und ziehet hin in Frieden:
Den freien Abzug gönnt man euch — zieht hin!" —
Sie gehn, sie wandeln schweigend hin, die schönen,
In ihrem Sturze doppelt rührend-schönen
Gestalten der Olympier. Die Häupter,
Die königlichen, still gesenkt, so gehn
Sie hin in die Verbannung. Von dem Gipfel,
Dem lichten des Olympus, schreiten sie
Hinunter, langsam, Trauer in den Mienen,
Doch würdevoll. Da wandelt Jupiter,
Die königliche Juno, stolz noch jetzt,
Minerva, sieh, die edle, Venus auch,
Die liebliche, um deren Lilienstirn
Zum erstenmal ein trübes Wölkchen schwebt:
Sie wandeln hin — ein langer stiller Zug,
Der seltsam auch des Rohen Seele rührt.
Auch Neros Sinn beschleicht's wie leise Wehmut,
Indem er hinblickt auf den Götterzug,
Den still hinwandelnden, mit dem die Welt
Der Schönheit untergeht. Dem Auge nun
Sind sie verschwunden und der Saum des letzten
Hat ausgeschimmert in den Lorbeerbüschen
Der Niederung.
An ihrer Stelle drängen
Die wüsten lärmenden Gestalten sich
Der Faune, Satyrn, Nymphen, Korybanten;
Sie fallen über jenes Götterdaseins
Zurückgelaßne Spuren her und treiben,
Mutwillig lachend, toll ihr Spiel damit.
In des Apollo goldne Lyra greift
Der Faun, der freche, wie ein Bänkelsänger.
Den Nektar zapft aus schimmernden Gefäßen
Silen in seinen Lederschlauch und läßt
Die wüsten Satyrn sich darin bezechen.
Wie vordem Kalb und Böcklein ward zerstückt,

Wird von den wütigen Mänaden jetzt
In tollem Übermut gerupft der Aar
Des Jupiter, die Eule der Minerva,
Der Venus Tauben und der Juno Pfau.
  Zum wundervollen leckern Göttermahl,
Das lassen mußten die Uranionen
Halb unberührt, winkt Nero-Dionysos
Die Seinen jetzt und nicht die schwärmenden
Mänaden nur, die Faune, Korybanten,
Nein, auch der Gäste Schwarm, der staunend sich
Das wunderbare Festspiel angesehn,
In den eroberten Olympus ladet
Er alle nun zu sich und heißt sie schwelgend
Sich's wohl sein lassen, jenen neidischen
Olympiern zum Trotz, den jetzt gestürzten,
Zu freuen sich mit Nero-Dionysos.
  Dem Wink des Herrschers folgend, mischt sofort
Der Gäste Schwarm sich in der Bacchen Schar.
Ein tausendstimmig Evoë erschallt.
Die Frauen legen Kränze, reich und duftig,
Dem neuen Gott zu Füßen, schwärmerisch
Entbrennend in verstohlner Glut für ihn,
Den schönen, hauptumlockten Dionysos.
  Die Bacchen zünden Feuer an, zu schmoren
Das saft'ge Wild, das rasend sie zerstückt.
Mit Thyrsusstäben aus bemoosten Felsen
Goldströme süßen Weines schlagen sie,
Dem eine Würze beigemischt, die heimlich
Den kältsten Sinn entflammt zur Raserei.
Ausstreu'n sie Früchte, süße, goldig schimmernd,
In deren Säften Liebeszauber glüht.
Musik erschallt entzückend, Silberbronnen
Erklingen drein und schleudern duft'gen Regen,
Die Luft mit lieblicher Narkose würzend,
Die alle Sinne wunderbar befängt.
Bald hier, bald dort auf steigen in den stillen
Nachthimmel aus den Büschen Feuergarben,
Raketen, gleich als ob das Dunkel selbst
Aufjubelte in heller Glutentzückung.
So mählich schlägt, indes die köstlichen

Amphoren schäumen, Wonnetaumel hoch
Ob aller Häupter meeresgleich zusammen.
Inmitten des Getümmels aber thront
Der hohe Nero-Dionysos: zechend
Singt er der Lust, dem Leben, dem Genuß,
Der Freude einen wilden Dithyrambus.
„Nun herrsche", ruft er, „schrankenlose Lust!
Im neuen Alter soll der Mensch nicht erst
Im Schweiß des Angesichts verdienen müssen
Sein ew'ges Anrecht auf Elysium.
Dem Kühnen ist's erschlossen. Neue Botschaft
Bring' ich den Sterblichen: die des Genusses,
Der Freude. Wie das Licht vordem den Menschen
Prometheus brachte, bring' ich euch die Lust.
Wozu wär' aller Reichtum dieser Welt
Zusammen hier geströmt im goldnen Rom,
Wenn wir in süßem Rausch ihn nicht verpraßten?
Wir Cäsarn sind Fortunens Säckelmeister! —
Sagt' nicht, ich bring' euch ein saturnisch' Alter;
Ich bring' euch mehr. Die goldne Zeit Saturns,
Wo Wein und Milch in Bächen floß und Honig
Von Bäumen troff, wo Schlange, Wolf und Mensch
In Frieden lebten — wir sind nicht mehr harmlos
Genug für so idyllisch-sanftes Glück;
Nein, unsre Nerven fordern stärkern Reiz;
Sie fordern statt der Freude heißen Taumel,
Sie fordern Zimbellärm statt Lerchensangs,
Statt heitrer Tänze unterm Lindenbaum
Bacchantisch wilden, heißen Taumelreigen:
Nicht angesäuselt nur will unser Wesen
Vom Hauch der Wonne sein, nein, aufgewirbelt
Und aufgewühlt in seinen tiefsten Tiefen.
Der Mensch will göttlich werden durch die Lust
Und schicksallos — und ein Naturbeherrscher.
Ihr saht es: Wie der Vorwelt stillen Menschen,
Begegnen meinen wilden Korybanten
Die Schlangen und die Wölfe harmlos wieder;
Denn wie die Unschuld, wirkt auf die Natur
Mit Zaubermächten die Begeisterung,
Des Sinns Verzückung und der Wonne Rausch!

Die Freude ist des Lebens höchstes Ziel!
Die süß gereizte Faser nur betäubt
Einschläfernd jenen großen Hungerdämon
Im Busen aller Kreatur, der nie
Befriedigt wird, nur eingelullt.
Das Denken
Ist Traum und alles Handeln Stümperwerk,
Nur das Genießen ist das echte Tun!
Ein jeder Kelch verschäumt, das Schönste welkt
Und nichts auf Erden währt: nur die Begier ist
Unsterblich! Sie ist eine goldne Biene,
Die, tausendmal ertränkt im Trank der Lust,
Wir auf dem Grunde des geleerten Bechers
Doch immer wiederum lebendig finden! —
Und des Begehrens, des Genießens Zeit
Ist angebrochen — Nero=Dionysos
Führt nun das Zepter. Seht die Götterbeute,
Das Rüstzeug der gestürzten Götterherrschaft:
Es wird in meiner Hand zum Spiele nun!
In meinen Händen ruht der Blitz des Zeus,
Doch ich gebrauch' ihn nur, euch zu ergötzen!"
Er spricht's und kühn sofort nach Jupiters
Blitzbündel, siehe, greift er und es steigt
Auf seinen Wink empor ein schwarz Gewölk
Und schwebt umdunkelnd überm Haupt der Gäste.
Und in der Wolke zucken rote Blitze;
Und Donner rollen drein. Das Dunkel breitet
Sich fast bedrohlich aus und schreckt die Zagen.
„Nehmt dies zum Unterpfand," ruft Nero aus,
„Daß Zeus gestürzt ist und daß im Olymp
Ich herrsche nun und ewig herrschen werde!"
Noch immer zuckt der lust'ge Blitz; da sieh
Im bunten Schwarm erhellt der Lichtschein plötzlich
Ein seltsam düstres Greisenangesicht.
Wie kam's, daß vordem keiner es bemerkt
Und nun betroffen alles starrt darauf?
Blitz folgt auf Blitz und immer düstrer scheint
Die seltsame Gestalt im Flammenschein
Emporzuwachsen über alle, riesig,
Gespenstig. Ha, wer ist der Ururalte?

Ist's Kronos? Ist's des Hades düstrer Gott?
Ist's Thanatos? — Die Festeslust erstarrt;
Ein fahles Licht macht die Gesichter bleich.
Doch nun erkennt der miterstaunte Nero
Den wunderlichen greisen Zechgenossen
Von gestern abend in Locustas Schenke.
„Ha!“ ruft er, „Alter, sprich, was willst du hier
Im Kreis der Jungen? Doch, beinah' vergaß ich's:
Du bist geladen! Nun, so sei willkommen!
Hast wacker uns erschreckt, wahnwitz'ger Griesgram,
Mit deinem Nemesisgesicht. Du kommst ja
Recht wie ein altersgrauer Götterahnherr,
Der gegen Neros Göttermacht Verwahrung
Einlegen will im Namen seiner Enkel!“
So spricht der Herrscher, doch der finstre Gast
Ist in dem Festgetümmel schon verschwunden,
Gleichwie ein dunkler Tropfen sich verliert
In einem Becher lichter Traubenflut.
Vergessen ist die Grau'nerscheinung bald
Und es vermischt in bacchischem Behagen
Der nächt'gen Schwärmer Lustgetümmel sich.
Des Nero-Dionysos Blicke stürzen
Wie Falken sich ins reizende Gewühl,
Ins reizende Gewühl der schönsten Weiber,
Das schwärmend ihn umdrängt, ihm Blumen streut.
Sieh da, die blonde, liebliche Poppäa!
Zur Seit' ihr der Gemahl, der Dickbauch Otho!
Der reißt beim Anblick Neros wie verzückt
Aus dem gewohnten Schlemmerphlegma sich
Und ruft ihm „Heil!“ aus voller Kehle zu.
Das ist von jenen Speichelleckern einer,
Die nur verhüllten Hauptes dem Tyrannen
Wie einem Gotte nahn, die seine Büsten,
Sein Standbild aufgestellt im Hause haben
Und Opfer davor bringen und die rufen,
Wenn hundertjähr'ge Spiele Nero feiert:
„Magst du noch oft, o Herr, noch oft sie feiern!“ —
„Heil dir,“ ruft Otho nun, „Heil dir, o Nero!
Was ist des alten Bacchus Inderzug,
O neuer Dionysos, gegen deinen

Olympischen Triumph? Du bist nicht Bacchus
Allein, du bist Apollon, Jupiter!
Was Kronos, Uranos! Ein übergöttlich
Zeitalter bringst du uns! Drum Heil dir, Heil!"
Mit einem Lächeln dankt ihm Dionysos
Und nimmt dem Tiefgeneigten, demutsvoll
Verzückten ab sein liebliches Gemahl,
Die reizende Poppäa. Sie, die blonde,
Die blaugeaugte Schwärmerin, sie deucht ihm
Die schönste Blume dieser Schönheitsflur.
Mit ihr durchwandelt er die Rosenau'n
Und preist galant die schöne Bernsteinlocke,
Die auf der Stola meeresblauem Purpur
So lieblich niederwallt — und preist das Kinn,
Das reizend-rundlich-weiße. Sie, verschämt
Und doch voll innerlicher Glut, sie blickt
Zum Mond empor, spricht von der Nachtigall,
Sie streut ins wilde, rohe Taumelfest
Etwas wie minniglichen Veilchenduft —
Sie, die gewiegteste von Roms Koketten,
So zweckbewußt, so feinberechnend-schlau,
Daß sie beinah' den kund'gen Nero täuscht.
Doch als nun dieser ihr den aphrodisisch
Gewürzten Becher aufgenötigt, ihr
Ins goldne Haar den Weinlaubkranz geschlungen
Und ihrer Sinne Brand gemach entflammet hat —
Wie ist die sanfte Blonde rasch verwandelt!
Wie schwemmt das bach'sche Naß aus ihren Mienen
Die heuchlerisch-kokette Sittsamkeit!
Der Lilienwangen zartes Inkarnat
Glüht auf in einem süßen Purpurbrand
Und ihres Augensternes Blau gewinnt
So satte Farbenkraft, so glüh'ndes Leben,
Daß andre Augen man nicht geben könnte
Der Göttin Wollust selbst. Wie strahlt der Kranz
In ihrem reichen, goldigen Gelock,
Das nun noch goldiger scheint aufzuglühn!
Sie ist die schönste der Bacchantinnen,
Doch auch die heißentbrannteste von allen.
Was reißt mit einemmal den Blick der Menge,

Die durch den Garten tobend schwärmt, an sich?
Ha, sieh, bei Fackelglanz naht eine goldne
Prachtgondel, herrlicher als all die andern,
Die niederschwammen zu des Nero Fest
Den stolzen Tiberstrom. Und an den Strand
Nun stößt sie, sendet einen Sprecher aus,
Entbietend Nero demutsvolle Frage:
„Ob einen ungeladnen Gast er huldreich
Empfangen wolle?“ — „Einen ungeladnen?
Wohl ungeladne, doch nicht ungenannte!“ —
„Die Göttin Roma ist's, erhabner Herrscher!
Sie will, wie sich geziemt, dem neuen Herrn
Und Gott der Welt, dem Nero-Dionysos,
Darbringen ihre freud'ge Huldigung!“ —
„Die Göttin Roma? Ei!“ ruft Nero lächelnd,
Versprechend sich ein holdes Abenteuer.
„Wohl reizend ist sie? — Nun, sie sei willkommen!“
Drauf senkt die Gondel ihre Purpurhülle,
Und, zeigt, sich wandelnd, ein Gefährt, bespannt
Mit Wölfen, das die Göttin Roma trägt.
Es senkt vom Fahrzeug sich ein kleiner Steg,
Und drüber rollt zum Strand der goldne Wagen,
Rollt mitten in den Kreis der Festgenossen
Und hält zuletzt vor Nero-Dionysos.
Die Festgenossen all und Nero faßt
Erstaunen vor der herrlichen Erscheinung
Der Göttin, die auf diesem Wagen thront.
  Hoch ist und prachtvoll die Gestalt: junonisch,
Fast übermenschlich. Eine Mauerkrone,
Goldschimmernd und voll deutungsreichen Bildwerks,
Bedeckt ihr wogend rabenschwarz Gelock,
Das auf die Alabasterschultern fällt.
Die Brust umschlingt ein goldner Schuppenpanzer;
Ein rotes, golddurchflimmertes Gewand,
Deß Zipfel, überm gemmenreichen Gürtel
Heraufgezogen, malerisch sich umlegt,
Umwallt in kunstvoll reichem Faltenwurf
Zu eng nicht, noch zu weit den prächt'gen Leib;
Ihr Angesicht deckt eine Maske; doch
Ein Auge, groß und feurig, glänzt hindurch.

Den Boden jetzt betritt die Wunderbare;
Herwandeln hinter ihr vier Waffenträger:
Germane, Parther, Grieche, Mauretanier —
Sie tragen Lanze, Schwert und Schild und Helm.
„Sei mir gegrüßt, o Nero-Dionysos,“
So spricht sie nahend; „deines Sieges Kunde,
Den eben du erkämpft, durchfliegt die Stadt
Und alles, nah' und ferne, jauchzt dem Sieger!
Der Lärm schallt zu den Wolken. Wie vermöcht' ich's,
Zu sitzen kühl im stillen Tempelraum
Und nicht begeistert schnell mich aufzumachen,
Zu grüßen meinen liebsten, größten Sohn,
Der ruhmvoll so nicht bloß die Zügel Roms
Und aller Welt, nein, des Olympus auch
In Händen hält! Sei mir gegrüßt, o Nero!“
„Nicht von der Welt, nicht vom Olympus sprich,
Erhabne Göttin, mir!“ erwidert Nero,
Erglühend für die hohe Prachterscheinung.
„Was ist die weite Welt, was der Olymp
Mit allen seinen Göttern gegen dich,
O Roma, herrlichste der Göttinnen!
Mit dir teilt Nero-Dionysos gern
Den Himmel, den er eben sich erobert!“
Er spricht's und führt die hehre Unbekannte
Tief in den Bann des Zauberhains . . . O seht,
Wie hier in Lauben, Grotten, Purpurzelten,
Sogar in Gondeln auf den stillen Weihern
In wilder Glut das Bacchanal entbrennt
Und ringsum dichter stets die Wonne streut
Auf glüh'nde Häupter ihren Taumelmohn.
Wohl sind die Fackeln tief herabgebrannt,
Doch taghell wirft der Mond die Strahlenpfeile.
Die Luft ist weich, voll heimlich tück'scher Glut.
's ist eine von den brütend-schwülen Nächten
Des Südens, wo des Tages Sonnenbrand,
Statt zu verlöschen, still noch weiterglimmt,
Als glüh'nde Kohle in der Aschenhülle
Der Dunkelheit. — Und heißer wird die Schwüle
Vom Hauch der Wonneseufzer im Gebüsch.
In alle Höhn und Tiefen der Natur

Taut unaufhaltsam süße Trunkenheit.
Die Sterne sprühn wie von Bacchantenfackeln
Emporgetragne, rings verstreute Funken
Im weiten Himmelsraum. Der Mondstrahl tanzt
Berauscht mit Silberfüßen auf den Weihern,
Die Falter wachen auf im Schoß der Blumen,
Geblendet von dem Glanz und um die Lichter
Unsicher flattern sie: wie trunken taumelt
Im Rosenbusch die Nachtigall — so schwül,
So süß bestrickend ist, so süß berauschend,
Der glüh'nde Odem dieser Sommernacht!
Auch Nero sucht mit seiner schönen Roma
Die Einsamkeit. Die goldenste der Lauben,
Das prächtigste der Purpurzelte beut
Ihm holde Rast und der Begleiterin
Zu traulichem Gespräch, zu unbelauschtem.
Es ist ein heimlich wunderbarer Ort:
Sein Innres ist entzückend ausgeschmückt
Mit bunter Blumenpracht des Orients,
Die Nero nur in seinen Gärten pflegt.
Mit tropischen Aromen ist der Raum
Durchwürzt, ein süß berauschendes Geriesel
Von Tropfen klingt, verborgnem Bronn entquellend.
Und hier nun an dem zaubervollen Ort
Allein ist Nero mit dem schönen Weibe.
O wie in trauter Enge hier der Reiz
Nun doppelt ihn entflammt, wie die Magie
Des knisternden Gewandes ihn berückt!
Ab legt die Mauerkrone sie, ab legt
Sie ihres Busens goldnen Schuppenpanzer.
Den Becher beut ihr Nero, den gewürzten,
Auf weichem Pfühle ruhend neben ihr.
„Wer bist du, herrlich Weib?“ ruft Nero glühend,
„Zeig' mir dein Angesicht!“ — „Mein kühner Sohn —
So nennt mit Stolz ja Göttin Roma dich —
Du hast dich wohl seit langem schon gewöhnt,
Bei Weibern zu befehlen, statt zu flehn?
Und hast du schon sie ganz und gar vergessen,
Die du zuvor erkorst, die Glückliche,
Das feine blonde Püppchen, die Poppäa,

Die Lockenkünstlerin, die Rosensalben=
Erfinderin, die dich so hold bestrickte?
Ist deine Lieb' nicht mal ein Eintagsfalter?
Mein Sohn, du bist verwöhnt von Liebesglück!"
„Begehrte eines Nero Seele nichts,
Als was der Alltagskinder Wunsch befriedigt,
Ich dürfte sagen, daß ich Glück genoß.
Die Weiblein, die schon in der Stille schwärmen
Für einen Strauchdieb oder Straßenräuber,
Was muß ein Nero erst, der große Mörder,
Der rasende Tyrann, wie sie ihn nennen,
Einflößen ihnen für verliebtes Grau'n!
Wie schwach die Weiber sind und wie gebrechlich,
Zu meinen Gunsten hab' ich's stets erfahren.
Doch dankt' ich's ihnen wahrlich nicht: vielmehr
Ich fluchte dieser Schwäche stets: ich wollte,
Die Weiber wären stark, es wäre dann
Mir eine größre Lust, sie zu bezwingen.
O, Tugend wär' ein liebliches Arom,
Und würde meine Nase kitzeln — ja,
Ich wollt', die Weiber wären tugendhaft!"
„Sie sind's — das Weib kann lieben grenzenlos —"
„Ich weiß es; keinem hat die Weiberwelt
Ihr volles Herz in wilden Liebesschauern
Erschlossen so wie mir, und keiner hat
Ihr abgerungen ihrer Seele Tiefstes
Wie ich, dem günst'ge Mächte das Geschenk
Der Wohlgestalt zum goldnen Zepter fügten.
Ich weiß, daß Weiber lieben können, weiß,
Daß sie der Liebe alles opfern können,
Weiß, daß sie sterben können für die Liebe.
Doch allzuoft sah ich ein liebend Weib
Von des Geliebten Brust, für den sie alles
Geopfert und für den sie sterben konnte,
Zuletzt doch noch — in meine Arme taumeln!
Und eh' ich zugestehe, daß es gibt,
Was man die Tugend und die Treue nennt,
Ja, daß es eine Tugend, eine Treue
Von besserem Gepräge gibt als die,
Mit der die kleinen Seelen sich begnügen,

Sag' mir — du bist ein Weib und mußt es wissen —
Sag' ob das Weib, das vor dem ungestümen
Bedränger in die Brust den Dolch sich stößt,
Auch unempfindlich widerstanden hätte
Der zarten Liebeswerbung langer Monde
Und allen feinen Künsten des Verführers? —
Und wenn sie widerstand und siegreich blieb,
Sag' mir, ob es gewiß, daß sie gekämpft
Nur mit dem Feind und nicht auch mit sich selbst?
Und was ist Treue wert, die kämpfen mußte
Mit sich und mit dem Trieb der eignen Brust?"
„So ist's! Des Weibes Treu' genügt euch nie!
Ist kalt das Weib und ohne Kampf euch treu,
So fragt ihr: Was ist wert die Treu' der Kalten?
Und kämpft das Weib mit sich und seinem Dämon,
So macht die Regung ihr zum Vorwurf ihm,
Mit der es treu gekämpft. Und billig muß
Ich mich verwundern, daß ein Nero sich
Um Tugend so und Lieb' und Treue kümmert,
Er, der Genuß doch nur, nicht Dauer sucht!"
„Wohl muß es Nero kümmern — keinen mehr!
Sieh, seit ich lebe, ring' ich immerdar,
Begehre mit der ganzen Glut der Seele
Nach allem, was dem menschlichen Begehren
Erreichbar ist und — nicht erreichbar ist.
Das Unerreichliche doch reizt am meisten!
Alles besitz' ich schon: Gold, Edelsteine,
Den Thron der Welt und Millionen Sklaven!
Selbst Ruhmeskronen, die dem Künstler blühn,
Hab' ich an mich zu reißen nicht verschmäht.
Das alles hab' ich, weiß, daß ich's besitze;
Nur eines weiß ich nicht, ob ich's besitze,
Und keiner glaubt zu wissen, der kein Tor,
Ob er's besitzt, ob er's besitzen wird:
Ein Menschenherz und eine Menschenseele,
Die ganz und unbedingt und willenlos
Sich ihm auf ew'ge Zeit zu eigen gibt!
O! Liebe, Liebe, köstliches Arom!
Kein Körnchen haucht so süßen Wohlgeruch
Im vollen Weihrauchfaß der Huldigungen

Als dies — als eine Menschenseele, die
Sich opfert ganz, auf ewig, unbedingt!
Doch ist denn wohl ein solches Opfer möglich?
Ich war geliebt und hundert Weiber sah ich
Zitternd vor meinem Blick vergehn in Liebe;
Doch während ihre Leiber ich umschlang,
Ausschlürfend ihren Reiz wie einen Becher
Falernerweines, grinste der Gedanke
Mich spöttisch an wie eine Satyrfratze:
Dies Weib, das bebend ganz dir hingegebne,
Ohnmächtige in Lieb'= und Sinnesrausch,
Es hat sein eignes Herz noch, seine Seele!
Es kann dich morgen, wenn es will, verraten!
Du hast es nicht, wie du das blanke Gold,
Wie du den Edelstein im Schranke hast!
  Ha, der Gedanke mag erträglich sein
Für blöde, stillzufriedne Alltagsseelen,
Für einen Nero aber ist er's nicht!
Die Welt für eine Seele gäb' ich hin!
Doch keiner, keiner opfert seine Seele.
Und warum sollt' er's auch? Natürlich ist's!
Und er vermöcht' es nicht, auch wenn er's wollte!
Unmöglich ist's — ja: doch daß es unmöglich,
Das eben ist's, was mir das Herz empört:
Und daß die Menschlein und das Weib vor allem,
Beteuern täglich, stündlich, sie vermöchten's —
Daß jedes Weib in jedem Augenblick
In Phrasen ausmünzt das Unmögliche
Und gar so schlecht sein eignes Selbst versteht,
Darob ergrimm' ich und den Prahlerinnen
Werf' ich das Spielzeug, das zerbrechliche,
Das ihre Tugend sie und Treue nennen,
Zum Hohn, mit einer Art von bittersüßer
Genugtuung, zerbrochen vor die Füße!"
  „Und war dir heilig nie das Band der Ehen?"
  „O, wenn ich Ehen nur gefunden hätte!
Doch, was man Ehe nennt, was ist's zumeist?
Hier Zwietracht, Haß und offne Fehde, hier
Gleichgültigkeit und schnöde Langeweile,
Die gähnend und verdrossen sitzt am kalt

Gewordnen Liebesmahl: hier totgehetzte
Mannheit, zusammen mit der Lebensfrische
Gekoppelt — o, wie manches Eh'geheimnis
Mußt' ich bei Weiblein nehmen in den Kauf
In Schäferstunden: denn mit zart verblümten
Mysterien des Ehebetts beginnen
Die Weiblein immer ihre Herzergießung.
Der Schäferstunde Schlag sind immer Klagen
Von Täuschungen, verfehltem Liebesglück,
Von Trostbedürftigkeit — mit solchen Glocken
Wird eingeläutet jeder Ehebruch!"
„Vom Weibe denkt gemein und urteilt streng
Ein jeder, der es viel mißbraucht hat. Ja,
Ihr macht gemein das Weib, dann tretet ihr's
In Staub: was immer ihr vom Wankelmut
Des Weibes sagen mögt und seiner Schwäche,
Das Weib ist's, das ein Herz sucht, nicht Genuß,
Das Weib ist keusch in seinem tiefsten Wesen,
Und was die Scham ist, weiß doch nur ein Weib!"
„Doch wird es frech, so ist es frecher noch
Als selbst der frechste Faun, und wird es lüstern,
Hat es das Recht der Unersättlichkeit!
Im Weib, im Weibe nur wird Hunger Tollwut,
Befried'gung Agonie ... Genug! Nur eins
Laß mich noch sagen: echte Liebe gibt es:
Die Mutterliebe! — Weißt du wohl, warum?
Im Mutterherzen ist Instinkt die Liebe,
Und darum, siehe, glaub' ich auch an sie:
Denn an Instinkte glaub' ich und nichts hat
Im menschlichen Gemüte je Bestand,
Was die Natur an diesen Demantbanden
Nicht lenkt zu ihrem Zweck: ja Mutterliebe,
An diese glaub' ich noch, das ist ein Wort,
Das Widerhall in meiner Seele findet.
Die Mutterliebe, sieh, das ist der Pflichtteil
Von Liebesglück, den jeder Kreatur
Auswirft die kargende Natur — der Rest
Ist Schein und Trug. Wahrhaftig, mich ergötzt es,
Daß es ein Wesen gibt, für das es ewig
Naturnotwendigkeit ist, mich zu lieben!

Aus der Geliebten Herzen kann ein Sklav',
Ein Sänftenträger, Fechter mich verdrängen.
Ist er so schön wie ich, so gibt vielleicht
Mein Purpur noch den Ausschlag mir zugunsten;
Doch ist er schöner, so verläßt sie mich
Auf seinen Liebeswink: ist er's um vieles,
So reicht sie mir auch Gift, wenn er's verlangt.
Wie anders liebt ein Mutterherz!
Laß einen königlichen Prinzen kommen
Fern aus dem Morgenland; den edelsten,
Den schönsten, reichsten, einen Götterliebling:
Was ist er gegen mich ihr, mich, den Sohn?
Sie kennt nur mich, sie sieht nur mich, sie liebt
Nur mich, den Sohn, und wird mich ewig lieben.
Er mag der Reichste sein — ich bin ihr Kind;
Er mag der Schönste sein — ich bin ihr Kind;
Und wägst du gegen eine Welt mich ab,
Sie legt ihr Mutterherz mit in die Wagschal'
Und macht sie sinken gegen eine Welt!"
„Du sprichst so schwärmerisch von Mutterliebe
Und hältst die eigne Mutter dir so fern?"
„Auch Liebe wird uns manchmal unbequem,
Wenn wir sie herzlich auch zu schätzen wissen;
Sie wird im Übermaß zur Tyrannei.
Auch Mutterliebe wächst zur Eifersucht.
Leb' Agrippina fern, mir ist's genug,
Zu wissen, daß mich eine Seele liebt! ...
O könntest, Weib, du in mein Innres blicken,
Begreifen würdest du, wie sehr, wie sehr
Ich dieses Trost's bedarf! Noch bin ich jung
Und fast schon lebensmüd'. Kennst du den Fluch,
Der sich an ird'sche Allmacht knüpft? Gewohnt sein,
Sich alles zu gewähren und dann plötzlich
An eine Schranke stoßen — unerträglich!
In meinem Busen rast ein Hungerwolf,
Den ich betäube nur, doch nie befried'ge.
Gereizt ist jede Fiber meines Wesens,
Krankhaft gespannt in mir ist jeder Nerv ...
Nun aber, holde Göttin, hängen wir
Das Bleigewicht so ernster Zwiegespräche

Nicht an die Flügel dieser goldnen Stunden,
Die nahn, uns leichtbeschwingt hinwegzutragen
Ins holde, süße, blüh'nde Reich der Lust!
Da, siehe, schäumt die goldne Flut im Becher.
Und deine süße Schöne, hohes Weib,
Schäumt mir entgegen wie die Flut im Becher,
Sieh, noch hat keine Sterbliche gelebt,
Mit welcher Nero wie mit dir gesprochen.
Aus deinem Wesen strömt, wiewohl noch spröde,
Nur halb du mir's enthüllst, ein Hauch von Größe,
Den ich noch nie gespürt bei schönen Weibern.
Ja, du bist groß, fürwahr! Du heuchelst nicht,
Und das ist viel! Fänd' ich in dir das Weib,
Das Phantasie mir unter deiner Maske
Vorgaukelt, — bei Kupidos Pfeil! Mich deucht,
Ich könnt' es lieben, wie Antonius
Geliebt die schöne Königin am Nil!"
Den Arm schlingt kosend Nero um die Schöne,
Und sinken läßt sie endlich auf sein Flehn
Die schwere, golddurchwirkte Purpurhülle
Der Göttin: sie ist Weib nun; es erscheint
Der spinnweb-zarte, schimmernd-gelbe Byssus
Der Tunika, die weich, doch eng geschmiegt,
Umspannt der mächt'gen Glieder stolzen Bau.
Es leuchtet durch dies goldige Gewebe
Die Haut, die duftig-zarte, noch hindurch . . .
O überfeines Rom, o Zeit, in der
Die Worte mehr verbergen als enthüllen,
Die Kleider mehr enthüllen als verbergen! . . .
Berauscht von Schönheit, Wein und Glutaromen,
Gebietet Nero: „Laß die Maske fallen!"
Die stolze Spröde lächelt des Gebots.
Er bittet, fleht, er droht, sein Auge leuchtet:
Sie schüttelt noch das stolze Haupt. Da faßt
Tyrannengrimm ihn wild: „Ha, Widerstand?
Dem Nero Widerstand?" Sein Auge flammt,
Das Blut schießt in die Stirn, die Wangen ihm
Und füllt sie ganz mit dunkelroter Glut;
Die Adern schwellen ihm — und stürmisch reißt er
Die Maske von des Weibes Angesicht —

Und vor sich sieht er das gewaltige,
Das feueraugige, das edelstolze,
Das königliche Antlitz Agrippinas,
Die fern er, fern auf ihrem Landsitz wähnte,
Wohin er sie gebannt. Das ist die Stirn,
Das sind die Flammenaugen Agrippinas,
Das sind die Augenbrau'n auf stolz gewölbtem,
Scharfkant'gem Augenrand, das ist der Schnitt
Des starken, heldenhaften Angesichts,
So mächtig und doch reizvoll übergossen
Von einer Schönheit Zauberglanz, an der
Vorüber spurlos geht der Jahre Wandel.
Sie ist's, das hohe Weib.
Erstarrt und stumm,
Geteilt noch zwischen Zorn und Glutbegier,
Steht Nero, starrt ins Angesicht der Mutter
Und sieht zum erstenmal, wie hehr sie prunkt
Und daß sie Romas schönstes Weib noch ist.
Den Blick des Staunenden erwidert schweigend
Die Stolze — nur ihr Auge triumphiert.
„Ich habe nie ein Weib gesehn," so ruft
Er endlich aus, „das mir das Herz bezwang:
Und nun — nun muß es dieses sein? — Natur,
So äffst du mich? — Nun wohl, so soll mir auch
Das Unnatürlichste das Liebste sein . . ."
Die Kraft der Heldin in den mächt'gen Gliedern,
Entwindet sich dem wilden Ungestüm
Des Schrecklichen mit Lächeln Agrippina.
Sie eilt vom engen Zelt hinaus ins Freie:
Und mehr in seines Zorns als seiner Gier
Wahnwitz'gem Taumel fiebernd, folgt ihr Nero.
Gleichwie des Wildes Spur der Jäger folgt
Auf unwegsamem Pfad, im Waldgebirg,
So folgt der wüt'ge Nero Agrippinen.
Bald im Gebüsch verliert sein Auge sie,
Doch immer rennt er noch mit Ungestüm
Halb sinnlos durch den Gartenraum dahin.
Daß ihm ein Menschenkind zu trotzen wagt,
Zu necken ihn, das füllt mit Ungeduld
Das Herz ihm unerträglich, stachelt ihn

Nur immer wilder an. Nach langer Zeit,
Nicht Jäger mehr, nein, selbst ein Wild, gehetzt
Von eigner Raserei, stößt plötzlich er
Auf Tigellin. „Sahst du nicht Agrippinen?“ —
„Wohl sah ich sie!“ gibt jener ihm zurück
Mit seltsam spött'schem Grinsen. „Ha, du sahst sie?
Wo war's? Gib Antwort!“ „Unart wär' es, Herr,
Und gegen die arkad'sche Schäferfreiheit,
Die solchen Fests gebührend Vorrecht“ ... „Sprich!“ —
„Die hohe Frau war nicht allein.“ — „Was sagst du?
Wen sahest du mit ihr?“ — „Der Sterbliche,
Der mit der hohen Frau in eine Grotte
Zu schlüpfen das erlesne Glück genoß,
War, irr' ich nicht, der schöne Tänzer Paris,
Dein Günstling und ein gern gesehner Gast,
Auch oft Genoß bei lust'gen nächt'gen Streichen.
Schon lange flüsterte man sich ins Ohr,
Daß insgeheim der schmucke Junge viel
Bei Neros schöner Mutter gelte; ei,
Wer möcht' es glauben? Doch gewiß ist freilich,
Daß in die Grotte sie mit ihm geschlüpft ...“
„Wo liegt die Grotte? Führe mich dahin!“ —
Dem Schritt des Schwarzen folgt mit Ungeduld
Der wildentflammte Nero. Jener steht
Vor einer abgelegnen Grotte still,
Die zwischen duft'gen Büschen purpurn schimmert.
Auf leisen Sohlen schleicht ringsher der Mohr
Und späht. Zuletzt erspäht er eine Lichtung,
Die zwischen sich der niederhängende
Prunkvorhang läßt, nur eine schmale Ritze.
Vor diese auf den Wink des dunklen Schleichers
Tritt Nero und sein Tiger-Lauerblick
Stiehlt sich ins Innre des erhellten Raums.
Da sieht er auf den blumenreichen Polstern,
Von Purpurschein umflossen, kosend ruhn
Das Weib, das ihm entflohn, mit ihrem Buhlen,
Dem schönen Tänzer Paris. Ist das noch
Die strenge, hohe, stolze Agrippina,
Die er zuvor gesehn? — Wie blitzt ihr Aug'
In feuchtem Glanz so zärtlich nun, wie hängt

Ihr durst'ger Mund am Rosenmund des Jünglings!
Zum sechzehnjähr'gen Mädchen umgewandelt
Scheint das titan'sche Weib, ganz aufgelöst
In Schwärmerei und Liebestrunkenheit.
Und fast verschüchtert vor der wilden Glut
Des heldenhaften, des gewalt'gen Weibes,
Erwidert ängstlich wie ein Knabe schier
Der schmucke Tänzer ihre Zärtlichkeit.
  Sie treibt es toll wie ein mutwillig Mägdlein,
Sie herzt und küßt den Liebsten, hätschelt ihn
Gleich einem Kinde, spielt mit seinen Locken,
Und windet spielend um die schlanken Glieder
Ihm blumiges Gerank, das von der Decke
Des Grottenraumes wuchernd niederhängt.
„Warum bist du befangen, holder Freund?"
Ruft sie, dem Blick des Sinnenden begegnend;
„Ruht Agrippina nicht, die dir so hold,
In süßer Liebe traulich hingegeben
An deiner Seite? Hast du etwa schon,
Bevor ich kam, ein andres Lieb erkoren
Fürs nächt'ge Freudenfest? Kam Agrippina,
Die Unerwartete, auch unwillkommen?
Du dachtest wohl an die Entfernte nicht?"
  „O Agrippina," ruft der Jüngling, „wohl
Ist deine Liebe süß, berauschend, göttlich;
Dein Flammenkuß ist aller Wonne Gipfel:
Doch auch gefährlich ist sie, deine Liebe,
Und tödlich ist dein heißer Flammenkuß.
Sooft du heimlich mich an deine Seite
In süß verschwiegner Stunde zogst, da mischten
So seltsam immer in gehobner Brust
Sich Wonneschauer mir mit Todesschauern.
Wie soll er leben wohl, der Sterbliche,
Der eine Göttin an sein Herz gedrückt?
Der übermenschlich Glückliche, der dein
Genoß, du Hohe, Hehre, wohl ein Gott,
Mag er sich dünken, doch auch zittern muß er,
Bald unsichtbar zu werden wie ein Gott,
Zu scheiden aus den Reihn der Sterblichen!
  O Agrippina, wen du zu dir ziehst,

Zu sterben gleich in deiner Glutumarmung
Wär' besser ihm, als daß er deine Glut,
Die furchtbare, doch flücht'ge, überlebt!
Als unbequemen Zeugen einer Stunde,
Wo sich in dir als Weib die Göttin fühlte,
Stößt ihn vielleicht dein Fuß hinweg, hinab
In ew'ge Kerkernacht — vielleicht sogar
In ew'ge Todesnacht . . . "
„Du armer Knabe,"
Fällt Agrippina lachend ihm ins Wort
Und küßt ihm Mund und Aug' und Stirn und Wange;
„Ist dir so unbekannt, daß nicht zum Unglück
Allein, daß auch zum Glücke Mut gehört,
Daß nur der Kühne sich vom Baum des Lebens
Der Freude Hesperidenäpfel pflückt?
Und weißt du nicht, daß man in Fesseln schlagen,
Doch nimmer aus dem Himmel, den er schaute,
Den einmal Seligen verstoßen kann?
Was du erlebt, kann dir kein Gott mehr rauben!
Ist's nicht genug dir für die Ewigkeit,
Daß du geruht in Agrippinas Armen?
Der Liebende muß Qual und Tod verachten,
Die ihn bedrohn — doch dich bedrohn sie nicht,
Mein Liebster! Deine Angst ist doppelt töricht!
Nie wird dich Agrippina von sich stoßen;
Sie ist dir allzu hold, mein schlanker Liebling!
Drum bleibe ruhig, trauter Freund, ermanne
An meinen Lippen dich und fürchte nichts!"
„Und wäre deiner Liebe Himmelsnektar,"
Fährt Paris fort, „mir armem Sterblichen
Gegönnt für immer, wärest du mir hold
Unwandelbar, steht ewig schreckend nicht
Vor meiner Seele der Gedank' an Nero?
Wenn eine Ahnung seinen Sinn beschleicht,
Daß ich nach allzuhoher Götterfrucht
Emporgestrebt, nein, daß ich nur gewagt,
Die hold zu mir herab sich neigende
Zu pflücken — weh' uns beiden — dir wie mir!"
„Du ängstigst dich um Hirngespinste, Lieber!
Sprich mir von Nero nicht, dem aberwitz'gen!

Denn der ist mein gehorsam Söhnlein wieder,
Wie er es war, und mehr noch, als er's war!"
„Du hast so rasch ihn wieder dir gewonnen?"
„Der Pfeil, ihm wohlberechnet zugesandt,
Er traf — und flog fast übers Ziel hinaus.
Er ist mein Sklav'; von Nero fürchte nichts!"
„Doch wenn er deinem Bann sich wiederum
Entzöge je mit plötzlichem Entschluß?"
„Wenn er es wagte je?" ... (an ihren Mund
Den Finger legend, rückt bei diesem Wort
Dem Ohr des Jünglings näher Agrippina),
„Wenn er es wagt, dann gibt's ein letztes Mittel:
Ich war's, die auf den Thron den Nero hob;
Noch aber lebt Britannicus — und wenn
Sich undankbar der Tollkopf zeigt, so kann
Den Schwachkopf ich an seine Stelle schieben.
Anhänger, zahllos, harren in der Stille
Nur meines Winks, und wenn ich winke, stürzt
Der Wütrich Nero und Britannicus
Besteigt den Thron — und Agrippina herrscht!
Doch das sind schreckliche Geheimnisse,
Zu schwer fast für dein zartes Ohr, mein Liebling!
Ich hätte dich damit verschonen sollen.
Bewahre sie nur treu und sieh dich vor,
Daß nicht ein Tröpflein überfließt von dem,
Was ich ins Ohr dir träufelte — sonst könnte
Die Angst, die dir vergällt dein junges Leben,
Sie könnte, süßer Freund, zuletzt sich freilich
Erweisen als begründet — ja, beim Himmel,
Es wär' um dich geschehn, mein holder Liebling! —
Nun aber laß die düsteren Gedanken!
Sieh, leise geht der Stunden Wandel hin,
Und während, bebend vor dem Glück, du zögerst,
Entschwebt's vielleicht auf Nimmerwiederkehr.
An meiner Brust, in meinen Armen sei
So glücklich wie der Troër Paris war
Im Arme seiner griech'schen Helena!"
Im Antlitz Todesblässe, fiebernd, tritt
Zurück vom Zelte Nero. Seine Stimme
Erzittert, wie er spricht zu Tigellin:

„Ha, Mohr, nun strenge deinen Scharfsinn an
Und sinne mir drei Todesarten aus,
Wie sie vor mir noch nie ein Cäsar übte.
Gleich Schlangen deines heißen Heimatlands
Aus brüte mir die giftigsten der Greu'l
Für den Britannicus und für den Paris
Und für sie selbst — für Agrippina! — Ha!
In diesem Augenblicke sehnt mein Herz
Sich nach von Gift verzerrten Zügen, nach
Zermalmten Schädeln: wahrlich, mich gelüstet's
Nach Menschenblut, wär's auch unschuldiges —
Mich lüstet's selber nach dem deinigen,
Mein wackrer Tigellin! Und stünden wir
In diesem Augenblick an einem Abgrund,
Ich stieße dich hinab!
Mein Herz ist heiß — es könnt' ein Dolch drin schmelzen,
Wenn ich ihn jetzt ins Herz mir stieße! — Ei,
Sieh da die stolze Agrippina, sieh
Die hohe „Roma", die Cäsarenmutter,
Da drinnen sich auf Purpurpolstern wälzend
Mit einem feigen Sklaven, einem Springer,
Mit einem unglücksel'gen Mitteldıng
Von Tänzerin und Mann . . . Ha, die Megäre!
Nur Spielfiguren sind ihr ihre Kinder,
Die auf dem Brett sie vorschiebt, wenn sie Trümpfe
Berechnend ausspielt, einen um den andern!
War ich's nicht selbst, der sprach von Mutterliebe?
Und dieser Wahn hat mich solang geäfft,
Mich, den „Tyrannen", mich, den „Bluthund" Nero?
Ich hatt' in mir noch soviel Schwärmerei,
So vieles tölpelhafte Weichgefühl,
Daß mich in allen meinen Glutgenüssen
Die Sehnsucht nach Geliebtsein überkam,
Daß ich mich selbst an Mutterlieb' erquickte?
O, welch armsel'ger Schuft war ich in Wahrheit
Und meinte doch, ich sei der Herr der Erde!
Ich, Nero, bin's, der, wimmernd wie ein Bettler,
Ausrufen es in alle Welt, ausrufen es
Mit tausend Zungen möcht', das schauerliche
Geheimnis, daß es keine Liebe gibt! —

Die Löwin hegt ihr Junges, Tigellin,
Nicht wahr, in deiner sonneglüh'nden Heimat?
In Rom nur gibt es keine Mütter mehr:
Bis in das Mutterherz hineingefressen
Hat sich der Wolfszahn jener Herrschbegier,
Die immerdar durchgärt das tiefste Leben
Des Römertums. O Rom, was will das blut'ge
Cäsarenhenkerspiel, mit dem ich mich
Ergötze, sagen? Hält es doch noch lang
Nicht Schritt mit deiner Niederträchtigkeit!
Du wardst zu menschlich noch, zu würdevoll
Regiert. Zum Konsul Roms will ich den Esel
Silens ernennen! Und zur Kaiserin
An meiner Seit' erheb' ich eine Sklavin —
Nein, keine Sklavin — nichts vom Weibe mehr —
Das Weib ist schal und ekel mir geworden!
Ein Sklave soll es sein — mein Lieblingssklave,
Der holde Sporus — ja, den will ich frei'n!
Heut' abend feir' ich das Vermählungsfest! — —
Nun, hast du nachgedacht, mein wackrer Mohr?"
„Ich werde mich an meine edle Muhme
Locusta wenden, daß ein Tränkchen sie
Uns braue, kräftig und doch nicht Verdacht
Erweckend . . ." — „Gift? Für den Britannicus
Noch gut genug! Doch an dem Wicht da drinnen
Geziemt's zu nehmen andre, beßre Rache!"
„Der arme Junge ist ja schon vor Angst
Zur Hälft' entseelt in Agrippinas Armen
Und mit dem Tod bestraft man ihn nur halb.
Ist's seine Schuld, daß überreife Frau'n
So lüstern sind nach frischem, jungem Blut?
Man läßt ihm nachts von zwei vermummten Strolchen
Auflauern, die gebunden und geknebelt
An einen abgelegnen Ort ihn bringen
Und als Eunuch ihn wieder laufen lassen."
„Und Agrippina? Sie am leisesten
Und unverdächtigsten hinwegzuschaffen
Aus dieser Welt, sei deines Sinnes Ziel . . .
Und sterben soll sie schrecklich, grauenvoll . . .
Ha, sterben — sie — kaum denk' ich's aus: sie sterben,

Die letzte Römerin? Und doch — sie soll's.
Doch nicht gemein soll Neros Mutter sterben!
Sinn' eine Todesart mir aus, die sie
Zum Hades führt mit Pomp, als Heroine!
Erhaben soll sie untergehn!" —
"Und doch
Im stillen, unverdächtig, unbemerkt?
Das ist nicht leicht. Doch so wohl mag's geschehn:
Du ladest sie, als hätt'st du nichts vernommen
Vom Zwiegespräch der beiden hier im Zelt,
Zu dir für morgen abend freundlich ein
In deinen ländlichen Palast am Meer,
Wo zum Gelag die Deinen du vereinst.
Du sendest ihr ein schmuckes Fahrzeug her,
Das von der Stadt den Tiberstrom hinab
Und dann im Meer den grünen Strand entlang
Bis zu dem ländlichen Palast sie bringt.
Das Fahrzeug ist von mir gelenkt: ich sorge
Dafür, mit einer kleinen Vorbereitung
Am Balkenwerk des Schiffs — ein Tausendkünstler
Bin ich, du weißt's — daß Agrippina nicht
Den Strand erreicht: ich sorge für den Pomp,
Für alles ... dafür auch, daß kein Verdacht
Dich treffen kann!"
"So recht! von allen meinen
Prachtgondeln nimm die prächtigste und schmücke
Verschwenderisch sie aus!"
"Wohl ist's Verschwendung!
Denn auch das Fahrzeug dürfte nimmermehr
Zum Strande wohlbehalten wiederkehren,
Das Los der Schönen teilend, die es trägt!"
"So schmücke doppelt es! Hast du vernommen?"
"Wie du befiehlst!"
"Nun harre Agrippinens,
Und eh' sie heimkehrt, träufle der Verruchten
Ins Ohr als trügerische Bitte, die
Zum neuen Fest sie lockt, ihr Todesurteil!" —
So unterweist den will'gen Henker Nero
Und schreitet durch des Gartens Räume weiter,
Indes der Frühwind durch die Blätter säuselt.

Das Bacchanal, das wüste, tolle, sieh,
Hat ausgetobt sich in den wild'sten Szenen,
Die jemals Rom, die je die Welt geschaut.
Nun ist's wie eine Walstatt nach der Schlacht:
Es tritt der Fuß auf Stücke welker Kränze
Und Fackeltrümmer, bunt gehäuften Wust.
Der Morgen bricht in rotem Schimmer an
Und wirft ein fahles Licht auf die Gesichter
Entschlummerter, die wie Entseelte liegen.
Die wüsten Zecher, Sklaven, Senatoren,
Und Buhlerinnen, schlafend ruhn sie, hin
Gestreut, wie blinde Taumellust zuletzt
Sie wahllos durcheinander wirbelte.
Das Morgenrot beglänzt erstarrte Gruppen,
Drauf schäm'ge Nacht den dunklen Mantel warf,
Und leuchtet in die Büsche frech hinein.
Da ruht der Sklave, ruht der Gladiator
In edler Frauen Näh'. Und sieh, da hebt
Sein schweres Haupt ein Scipionen-Enkel —
Und hier ein Fabier — dort ein Porzier ...
Der Ahnherr fuhr im Triumphatorwagen
Mit weißen Rossen und hier hebt der Enkel
Das schwere trunkne Haupt, das immer wieder
Hinabsinkt auf die Brust. — Hier eine Gruppe,
Betäubt von Sinnenrausch, in Schlaf erstarrt,
Gleichwie in Stein gehau'n als Ausgeburt
Von zügelloser Phantasie. Es liegen
Entblößt die Leiber mit gelöstem Haar.
Mit düsterm Lächeln schreitet Nero hin —
Die Zaubertränk' in seinen Bechern wirkten!
Hier schnarcht Silen und hier, ist's möglich? Himmel!
Der weise Seneka, im Traume lallend
Mit schwerer Zunge. Doch weß ist der zarte,
Der jugendliche Mädchenleib, woran
Der Fuß des Wandrers stößt? Es ist Actäa —
Nicht schlummernd, nein, entseelt, zu Tod' gekost ...
Die wilde Jagd des trunknen Bachenschwarms
Ging über diese zarten Reize hin
Mit mörderischer Frechheit ... Weiter wandert
Der bleiche Cäsar: wie ein Todesengel

Hin schreitet er in düstrer Morgenglut.
  Zuletzt auf marmorblinkender Terrasse
Steht Nero still. Was sieht er einsam hier
Im Winkel kauern? 's ist ein Greis. Mit Schauder
Erkennt er den gespenst'gen Gast. In sich
Geschmiegt hier ruht er, scheint zu frösteln. Nero
Beginnt: „Nun, Alter, bist du etwa hier
Der einzig Nüchterne? Was schmiegst du dich
So einsam kauernd an die Marmorstufen?“ —
„Mich friert,“ so wimmert der Uralte klagend:
„Mich friert im morgendlichen Hauch der Luft.
Ich wollte, dort der schöne rote Schein,
Der auf den Dächern liegt des goldnen Roms,
Wär' nicht ein kaltes Flammengaukelspiel,
Nein, wär' ein echter heißer Feuerbrand,
Daß ich einmal die armen alten Glieder
Recht gründlich dran mir wärmen könnte! Ja,
Kein Feuer kann zu groß sein, mir den Frost
Zu bannen aus den alten, alten Gliedern!“
  Dem Blick des Greises folgt der Blick des Nero
Hin nach der Stadt, die endlos weit sich dehnt;
Die Zinnen Roms, sie liegen wie im Feuer.
Lang' schaut er in die Glut, dann ruft er laut,
Wild lachend: „Alter, wärmen möchtest du
Die Glieder dir? Ich auch! Auch mir durchschleicht
Ein Frost den Leib, daß mir die Zähne klappern! —
Es wär' ein wundervoller Anblick, traun!
Ha, der Gedank' ist köstlich, groß, erhaben!
Wie wär's, wenn so dies ganze weite Rom
Mit seinen Schätzen, seinem Golde, seinen
Murrhinischen Gefäßen, feilen Weibern
Und purpurübertünchten Sklaven all
Zusammenschmölz' in einen großen Klumpen —
Vielleicht, daß aus dem alten Teige dann
Noch eine neue Welt zu kneten wäre!
Ha! Der Gedank' ist göttlich — und wofür
Wär' ich denn Nero? Ja, ich fühle mich
Als Nero-Dionysos plötzlich wieder! —
Und sieh, da sind sie ja, ob ruhend auch
In dichten Haufen, meine Vielgetreuen!

Wach' auf, wach' auf, du wackre Bacchenschar!"
Er ruft's und reißt die Schlummernden empor.
Die taumeln auf und scharen sich um Nero.
„Wohlauf, ihr meine wackren Korybanten!
Seid ihr auch wach genug, seid ihr auch nüchtern,
Zu hören und zu fassen ganz das Wort,
Das euch ins Ohr ruft Nero=Dionysos?"
Ein schallend Evoë antwortet ihm.
„Wohlauf, nehmt eure ausgelöschten Fackeln
Und fachet ihre Gluten wieder an!
Zieht hin, zieht hin, zerstreut euch durch die Stadt,
Durchschwärmt, durchraset sie und reißt, was lebt,
In euren Taumel mit: ich streue Gold
Mit vollen Händen unter Romas Pöbel,
Der taumelnd, frech bezecht zu Neros Ehren,
Nicht säumen wird, in euren Zug gemischt,
Mit hinzurasen durch die Stadt. — Und wenn
Dann alles rast — und wenn der Abend einbricht,
Ja, wenn der Abend einbricht, hört ihr's wohl?
Wodurch kann dieses Riesen=Bacchanal
Erhabner, würdiger geschlossen werden,
Als durch ein großes Flammenopferfest?
Soll nicht die ganze Stadt mit uns auflodern
In heller Glut bacchantischen Entzückens?
Werft eurer Fackeln Brand in ihre Dächer!
Erglühen sollen auch die Marmorsteine
Des lieben alten Roms in Festeslust!
Die Schluchten der Albanerberge sollen
Aufleuchten und das ganze schimmernde
Thyrhenermeer soll festlich rot erglühn
Im Widerschein neron'scher Jubelbrände!"
  Die wilden Bacchen rufen: „Evoë!
Es lebe Nero! — Seine Glorie,
Auf unsrer Fackeln Spitze tragen wir
Sie hin durchs ganze Rom, in alle Welt
Und lassen sie in goldnen Flammen lodern!"
  Hin stürmt der Zug der bacchischen Zerstörer
Und in den wilden Schwarm mischt eilig sich,
Vom Winkel sich aufraffend, wo er kauert,
Mit einem Antlitz, drin es wetterleuchtet,

Wie Blitzschein spielt um graue Tempeltrümmer —
Der Alte mit den abgrund-tiefen Augen.

Dritter Gesang.

Agrippina.

So hat das liebliche Thyrhenermeer
Noch nie geblaut wie heut', so wundervoll
Hat nie der goldne Strand von Latium
Geglänzt im schönsten Sommerabendstrahl.
Am Ufer angelnd sitzt ein Fischerknabe
Und blickt verwundert in die See hinaus:
Was lodert, hell beglänzt vom Abendschein,
Im tiefen Meerblau dort als goldner Punkt?
's ist wie ein Feuerfunke, der, ins Wasser
Geschleudert, sinkt, um zischend zu verlöschen:
Doch es erlischt nicht, nein, es kämpft sich durch:
Ein Funke nicht, ein Falter scheint es nun,
Ein wunderbarer, welchen allzuweit
Ein Zephir trug vom grünen Strand hinweg
Und der nun draußen in kristallner Wüste,
Verirrt und ratlos flatternd überm Plan
Des Wellenspiegels, müde fiel ins Meer
Und sterbend schlägt die goldig-bunten Flügel.
Doch nein, es ist kein Falter auch, der ängstlich
Mit Flügeln schlägt — es zieht so fest, so sicher,
So stolz dahin, so willig trägt's die Flut:
Ein Meereswunder ist's wohl, ein Delphin,
Der in der Sonne glänzt mit Silberflossen.
Doch näher, näher kommt's, zieht stolz vorüber
Am Uferfels und an dem Fischerknaben.
Der Knabe blickt erstaunt, den prächt'gen Fisch
Vergessend, der an seiner Angel zappelt.
Wohl ist's ein Meereswunder, ein Delphin:
Doch ein lebend'ger nicht — er ist gewoben
Aus Edelsteinen ganz, aus Gold und Purpur
Und Blumen — seine Augen sind Smaragde

Und seine Silberflossen echtes Silber.
Den Rücken aber deckt ein Wunderzelt,
Ein Baldachin, ein goldner Zauberbau,
Von welchem Kränze, reizend aufgelöst,
Und Purpurtücher auch mit goldnen Fransen
Hinunterhängen in die See.
Ha, sieh,
Wie gleitet es dahin, dies schimmernde
Meerwunder! Sieh, wie prunkend=hehr und doch
Wie zart und weich, wie zierlich und wie leicht!
Und wie behend! Wie über einen Spiegel
Die Fliege gleitet, rasch die Füße regend,
So regt die goldne Riesenfliege hier,
Vielmehr der goldne Tausendfuß, das Prachtschiff,
Sein Ruderwerk, sein perlen=triefendes,
Aus Ebenholz gefügt mit Silbergriffen,
In leichtem Takt gelenkt von einem Schwarm
Phantastisch gold=betreßter Gondoliere.
Hoch ob dem Ruderwerk, sieh, um den Bord
Des Schiffes läuft in staunenswerter Pracht,
Gekrönt von Elfenbein= und Marmorbildern,
Ein Fries in schimmernd heller Farbenzier,
So frisch, so glänzend, daß der Vogel pickt
Am Arabeskenschmuck gemalter Trauben.
Des Schiffes Prora wie sein schmucker Stern
Trägt goldener Embleme Zier und, hoch
Emporgetürmt, manch reiches Kunstgebild:
Ein Meergott sitzt am goldnen Steu'r, Sirenen
Und muschel=blasende Tritonen sind
Gemeißelt rings und schlanke Nereiden.
Ein goldner Baldachin ist ausgespannt
Am hochgebühnten Bug des Schiffs, als Warte
Der holden Meerschau. Ragend in der Mitte
Des Fahrzeugs steht ein säulen=prangend Rund,
Verhängt mit gold=gestickten Purpurtüchern,
Zur Kuppel dienend einem Prunkgemach,
Das in des Schiffes Bauch verborgen ruht.
Der weithin schimmernden Rotunde Gipfel
Trägt eine reizvoll glänzend goldne Gruppe
Der Grazien: von ihrem hohen Sockel

Aus laufen hundert üpp'ge Rosenketten,
Süßduft'ge Blumentaue, gleichverteilt,
Und senken strahlenförmig sich hinunter
Zu Marmorbübchen, holden Amorinen,
Die, leichthin auf des Schiffes Brüstung gaukelnd,
Mit zarten Händchen jene Prachtgirlanden
Fortleiten ringsher um den Rand und hoch
Sie drüben schwebend halten. Jeder Hauch
Des Wests bestreut die Flut mit Rosenblättern
Und gierig trinkt das Meer die Purpurflocken,
Wie Funken, die vom duft'gen Rosenbrand
In seine kühle Tiefe niedersinken.
Das blühende Geschling, es überwuchert
Das ganze Schiff, kriecht um die silbernen
Antennen, drauf die Purpursegel flattern,
Und hängt vom seidnen Tauwerk reizend nieder.
  Das zaubergleiche Schiff liegt in der Flut
Gleich einem Edelstein, gefaßt in Silber.
Die Fischerbarken, in der Ferne rudernd,
Sie halten ein, das Wunder anzustaunen,
Verwundert kommen Vögel hergeflogen
Und setzen sich darauf und schmettern fröhlich.
Die Lüfte sind berauscht, die Flut erglüht.
Bis an den Meeresgrund hinunter dringt
Die Wundermär': es fällt ein Zauberstrahl
Vom Glanz, der auf der Oberfläche schwimmt,
Hinunter in die Tiefe: Goldreflexe,
Verlorne, spielen in den purpurnen
Abgründen, wo die Thetis thront und wo
Die Meergeschöpfe ruhn in blauer Halle:
Sie wachen auf und schau'n empor und wähnen,
Es schiffe Galatheas Festzug oben
Und drängen zum besonnten Meeresplan
Sich jubelnd froh hinauf, um sie zu grüßen.
O still, o stille noch, ihr Meereskinder!
Umdrängt so lärmend nicht den prächt'gen Kiel!
Stört nicht ein reizvoll schlummerndes Geheimnis,
Das der Rotunde stiller Grund verbirgt!
Da unten im verschloßnen Prunkgemach,
Im Bauch des Schiffs, im Purpurdämmerschein,

Der magisch einfällt von der Kuppel, ruht
Das wunderbarste Weib auf Schwanenkissen.
O, wer den wundervollen Raum betritt,
Den dämmernden, den wollust-atmenden,
Rings ausgeschlagen weich mit indischem
Geweb' und von berauschenden Aromen
Arabiens durchwürzt — o, der vergißt,
Was draußen in der goldnen Sonne glänzt,
Den Himmel und das Meer, und alles gäb' er
Für diesen traulich engen, duft'gen Raum
Und seinen wollustvollen Dämmerschein.
Weich hingegossen ruht die üpp'ge Fülle
Des hohen Frauenbilds: junonisch ist,
Fast übermenschlich ihrer Glieder Bau,
Nun reizend aufgelöst: sie hat die Nacht
Durchwacht zu Rom bei Neros Bacchanal.
Nun aber regt sie leise sich und öffnet
Das Augenliderpaar und schüttelt leicht,
Als ein gewaltig Weib, den Traumgott ab,
Wie einen zartbeschwingten Amorin,
Der es gewagt, im Schlaf sie rot zu küssen.
Erschreckt entflattert er. Sie richtet sich
Mit halbem Leib empor und ruft die Sklavin
Und heißt das Bad sie rüsten. Dann vom Lager
Herab setzt sie den Fuß auf Teppiche
Von Babylon, so weich wie Rosenblätter.
Dann streift sie ab der leichten Schlafgewande
Weißschimmerndes Geweb'. Es zittert lüstern
Die weiche Flut schon in der Onyxwanne
Entgegen dieser glanzreich-üpp'gen Fülle,
Die sich ihr anvertraut. Was ist denn wohl
In ihrer goldnen Muschel Aphrodite,
Wenn in der Onyxwanne, gold-berändert,
Sich lagert diese stolze Titanide?
Wie leuchten ihre Glieder durch die Flut!
Das einz'ge Kleid, das solchen Leibes wert,
Ist ein kristallnes, weil es nichts verbirgt.
Die Welle, ach, wie sollte diese Glieder
Sie kühlen? Sie erwarmt in Liebe selbst.
O wie das Element sich, das verliebte,

Dicht an die Hehre schmiegt in süßer Glut!
Und als sie endlich aus dem Bade steigt,
Wie schwer und langsam reißen sich die Tropfen
Von ihren Reizen los! Die Sklavin trocknet
Der Herrin Leib und läßt dann einen feinen
Sprühregen aller duftigsten Essenzen
Und Öle niedertau'n, wie Perlenstaub
Ätherisch, auf die weiße Gliederpracht.
Und sanft dann reibt sie mit der Innenfläche
Der Hand die milde, duft'ge Feuchte tief
Ihr in die durst'gen Poren. O wie zittert
So weichgeschwellt und doch so glattgespannt
Die Haut, die blüh'nde, unterm Rosenfinger
Der emf'gen Dienerin! So glatt und schimmernd
Ist dieser schwellend weiße Frauenleib,
Wie Marmor vom Pentelicus, und doch
So weich und rosig, wie die Wolke war,
Die einst Ixion für die Hera nahm.
  Nun wirft ein leicht Gewand sie lässig über
Und lagert sich auf einem Purpurstuhl.
Der aufgelösten Haare Katarakt
Fällt über ihrer Schultern blanken Marmor.
Die Zofe setzt mit kund'ger Hand des Kamms
Gezahntes Elfenbein als Wehr darein
Und zähmt den Schwall des fallenden Gelocks.
Dann schmeidigt sie's mit Salben und durchduftet
Mit Narden ihr dämonisch glänzend Schwarz.
Doch kleinlich-eitel künstelndes Geflecht
Verbeut der Herrin Wink. Prachtvoll umwallt
Das freie Haargelock wie eine Mähne
Des stolzen Weibes königliches Haupt.
  Nun aber, gleich, als diente zur Palette
Der Regenbogen und ein Sonnenstrahl
Zum Pinsel ihr, verklärt als Meisterin
Der feinsten Tinten eine Indersklavin
Den Zauberreiz des hehren Angesichts.
Sie haucht ein Weiß darauf, so blumenhaft
Wie Lotosblütenstaub und so ätherisch
Wie Mondlicht, eine reizend süße Blässe;
Und dieses keusche Weiß durchglutet sie

Mit junger Lebensfrische süßem Rot,
So rosig zart, daß es kein Rot zu nennen,
Nur einer zarten Röte Widerschein.
Und daß der lieblich abgestufte Schimmer
Nicht überglühe ganz das weiche Blau
Der feinen Äderchen, verfolgt, betupft
Sie mit des Pinsels dünnstem Haar sodann
Im Lilien- und Rosengrund der Wangen
Der Lebenspulse feingeschwellte Spur.
Nicht stolzern Schwung, nicht sattern Glanz erheischen
Am scharfen Augenrand die mächt'gen Brau'n;
Doch reiner wird die Linie noch gezogen,
Der dunkle Bogen zarter zugespitzt.
Wo ist der Bogen eines Liebesgotts,
Der solche sichre Pfeile wirft wie dieser?
Doch Eros' Bogen ist's nur, wenn sie lächelt,
Sobald sie zürnt, so ist's Apollos Bogen.
Die Sklavin selbst auch fühlt geheime Scheu
Und ihre Hand, sie zittert manchmal leise,
Wenn unter diesen Brau'n ein Augenwink,
Ein Blick ihr strenger droht.
Inzwischen hat
Der Herrin süßer Odem sich berauscht
An zarter Küglein kostbar'm Würzeduft
Und ihrer Zähne reines Elfenbein
An Inderharz sich spiegelblank gekaut.
Aus duft'gen Schränken zieht die Sklavin jetzt
Hellschimmerndes Geweb' und Prunkgewänder.
Noch einmal sinkt die Hülle von den Schultern,
Den blendenden, der wunderbaren Frau,
Wie Nebelrauch von blüh'nden Bergeshängen.
Doch dafür senkt nun zart wie Silberwölkchen
Sich über sie ein flimmernd' Hemd, so dünn
Wie das Geweb' Arachnens, daß die Haut
Hindurchzuquellen scheint wie Milch. Darüber
Wird nun der feine, bernstein-gelbe Byssus
Der Tunika geworfen, der die Pracht
Der Glieder weich, doch enggeschmiegt umspannt.
O bleibe so, du wundervolles Weib!
Wirf keine neuen Hüllen über dich,

Du kannst nicht schöner, herrlicher erscheinen!
Doch immer neue Prachtgewebe quellen
Empor aus den geöffneten Behältern,
Wie farbig bunte Nebel. Lange wird
Geprüft, versucht; zuletzt noch einmal rauscht
Es überm Haupt der Schönen und es senkt
Sich nieder eine seidne Stola, schneeweiß,
Mit goldgestickten Purpurrändern; Blumen
Sind golden eingewirkt und goldig glitzert's
Durchs ganze bauschig wogende Gewand,
Wie Himmelssterne durch den Nebelduft.
's ist wie die Silberwolke, stern-gestickt,
Die eine Göttin himmelan entführt.
Zusammenfaßt es in der Mitte jetzt
Ein Gürtel, reich geschmückt mit Edelsteinen,
Und über ihm schwillt wie gestaut von vorn
Des lieblichen Gewandes seidne Welle
Und fließt in edlen Falten reizend über,
Indes der goldbefranste Purpursaum
Von hinten schleppend nachwogt.
Jetzo steigt
Aus Silberkästchen blinkendes Geschmeid',
Korallen, Bernstein, Perlen und Juwelen.
Wie Schmetterlinge sich auf Blumen setzen,
So sucht der Edelstein, so sucht die Perle
Die schönsten Stellen sich auf Hals und Busen
Der hehren Frau und wiegt sich schillernd drauf.
Die blitzenden Demanten und Rubinen,
Hier glänzen einzeln sie, dort lagern sie
In Reihen sich, als ob sich niederließe
Ein Wanderschwarm der Lüfte, gleißend bunt,
Auf eine blüh'nde Lenzflur. Blanke Perlen
Umkreisen wie der Wettbahn Läufer dreimal
Des Schwanenhalses Ziel. Noch andre kriechen
Durchs liebliche Gelock des Haupts und gleiten
Anmutig auf die weißen Schultern nieder
Wie triefende geschmolzne Silbertropfen.
Und siehe da, auch glatte Schlänglein kommen
Mit Demantschuppen und Rubinenaugen:
Armbänder, Ringe, Kettchen, goldne Spangen,

Umschmiegend üpp'ger Arme stolze Fülle
Und weicher Lilienfinger zartes Rund.
Was weiter noch? Wenn mit dem Edelstein,
Dem Köstlichsten, was die Natur erschuf,
Sich etwas messen darf, so ist's die Blume.
Und wie der Edelstein, darf auch die Blume
Nicht fehlen, wo prunkreiche Schönheit ganz
Entfalten will ihr strahlend Pfauenrad.
Wohl brüstet der Juwel sich vor der Blume
Mit seiner Dauer stets, doch heute lächelt
Die Rose seiner Prahlerei'n und lispelt
Ihm zu, das Haupt der Herrlichen umschlingend:
Auf diesem Haupt kann keine Blume welken,
Von dieser Stirne fällt kein Rosenblatt!
So nun, das Antlitz hell, das Auge leuchtend,
Den duft'gen Leib umwallt von seidner Stola,
Von Perlen und Juwelen reich umflirrt,
Des Kranzes Zier im dunklen Haargelock,
Ein Phänomen, ein leuchtend Wunderwesen,
Dasteht das hohe Weib, steht Agrippina
Und staunt sich selber an und lächelt sich
Entgegen aus dem Glanz des Silberspiegels,
Des blankes Rund ein goldner Eros hält.
Ihr schmeichelt selbst die Luft, die sie umfächelt,
Und preist den Odem selig, den sie trinkt.
Die Rosen in dem Kranz, der um ihr Haupt
Sich schlingt, sie flüstern schmeichelnde Verkündung
Von ewig blüh'ndem Reiz und süßer Liebe
Und ewig heiterm Lebensglück ihr zu.
Die Edelsteine mit den wunderfeinen
Glasglockenklängen, horch, sie lispeln schmeichelnd
Verheißungen von Glanz und Macht und Ruhm —
Und nur die weißen ernsten Perlen sausen
Bedenklich fast, ans Ohr der Lächelnden
Geschmiegt — fast klingt's wie ernste Mahnung ihr,
Wie warnend leise, leise Geisterstimmen:
Sie flüstern, scheint es, von der Meeresflut,
Sie flüstern wunderliche Meeresbotschaft,
Sie flüstern, wie das Meer so tief, so tief,
Der Meeresgrund so einsam ist, so schaurig . . .

Doch welche Mahnung gäb' es für ein Weib,
Das siegsgewiß auf seine Reize blickt?
Nicht Unheilsahnung ist's, es ist die Hoffnung,
Es ist der Schönheit trunknes Selbstgefühl,
Es ist die Lust, was ihr die Seele schwellt,
Daß eng der Busen wird und das Gemach.
Empor nun schreitet sie die sanften Stufen
Und tritt aufs sonnige Verdeck hinaus.
O wie um sie das weite wallende
Gewand so wonnig rauscht! Und jeder Schritt
Entfesselt eine Flut von Wohlgerüchen,
Die lieblich von ihr ausströmt. Jedes Aug'
Ist auf die herrlich Wandelnde gerichtet:
Das Ruder, stockend in der Rudrer Händen,
Läßt regungslos die Perlen niedertriefen
Ins süß-erstaunte Meer: die Fahrtgenossen,
Sie stehn, sie ruhen, wie zu Marmorgruppen
Verwandelt, wo sie naht, und sind wie leblos,
Als wär', wie der Meduse Grauenantlitz,
Ein Gorgoschild auch diese höchste Schöne,
Die, lächelnd ihrer Scheu, vorüberschwebt.
Entgegen ihr tritt jetzo Tigellin.
Mit einer kriechend-sklavischen Gebärde,
Die Lügen straft sein boshaft keckes Aug',
Neigt vor der Herrin sich der Dunkle tief
Und spricht, als könnt' er staunend in der Brust
Das Wort nicht zähmen: „O du Wunderbare,
Wie strahlst du in der Schönheit Zauberglanz!
Wie süß erstaunt wird der Beherrscher Roms
Dich grüßen, wenn du nahst! Als Göttin, traun,
Bezeichnet dich das Schicksal schon auf Erden,
Indem es dir vergönnt, unwandelbar
Im Leben schön zu sein und jung zu scheinen!" —
Ein Blitzstrahl fährt aus Agrippinens Aug'
Auf Tigellin — ha, frecher Mohr, dies Wort
War unbedacht! Welch Weib will jung nur scheinen
Und nicht auch sein? Des Blitzstrahls nicht zu achten
Scheint Tigellin und führt die Herrin lächelnd
Zum Bug des Schiffs vor, wo der Baldachin
Sich golden wölbt, und spricht: „O, hier bespiegle

Sich deine Schönheit, Herrin! Nur die Welle
Des Meers allein mag deinem Zauberreiz
Ein würd'ger Spiegel sein!"
Am Bug des Schiffs
Steht Agrippina: fernhin schweift ihr Blick.
Da liegt das holde Meer, da ruhn die Küsten,
Da spannt der Himmel lächelnd über ihr
Sein Wunderzelt in blauem Schimmer aus.
Doch sel'ger, stolzer lacht dies alles nicht,
Als hier das Aug', das Antlitz Agrippinens;
Denn dieses Auge, dieses Antlitz weiß:
Der Erde schönstes Weib ist Agrippina.
In diesem Augenblicke scheint, was schön,
Nur schön, weil Agrippina es beschaut.
Es glüht der Strand, in Wonne rauscht das Meer auf,
Die Rosenwölkchen segeln durch den Himmel,
Als wären sie Gedanken Agrippinas,
Und meerwärts nieder neigt sich huldigend
Die Sonn', als ob nur ihr zu Füßen sie
Vergießen möcht' ihr Strahlenblut . . .
Ihr Blick,
Er schweift hinaus ins weite Meer, er schweift
Zum grünen Strand, wo Neros Marmorhaus
Ihr schon entgegenblinkt. Lang ruht der Blick
Des großen Augs darauf und Siegesfreude
Blitzt herrlich auf in diesem langen Blick.
Auf Agrippinas stolzer Lippe schwebt
Ein wortlos triumphierend Dankgebet:
„Ich danke dir, allwaltende Natur,
Daß du mir hast bewahrt den holden Reiz!
Ich danke dir, ja, denn ich bin ein Weib.
Wär' ich ein Mann, ich riss' aus seiner Scheide
Das alte, rostzerfreßne Römerschwert
Der Scipionen und eroberte
Die Welt damit. Ich schüttelte dies Rom,
Dies schnöde Rom der Prasser und der Memmen,
Aus seinem dumpfen Schlemmerschlaf empor.
Doch ich bin Weib. Statt Helm und Schwert und Panzer
Gab die Natur mir wallendes Gelock
Und Feueraugen, blendend weiße Glieder

Und Prachtgewande, Perlen und Juwelen.
Ich bin ein Weib und habe keine Waffen
Als meine Weiblichkeit — so kämpf' ich, siege!
Und mehr als je nun will ich es entfesseln,
Dies Arsenal der wallend dunklen Locken,
Der Feueraugen und der weißen Glieder!
Was es vermag — du weißt es, bleiches Wölkchen
Des Silbermonds, der in verwichner Nacht
Geschimmert hat dem Fest in Neros Gärten!
Im Bunde seiner schnöden Zechgenossen,
Bei seinen Possenreißern, Buhlerinnen,
Bei seinen bestial'schen Leibtrabanten,
Bei seinen Tigellinen und Poppäen,
Da lernte mählich Nero mich vergessen
Und es erschien kein Ort ihm fern genug,
Zu bannen ihm die läst'ge Näh' der Mutter.
Und siehe da, heut führt ein Prachtschiff mich
Zu ihm auf sein Geheiß und schmachtend seufzt er
Nach mir, ja, ja, er schmachtet, dürstet, brennt
Nach mir vor Ungeduld. Und warum dies?
Weil seinem Sinn, bacchantisch aufgeregt
Vom wüsten Taumel, in vergangner Nacht
Verschleiert sich ein Frauenbild gezeigt,
Das Aug' in Aug' er nicht mehr sehen wollte!
Wo blieben da die reizenden Poppäen,
Die Burrus', Senecas und Tigelline?
Der Wink der Mutter war dem kecken Knaben
Nichts mehr: nun kniet er vor dem Reiz des Weibes.
Gleichviel, warum er kniet, wenn er nur kniet!
Ei, siehe da, der lächerliche Tor!
Vernarrt in seine Mutter! Trieb denn wohl
Tyrannenwahnwitz je solch üpp'ge Blüte?
Das ist das Ende wohl, wenn Erd' und Himmel
Erschöpft ward, wenn die Welt wie ausgepreßte
Zitronen schal ist und stumpfsinnige
Begier sich selber äfft! Doch dieser Wahnwitz
Soll meiner Größe Schemel sein. Ich führ' ihn
Am Gängelbande dieses Aberwitzes
Und seiner unbefriedigten Begier
Die Bahn, die mir beliebt. Ha, der den Erdkreis

Sein eigen nennt, der übermüt'ge Nero,
Sich haltend am Gewandsaum seiner Mutter
Und folgend wie ein Knäblein — dieses Schauspiel
Bereit' ich einer Welt! Und steh' ich oben
Am höchsten Ziel der Macht, vorerst zertret' ich
Das schleichende Gewürm, die Sklavenbrut,
Die mich zurückgedrängt vom Thron des Sohns,
Und schleudre sie mit abgeschlagnen Köpfen
Ins Nichts zurück, aus dem sie kroch. Vor allem
Geb' ich den gift'gen Wicht, den Tigellin,
Dem schwarzen Höllenschlunde des Avernus
Zurück, der ihn gebar. Und dann gemach
Erfaß ich mit der starken Hand die Zügel
Und zeige herrschend dem entnervten Volk,
Daß Rom noch einen Mann hat: Agrippina!"
So spricht in sich, in ihrer stolzen Seele,
Die Hohe, Kühne mit den Flammenaugen.
In diesem Augenblicke naht sich ihr
Die braune Lieblingssklavin aus Ägypten,
Die kluge, vielerfahrne, vielvertraute,
Die längst gelesen jede Hieroglyphe
Im Herzensbuch der Herrin. Diese naht
Sich Agrippinen mit der Purpur-Palla:
„Frisch weht vom Strande her der Abendwind;
O Herrin, laß die weiche Palla sich
Um deine Schultern schmiegen!" — Agrippina
Wirft um den Purpur, lächelnd: „Habe Dank,
Daß du in diesem Augenblicke mir
Den Purpur bringst; mit guter Vorbedeutung,
Ägyptersklavin, senden dich die Götter!" —
Die Sklavin lächelt schlau, ihr Auge blitzt:
„Wie wallt der Purpur königlich um dich!" —
„Was sollt' ich nicht den Purpur um mich schlingen?
Schmückt nicht das Meer, schmückt nicht der Himmel sich
So eben auch mit Purpur königlich? —
Und brachtest du den Purpur, bring' mir auch
Ein Diadem! Der Kranz in meinen Locken,
Er sei geweiht dem göttlichen Neptun,
Des silbern Bild hier an des Schiffes Schnabel
So gleißend ragt und der so friedlich uns

Auf sanfter Flut zum grünen Strande führt!“ —
Sie hängt den Kranz dem Meergott um die Schläfe,
Nimmt aus den Händen der Ägypterin
Ein Goldstirnband und drückt es sich ins Haar.
Die Sklavin flüstert leis: „Semiramis!“ —
Des Meergotts Saphiraug' scheint aufzuglühn:
Wie lüstern blickt der Rosenkranzgeschmückte
Auf das gekrönte Weib; so lüstern blickte
Der Gott des Hades auf Proserpina,
Bevor er sie geraubt . . .
Indessen hat
Ein andrer Blick schon längst auf Agrippinen
Geruht, der aus des Schiffes Hintergrund
Herüberflog zu ihr. Der Blick war seltsam.
Zuweilen kam er wie ein gift'ger Pfeil,
Geschleudert aus dem Hinterhalt. Man meinte,
Man müss' ihn schwirren hören in der Luft.
Zuweilen wieder schien er sich ins Fleisch
Der Agrippina tückisch wie der Stachel
Des Skorpions zu schnellen. Manchmal war
Der Blick des Basilisken, ihm verglichen,
Lammfromme Sanftheit. Doch nur Augenblicke
Erhellte diesen unergründlichen
Abgrund der Bosheit solch ein flücht'ger Blitz.
Die Höllenflamm' in dieses Mannes Antlitz
Schien in sich selbst aufflackernd zu verlöschen,
Als fehlt' es ihr an würd'gem Gegenstand.
Meist war sein Blick fast harmlos, schlimmer nicht
Als eines Voglers, der ein Netz gestellt
Und hinterm Busch auf einen Hänfling lauert.
Im ganzen hatt' er eines Mannes Ansehn,
Der mit Vergnügen eine Welt vernichtet,
Doch nicht aus Haß und Groll, nein, nur zum Spaß.
Der Mann, der so auf Agrippinen blickte,
War Tigellin.
Da saß er regungslos,
Das Auge stets nach seinem Ziel gewandt.
Nur leise pfiff er manchmal vor sich hin
Und wiegt' ein Seil in Händen, wie der Angler
In Händen wiegt die Schnur. — —

Und wie nun stolz
Im königlichen Schmuck des Diadems
Hoch auf des Schiffs Verdeck steht Agrippina —
Die Sonne geht soeben leuchtend unter,
Himmel und Meer sind ganz in Gold und Purpur
Getaucht und der Palast am Strande glänzt
Schon nah und näher, in den Lüften weht
Entzücken und es geht ein Feierklang
Durch die Natur und durch das Herz der Menschen,
Das Meer wallt auf, das Schiff zieht stolzern Gang,
Musik tönt rauschend von der Prora her
Von Flöten, Zimbeln, Harfen und Syringen,
Nach deren Takt die Ruder gehn; es leuchtet
Das Antlitz Agrippinas wie verzückt
Und ihrer gelben Sklavin Schmeichlerlippe
Ruft in den Braus der rauschenden Musik,
Dem nahen Ohr der Herrin nur vernehmlich:
„Heil dir, o Fürstin, Heil dir, Königin!“ . . .
In diesem Augenblicke zieht der Mohr
Mit grinsendem Gesicht das weiße Tau,
Das er gehalten, fester an, und wie
Der Erde Boden plötzlich klafft, wenn ihn
Erdbeben spaltet und in Trümmer sinkt
Bewohnte Menschenstätte — sieh, so plötzlich
Dumpf auseinander kracht das Schiff: und wie's
Zuvor, der untergeh'nden Sonne gleich,
Gebrannt hat auf dem Wasserspiegel, so
Nun wirklich untergeht's, der Sonne gleich!
Von seinen Planken wäscht die Flut hinweg
Was lebt! und ringsher um den Trümmerhauf'
Den stürzenden, der dröhnend untersinkt,
Aufsprüht der nasse Perlenstaub der See
Und hüllt in Schaum und Graus das Fest, zu dem
Der Tod gebeten hat die Meerdämonen.
Doch als der Schauplatz sich nun wieder klärt,
Da zeigt sich ganz von schimmernd buntem Wust
Wie ein Basar bedeckt der Wasserspiegel:
Da schwimmen Balken, Purpurtücher, Blumen,
Bildwerke, Prachtgewande, Taue, Segel . . .
Aus all den Trümmern rudert Tigellin

Im sichern Boot zum Strand; die Gondoliere,
Sie folgen schwimmend, manches noch erraffend
In Eil' vom Trümmerprunk des goldnen Schiffs.
Doch wo ist Agrippina? Von dem Gipfel
Des Schiffs, des berstenden, hat sie mit Grausen
Sich plötzlich öffnen sehn den Wasserschlund,
Hat stürzend sich bewußtlos angeklammert
Ans Bild Neptuns — der aber reißt sie mit,
Die Herrliche, die ahnungslos sich nur
Für ihn geschmückt. Sieh da, die Wellenrosse
Die weißbemähnten, bäumen sich und tragen
Des Meergotts schöne Beute, freudig schnaubend,
Hinunter in die Tiefe. Wallend schließt
Die Flut sich über ihr.
Es tauchen manchmal
Wie Nereidenhäupter noch die Häupter
Der Frauen Agrippinas, nässetriefend,
Empor und weiße Arme klammern sich
An Planken, doch es hemmt das schwimmende
Getrümmer ihr Bemühn; das Haupt, der Fuß
Verwickelt sich in Tücher, Taue, Segel,
Die treiben auf der Flut. Krampfhaft Umschlungnes
Reißt so der Leib, der untersinkende,
Mit sich bis auf den Grund. Zuletzt ist alles
Lebendige verschwunden und das Tote
Zerstreut sich rings auf weiter Meeresflur.
Der Wellenspiegel wird nun wieder rein
Und still herniedersinkt ein lieblich Dunkel;
Die Lüfte ziehn, die Wellen rauschen friedlich,
Aufgehn die Sterne golden und vom Strand
Herüber festlich glänzt mit tausend Lichtern
Der marmorblinkende Palast des Nero. — —
Im goldnen Prunksaal dieses Marmorhauses,
In des Trikliniums schimmernder Rotunde
Beim Festgelag' ruht Nero-Dionysos.
Und ihm zur Seite ruht — der holde Knabe,
Sein Lieblingssklave — jetzt sein Eh'gemahl.
In langen Reihn steht purpurn Pfühl an Pfühl
Auf Elfenbeingestühl und jeder wiegt
In seinem schwellend-weichen duft'gen Schoß

Ein Wunderkleeblatt herrlicher Gestalten:
Roms göttlich schönste Fraun und Jünglinge,
Reizvoll gelagert mit erglühten Wangen
Und Augen, drin nie-müde Lebenslust
In feuchtem Schimmer blitzt. O, wie die Pfeile
Der Liebesgötter hin und her da schwirren!
Wie süß einwiegend, schwer, ein Wonnehauch
Von einem Purpurpfühl zum andern zieht!
Wie nach der Nachbarin der Nachbar schielt
Und koischer Gewande Saum beäugelt,
Wo süßer Reiz verrätrisch überquillt!
Des Bodens Mosaik ist eine Lenzflur,
Gestickt mit bunten Blumen aller Zonen —
Die Blüten sind gefügt aus Edelsteinen —
Wie Bäume stehn die Riesenkandelaber,
Als Früchte Flammen tragend, und ergießen
In Strömen Glanz und Licht; Dreifüße mischen,
Goldprangende, des wollustvollen Rauchwerks
Duftwelle drein und süße Melodien
Erklingen — o, es ist ein Meer von Glanz
Und Klang und Duft, erregt vom Hoch der Lust.
Hoch geht die Flut: das Haupt wird seekrank, heiß
Die Stirn, den Kranz versengend, der sie deckt.
Rings an des Zaubersaales Wänden schimmert
Reizvolle Bilderschau: es wechseln sinnig
Mit jeder Tracht die holden Szenerien:
Stets überraschen neue Farbenwunder.
Doch als zuletzt kein Schauspiel reizender
Gefunden werden mag in aller Welt
Als dieser glanzdurchwogte Prunksaal selbst
Und glüh'nde Lust gelangt ist auf den Gipfel,
Da rauschen die bemalten Prachttapeten
Empor und in kristallnen Spiegelwänden
Bestaunt das zauberische Fest sich selbst.
O, wie das schöne Linienwellenspiel
Glanzreicher Fraungestalten, hold gelagert,
Lieblich gehobner Arme, schön bekränzter
Und lustgewiegter Häupter, strahlender
Amphoren, Trinkgefäße, Kandelaber,
Verdreifacht nun im hellen Spiegelbild

Sich endlos dehnt! War es ein Festgelag
Zuvor, so scheint es jetzt Elysium,
Wo zahllos sich die Schar der Seligen
In goldnem Glanze freut. Wer liebt, der sucht
Die Schönste nun im Spiegelbild heraus
Und freut sich des verdreifacht holden Reizes.
Er sieht nun die Ersehnte dreifach lächeln
Und dreifach auch sein eignes Selbst beglückt;
Und wenn manch reizend Weib sich selbst erschaut,
Mänadisch von Falerner angeglüht,
So scheint das holde Konterfei zu leben
Und das noch schönre Urbild scheint erstarrt
Vor seiner eignen Schöne. Lieblich schlingen
Goldarabesken sich und Blumenketten
Empor zur saphirblauen Kuppelwölbung,
Wo schimmernd prangt der ganze Sternenhimmel.
Auf blauem Äthergrund, sieh, schwebend kreisen
Die goldnen Bilder des Zodiakus:
Hier funkelt Jungfrau, Schütze, Stier und Löwe
Und Silberwölkchen gleiten durch den Äther
Und Genien schweben auf den Silberwölkchen:
Die einen senden nieder Blumenschauer,
Die andern träufeln nieder duft'gen Tau
Der lieblichsten, erquickendsten Arome;
Noch andre schweben mit Fortunas Füllhorn
Hernieder, reiche Garbenfülle streuend
In holder Frauen Schoß: Kleinode, Ringlein,
Armzier und Halsgeschmeid; den Männern aber
Schwebt überm Haupt ein Hagel von Dekreten:
Ernennungen zu Senatoren, Konsuln,
Tribunen; wen sie treffen, der ist Konsul,
Senator, ist Tribun. O wie sie tappen
Und an der Szene Nero sich ergötzt!
Ist Nero nicht ein Gott? Mehr als ein Gott!
Denn Götternamen führen seine Sklaven
Und Göttertracht auch kleidet sie. Hier Mars,
Hier Jupiter, Vulkan, hier Ganymed,
Hier Hebe, hier Latona: alle stehn
Demütig, nun zu Sklaven umgewandelt,
Und lauschen auf den Wink des neusten, höchsten

Olympiers, des Nero-Dionysos.
Ja, Götter dienen ihm. Die Leckerbissen
Des Meeres beut ein Nereidenschwarm
Den Gästen dar, des Waldes Beute bringen
Die Oreaden, von Diana selbst
Geführt, der holden Jägerin. Silens
Begleiter tragen Schläuche Weins herbei,
Die Becher füllend, reichend nach Belieben
Dem einen Chier, jenem Lesbier,
Dem ölig-milden, süßen Zyperwein,
Falerner dem, Setiner, Massiker
Und liebliches Kampaner-Traubenblut.
Doch, daß verwöhnte Gaumen nicht zu matt
Und schal bedünke, was da golden sprudelt,
Ist jedes Trankes Geist und Duft und Blume
Mit köstlichen Aromen überwürzt
Und doppelt muß den Zecher er berauschen!
 Wer zählt der Schwelgertafel Köstlichkeiten?
In hundert Silberpfannen schmort und brätelt
Das Leckerste aus Erde, Meer und Luft.
Was ist da Brasse, Butte und Muräne?
Was Eber, Böckchen, Reh? Was Turteltaube,
Fasan und Drossel, Haselhuhn und Pfau?
Wie sollte wohl Cäsarenschlemmerei
Mit so gemeiner Kost den Mund sich stopfen?
Sie nimmt vom Seltenen das Seltenste,
Um es in goldnen Schüsseln aufzugipfeln
Und blanke Silbertische zu belasten.
Sie nimmt vom Köstlichen das Köstlichste,
Sie nimmt vom Seltsamen das Seltsamste:
Vom Strauß und vom Flamingo das Gehirn,
Vom Pfau und von der Nachtigall die Zunge,
Vom Papagei den Kopf, vom Mutterschwein
Die Zitzen und die Ferse vom Kamel —
Sie nimmt das Kopfstück hier und dort den Schwanz,
Hier das Gehirn und dort das Exkrement.
Dies muß gefangen sein bei Neumondlicht,
Dies muß mit Sklavenfleisch gefüttert sein,
Dies muß vom Pontus stammen, soll's behagen,
Aus Gallien dies und dies aus Asien,

Das aus Ambrazia, das aus Tartessus,
Das vom Lukrinersee, das aus Ravenna,
Das aus Tarent und das vom Land der Briten.
Und wechseln auch muß Speise die Gestalt:
Sie muß den Gaumen nicht allein, sie muß
Das Aug', sie muß die Phantasie ergötzen;
Ein gastronomisch toller Mummenschanz
Muß abgestumpfte Sinne mit barocken
Verkleidungen zu neuer Eßlust stacheln.
Sieh, wunderlich geschnörkelt Backwerk kommt
In Tiergestalt und Fleisch als Blumenstrauß.
Was wäre Traub' und Feige, Nuß und Apfel,
Was Kirsch' und Pflaume wohl bei Neros Tisch?
Doch lustig ist's, vom Stengel sie zu pflücken:
In prächt'gen Kufen wird ein Obstbaumwald
Herbeigerollt auf blankem Rad und bietet
Dem Finger seiner Kronen leckre Frucht.
Daß nicht das Ohr beim Fest des Gaumens darbe,
Auftritt manch tongewalt'ger Virtuos,
Manch kundiger Arion, Marsyas
Mit Zither und mit Flöte. Höher noch
Aufschäumt die Lust, als plötzlich jetzt herein
Liebreizende Gestalten lächelnd schweben,
Von koischen durchsichtigen Gewanden
Umflattert, Tänzerinnen, Pantomimen,
Die weichen Glieder regend ausdrucksvoll,
Und einzeln bald und bald im holden Reigen
Beim Klang der Zimbeln und der Kastagnetten
Die Leiber wollustvoll im Tanze schwingend.
Es schwirrt der Freude Fittich überm Schwarm.
Nur einer sinkt, je mehr ihr Flügelschlag
Sich rauschend regt im Saale, tiefer stets
In wechselnd wunderlicher Laune Bann:
Und dieser eine ist der Wirt, ist Nero.
Er scheint zu frösteln, doch sein Antlitz glüht
Und seine Augen leuchten wie im Fieber.
Er stürzt Falerner, glüh'nden Chierwein
Hinab in Strömen und ist nicht berauscht.
Zuweilen sinkt er in ein tiefes Brüten,
Dann fährt er auf und frägt nach Tigellin.

Bald ist's, als ob auf seiner Stirne Grimm,
Auf seiner Lippe schweb' ein Todesurteil;
Dann wieder bricht er aus in gelles Lachen
Und zwingt sich selbst zu toller Lustigkeit.
Er läßt sich reichen von des Sklaven Hand
Die Schildpattzither, von Sardonyxen
Bestrahlt, und spielt und singt ein wüstes Lied
Dem Zechgelag, das trunknen Beifall jauchzt,
Bis eine Saite reißt mit schrillem Wehruf
Und schließt den Sang mit wilder Dissonanz.
Er weiß nur halb, was sich um ihn begibt:
Er lobt die Tänzerin, sobald ein Bläser
Das Ohr entzückt, und preist beim Schwebetanz
Der Gaditanerin den Zitherspieler.
Verloren seinem Ohr sind heut die Scherze
Des Saccus, der da klagt, daß er verlier'
An Witz, was er gewinn' an Leibesründung
Am Hofe seines kaiserlichen Herrn.
  Nun tritt herein ein lang Erwarteter.
Das Haupt gewandt, ins Ohr des Mohren flüstert
Geheim und hastig Nero: „Agrippina?“ —
„Zu Gaste bei Neptun wohl,“ lispelt der;
„Im Meeresgrund — wenn sie nicht etwa wieder
Emporgetaucht: 's ist dieses Gottes Art,
Daß aus dem Brautbett er die Bräute stößt,
Wenn er sie totgeküßt!“ — Krampfhaft erfaßt
Nero die Hand des Boten: „Tot?“ — „Ich denke!
Versunken samt dem Schiff! Das schöne Fahrzeug!
Wie schade — doch du wolltest 's einmal so!
Von all dem Reichtum seiner Kostbarkeiten
Ist nichts geblieben, als was etwa noch
Die braven Bursche, meine Gondoliere,
Den Wellen abgerungen — ha, es war
Ergötzlich anzusehn, wie sich die Kerle
Im Wasser rauften um die goldnen Trümmer,
Und weil der Händ' als Ruder sie bedurften,
Im Maul die Beute hielten mit den Zähnen
Wie Hunde und so ans Gestade schwammen,
Von wilder Habgier lechzend!“ — „Dafür hängen
Sie morgen mit dem frühsten! Hörst du? Gib

Den Auftrag augenblicklich! — Eine Welt
Sollt' untergehn mit ihr und diese Schufte,
Sie raubten ihr den Leichenschmuck, den kargen?
O, alle Schätze Roms ihr mitzugeben
Ins nasse Grab, das hätte sich geziemt . . .
Doch nun genug von ihr! Die Stadt erfährt —
Wenn meine Korybanten Zeit ihr lassen,
Zu fragen meine rüst'gen Fackelschwinger —
Daß Neros Mutter scheiternd ist verunglückt
Auf einer Lustfahrt im Thyrhenermeer!"
So Nero und wirft sich zurück gewaltsam
Tief in den Strom der Festlust. Er gebeut,
Die wilde, tolle, rauschende Musik
Der Becken und der Zimbeln zu entfesseln
Und heißt verzückter Tänzerinnen Schar
Sich hüllenlos in wildem Taumel drehn.
Die Purpurpfühle werden heiß und heißer,
Der Busen hütet seine Reize nicht
Und Fuß- und Fingerspitze wird elektrisch.
Der trunkne, wüstbetäubte Nero will
Erfassen schon die golddurchwirkte Schnur,
Auf deren Zug, sobald es ihm genehm,
Mit einem Mal verlöschen alle Lichter
Und ein zytherisch Dunkel, vielerwünscht,
Hereinbricht, das um freche Wonnen her
Den Schleier wirft, indes die heißen Seufzer
Verhauchen ungehört im Zauberklang
Wollüstig leis erzitternder Musik . . .
Doch sieh, in diesem Augenblicke stürzt
Ein schreckensbleicher Sklavenschwarm herein.
Die Hände ringen sie und wollen reden
Und wagen's nicht, bis strenger noch des Nero
Zornblick sie fragt. Der kühnste stammelt: „Herr!
Das Meer hat einen Leichnam ausgeworfen
Soeben an des Hauses Marmorschwellen:
Der Leichnam ist gehüllt in Prunkgewänder,
Und trägt die Züge" — „Wessen?" — „Agrippinas!"
Entsetzen faßt die Gäste; Nero starrt
Den Sprecher an, als hätt' er nichts vernommen,
Und harrte noch auf Antwort. Leise geht

Ein Schauder durch den Saal, die Frau'n erblassen,
Und Zecher, die nur mühsam noch gelallt,
Ernüchtern sich und schau'n auf Nero. Dieser
Erhebt sich und ihm folgt der Schwarm. Der Prunksaal
Ergießt den Zauberglanz ins Atrium,
Ins marmorschimmernde, wo Säulen ragen
Und Ahnenbilder stehn, so ernst und still,
Im Silberschein der nächt'gen Lichter blinkend.
Ein Purpurvorhang gönnt, zurückgeschlagen,
Dem Auge holden Durchblick weit hinaus
Ins bronnenfrische Peristyl, die Lüfte
Wehn Blumendüfte süß herein, es stehn
Die Lilien da in mag'schem Glanze, wie
Zur Totenwacht entboten. In der Mitte
Der Halle liegt auf rasch=erhöhtem Pfühl
Mit festgeschloßnen Augen, blaß und kalt,
Der Leichnam Agrippinas. O, wie ganz
Verwandelt ist die hohe Prachterscheinung!
Fort ist der holde Farbenglanz geschwemmt,
Das Haargelock zerzaust und naß und klebend,
Das Diadem, die Perlen draus verschwunden,
Seegras und grüner Schlamm darein verpicht,
Verschlammt die Blumen und die Edelsteine
Und nur die Wassertropfen hängen glitzernd
An ihrem Leibe jetzt als Edelsteine.
Verdrängt hat salz'ger Fischgeruch den Wohlduft.
Ankleben die durchnäßten Prunkgewande
Fest an des Leibes üpp'ge Gliederpracht,
Die kalt und tot die Sinne noch berückt.
Der trunkne Nero schwankt herbei. Doch hier
Gewinnt er Fassung, ist kein Trunkner mehr,
Nur ein Wahnwitziger. — „Ei, Mutter," ruft er
Mit eisig kalter Ruh' und bitterm Lächeln,
„Wie kommst du ungebeten stets zu Gast?
Zum Bacchanal in der verwichnen Nacht
Erschienst du plötzlich und heut fällst du gar
Als Leichnam uns ins glänzend heitre Fest?
Was suchst du hier, du Kalte, Todesblasse,
Im heißen Reigen der Lebendigen?
Wenn dich die Mächtigen der Unterwelt

Hinunterluden in ihr dunkles Reich,
Wie kommst du hieher? Denkst du etwa uns
Zur Rechenschaft zu fordern? Geh! Wir haben
An deinem Lose keinen Teil! Dein Schiff
War leck, die Meerflut lüstern — das ist alles.
Was wirfst du einen schwarzen styg'schen Schatten
Ins Reich der Seligen? Bin ich dein Sohn?
Ich bin ein Gott, bin Nero-Dionysos!
Ja, bin ein Gott, den man nicht ungestraft
Bekämpft und dem das Schicksal schleunig immer
Tot alles Feindliche zu Füßen wirft
Und ragt' es noch so hoch! — Als Neros Gast
Bist du gekommen, Agrippina! festlich
Geschmückt, nur übernächtig blaß
Vom allzu keck durchschwärmten Fest des Lebens!
Doch viel verzeiht man einem schönen Weibe —
Denn du bist schön, ja, du bist schön, auch tot!
Du bist auch tot die Königin des Festes! —
Da seht das prächtig reiche Haargelock,
Das dunkle, seht die königliche Stirn,
Die wert, das Diadem der Welt zu tragen!
Da seht den Mund, so reizvoll und so stolz!
Da seht den prachtvoll-üpp'gen Bau der Glieder,
Den göttergleichen —"
Spricht's, und mit der Hand
Wegzieht er von der Schulter der Erblichnen
Des klebenden Gewandes Saum. — „Da seht
Des weißen Busens königliche Fülle!
Ha, saht ihr jemals solchen Marmorglanz
Der zart'sten Lilienhaut, so weiß und so
Gemischt mit glitzernd feinen Schimmerpunkten,
So glatt und weich wie Öl zu fühlen — lieblich
Erzitternd unterm Finger-Schmeicheldruck?
So schön war nicht der Leib der Semele,
Die einst gebar den alten Dionysos!
Des alten Dionysos Mutter starb
Im Feuer und es ward ihr Sohn ein Gott
Des feuchten Elements — und wenn die Mutter
Des neuen Dionysos starb im Feuchten,
So ist vielleicht ihr Sohn ein Dionysos

Der Flamme, der die Welt in Feuer tauft! —
Was meint ihr? Sagt' ich recht, daß Agrippina
Auch tot noch ist des Festes Königin?
Ihr schönen Frau'n und du voran, Poppäa,
Folgt meinem Beispiel; weihen wir die Kränze
Von unsrer Stirn als würd'gen Festesschmuck
Dem königlichen Weibe hier. Ersticken
Mit Blumendüften wir den schnöden Mißduft
Neptunischer Umarmung und des Todes,
Der feinem Ruchsinn allzubald verkümmert
Der schönsten Leiber süße Lieblichkeit!"
Er spricht's, da fällt ein Blumenregen nieder
Und deckt die Prachtgestalt. Gespenstig fast
Erschimmert Lilien- und Rosenzier
Im Glanz der Lichter um das Haupt der Toten.
Da siehe, neue Botschaft! „Herr, ein Lichtschein
Färbt schreckbar grell den nächt'gen Horizont!
Von Rom her kommt's!"
Der Festgenossen Schar
Stürzt eilig drängend auf die Marmorstufen
Vors Vestibul hinaus. Da flüstert leise
Der Abendwind, die Sterne schimmern hell,
Das Meer ist still und wiegt sich träumerisch,
's ist Mitternacht, doch hell am Himmel steht
Ein schaurig wilder Feuerschein im Norden!
„Es brennt die Stadt!" so tönt's und das Entsetzen
Gewinnt mit neuem Schrecknis wieder neue
Gestalt im Angesicht der Aufgestörten.
Verstohlen grinst auf Nero Tigellin
Und Nero lächelt — furchtbar lächelt er.
Mit glüh'ndem Auge, dessen düstrer Brand
Die rote Glut am Himmel überglüht,
Starrt er hinaus und machtvoll seine Hand
Ausstreckend, ruft er: Deine Leichenfackel,
O Mutter!" — zu den Gästen: „Auf nach Rom!"

Vierter Gesang.

Der Brand.

Von Neros Bacchanal ist hingestürmt
Die wüste, rasende Bacchantenschar
Und fällt in Romas Gassen lärmend ein
Mit Zimbelklang und lautem Evoe.
An ihrer Spitze, siehe, trabt Silen:
Behängt ist seines Langohrs Haupt mit Weinlaub
Und frischen Rosenkränzen, dran das Tier
Behaglich rupfend nascht, indes der Reiter
Roms Pöbel aufruft, fröhlich mitzuschwärmen
Im Festesjubel, der den neuen Gott
Der Erde feiert, Nero-Dionysos.
Dicht hinter ihm her keucht ein Lasttierschwarm,
Hochauf mit Schläuchen Feuerweins belastet,
Aus welchen quillt für alle durst'gen Kehlen
In Fülle goldnes Naß. Auch blinkend Gold
Wird ausgeworfen aus gefüllten Säckeln,
Drauf sich in wilder Hast die Menge stürzt.
Hoch lassen Tausende den Nero leben,
Dem Zug der Bacchen schließen sie sich an
Und stimmen ein in ihren Jubelruf.
So wächst der Strom der Rasenden zuletzt
Zur unabsehbar'n Flut, vor deren Tosen
Roms sieben Hügel zittern. In die Schenken
Zerstreut ein Schwarm sich hier und dort, bezecht
Mit Neros Golde lärmvoll sich und stürzt
Sich wieder auf die Gassen. Doch nicht bloß
Dem Volke — Roms Bewohnern allen ist
Entboten Neros Festgruß und alsbald
Auch in Palästen, halb aus Sklavenscheu
Vor dem Tyrannen, halb aus eignem Drang
Sucht Schlemmerei sich wüst zu überbieten
Bei rauschendem Gelag, wo wild ins Klingen
Der Becher schallt der neue Göttername
Des Nero-Dionysos! — So ist Rom
Hineingezogen in den bacch'schen Taumel:

Einbricht die Nacht, es wächst die Raserei,
Die Römerstadt ist eine trunkne Phryne.
Der Bacchen Schar durchschwärmt mit ihren Fackeln
Die Gassen, in verzücktem Wahnwitz tobend.
Da schleudert ein Bacchant — ist's nicht der Alte,
Der Alte mit den düstren Feueraugen? —
Er schleudert als Bacchant die Pechkranzfackel
Auf eines Hauses Dach. Beifall zujauchzt
Dem Wagestück die trunkne Pöbelhorde
Und grüßt der ersten Flamme Glanzgeflacker.
Und anderswo versuchen andre schon
Das gleiche grause Wagnis. Hier und dort
Auflodert's plötzlich in der Nacht. Der Pöbel
Umsteht, umtanzt, umjauchzt die brennenden
Behausungen der Reichen, hört behaglich
Die lust'ge Flamme prasseln. Schreck verbreiten
Die Brände nur ins Innre stolzer Räume.
Es stürzen auf die Gassen die Bewohner.
Zu löschen wird versucht, doch die Bacchanten
Verhindern es mit tollen Scherzen. Sieh,
Mit den Getreuen naht auf seinem Esel
Silen und richtet seiner Schläuche Röhren
Auf brennendes Gebälk, als wollt' er löschen
Den hellen Brand mit goldnem Weingeriesel;
Dazwischen werfen sich die durst'gen Zecher,
Auffangend jenes kostbar süße Naß
Mit Mäulern, unersättlich. Anderswo
Wirft ein Bacchant ins emsige Gewimmel,
Das helfend, löschend einen Brand umdrängt,
Mit vollen Händen Gold und sieh, die Helfer,
Sie lassen stracks das brennende Gebäude
Und raufen sich um jenes blanke Gold.
Von einem Ende Roms zum andern wandert
Die Flamme auf Bacchantenfackelspitzen.
An hundert Orten lodert Feuer auf:
Erst wirbelt Rauch empor in lichter Wolke;
Die Wolke glüht bald silberweiß, bald rosig,
Durchstickt mit Millionen goldner Funken,
Die prachtvoll in der dunklen Luft zerstieben
Und alle Nachbardächer überschnei'n.

Und dichter auch und dunkler qualmt's dazwischen:
Trübrot durchloht das Feuer erst den Rauch,
Dann schlägt es siegend durch in seinem Goldglanz,
Dann steht der Dachfirst lichterloh, fast rauchlos,
In weißlich klaren Flammen blendend da!
Auf Zinnen, Giebeln ragen Marmorbilder,
Quadrigen, rings umwallt von Rauch und Funken,
Und stürzen in die Glut. Es bersten Quadern
Mit donnerndem Gekrach. In blauen Flammen
Loht schmelzend Erz und über lodernden
Ölströmen steht ein rabenschwarz Gewölk.
Der Brand hat aufgestört die wüsten Schlemmer.
Mit weingeröteten Gesichtern stürzen
In purpurnen Gewändern Männer sich
Und holde Frau'n, die Kränze noch im Haar,
Aus brennenden Prunksälen auf die Straßen
Und händeringend rennen hin und her
In buntgemischtem Wirbel Herr und Sklave
Und Greis und Kind. Aus brandumglühtem Haus
Stürzt der, um sich zu retten, jener stürzt
Hinein, zu retten noch ein teures Gut.
„Hier brennt's und hier und hier und hier!“ so gellt's
Verwirrt in Schreckensrufen durcheinander.
Hier wird gewinselt und dort wird gefleht,
Der flucht und jener betet zu den Göttern.
Dazwischen schallt Gelächter, roher Scherz
Und stets noch übertönt den Braus der Stimmen
Der Thyrsusschwinger schallend Evoë.
Mit ihrer Habe flüchten Tausende:
Kleinode sichert der in wilder Hast,
Der schleppt mit Werkgerät, Gewanden sich,
Ein andrer rettet wie besinnungslos
Wertlosen Trödel in des Herzens Angst.
Da läuft ein Mütterlein mit einem Topf,
Den sie vom Herd gerissen. Besser hat
Trimalzion, der reiche, sich besonnen:
Fortschleppen läßt er seine goldnen Schätze
Von schweißbedeckter Sklavenschar; er selbst
Folgt hinterdrein in seidner Sänfte Kissen.
Doch Bahn ist nicht für ihn im Volksgewimmel:

Es stockt der Zug im Schwarme, der ihn anhält
Mit stürmischem Hallo, ihn lachend plündert
Und endlich aus der Sänfte johlend reißt
Den dicken Schlemmer selbst. Entsetzlich wächst
Die Wirrsal in dem rasenden Gedräng'
Der Tausende, die durcheinander flüchten.
Es wälzen endlos sich die Menschenmassen
Durch enge Gassen hin, im Dunkel bald
Und bald im grellen Licht der Feuerbrände.
Zertreten werden Kinder, Greise, Weiber,
Begraben unter Trümmersturz, erstickt
In Wolken Rauchs. Zuletzt wälzt über Haufen
Von Leichen und den Wust zerstreuter Habe
Sich wachsende Verwirrung wie ein Meer
Von Schrecken, drin das Auge keine Welle,
Kein einzeln Schreckensbild mehr unterscheidet.
Und weiter stets und weiter tut der Brand
Den fürchterlichen Flammenrachen auf.
Weißglüh'nde Balken leuchten wie die Zähne
Des Ungeheuers aus der roten Glut.
Es tanzen hoch in jubelnden Spiralen
Lodernd empor purpurne Flammenbänder
Und flattern wie Standarten der Zerstörung
Rings um die Zinnen her und um die Hügel.
Die Feuerinseln dehnen weit und weiter
Sich aus und fließen endlich unabsehbar
Zusammen. An dem Holzwerk in den Buden
Des Zirkus hält das Flammenungetüm
Erst einen raschen, trocknen Schmaus und dann
Gleich einem Raubtier, das ans Wasser kommt,
Durstlechzend schlürft's mit seinem heißen Rachen
Des Ölmarkts ungeheuren Vorrat aus.
Schon ist's ein fettgemästeter Koloß,
Doch noch nicht satt. Es sind die Niederungen
Schon überglutet und die Hügel stehn
In Rauch gehüllt. Bald aber schlägt hinaus
Noch übern Rauch der Höhn die Riesenlohe.
Schon sind die Hügel Roms Vulkanen gleich
Und speien Glut und Asche wie aus Kratern.
In Feu'r steht Palatin und Aventin

Und nun umlodert auch ein Flammenkranz
Des Forums edel-stolze Prachtgebäude,
Die mit den hohen Giebeln, Marmorfriesen,
Mit Bogen, Kolonnaden grausig-schön
Aufragen, grell verklärt im Feuerschein.
Und sieh, hinüber nun zum hohen, ernsten
Marmornen Kapitol auch züngelt's schon
Und glutrot steht die heilig-stolze Höh!
Nun lodert wie von tausend riesigen
Wachtfeuern auch das weite Marsfeld auf.
Das wüt'ge Element, es schweift sogar
Bis zu den friedlichen Zypressengräbern
Des Esquilin — selbst übern Tiberstrom
Entsendet es die glüh'nden Feuergrüße
Hinüber in die nächtlich stillen Gärten
Am grünen Hügel des Janiculus.
In weiter Ferne, schwarz und düster, hebt
Am Rand des Horizonts sich vom glutroten
Nachthimmel ab das schweigende Gebirg'.
Basiliken und Tempel, Mausoleen
Und Thermen, Portiken, Amphitheater
Und Naumachien, getürmte Zirkusbauten
Stehn in den Flammen da wie feurige
Denkmäler. Riesensäulen, wucht'ge, stemmen
Wie kampflust-glühende Giganten sich
Dem Brand entgegen mit granitnen Panzern:
Doch dieser sprengt die Panzer ihnen, leckt
Der Eisenklammern schmelzend Erzgefüg'
Wie heißes Blut aus ihrem Leib und wirft
Die Unterhöhlten tückisch in die Asche.
Nichts ist dem Ungeheuer allzu groß,
Doch nichts auch zu gering und nichts verschmäht es
Und ruht nicht, bis es alles, auch das kleinste,
Zermürbt in Staub und Asche. Gleich ist alles
Vor seiner Wut und alles macht es gleich.
Mit einer Gier verschlingt's die Zitrustische
Der Reichen und des Brückenbettlers Krücke,
Holznäpfe wie murrhinische Gefäße,
Des Kynikers Sandalen wie des Konsuls
Liktorenbeile und kurul'schen Sitz.

Es wirft die Reichen aus den seidnen Kissen
Und sprengt die Riegel an den Sklavenzwingern
Und stößt Gefangne vor die Kerkertür.
Es schwelgt im Überrest lukull'scher Mahle
Und gräbt wie leichengierige Hyänen
Die Aschenurnen aus den Mausoleen,
Verbrennt den Staub, der lange schon erkaltet,
Nun noch einmal. Den Bart des Philosophen
Sengt es mit gleicher Wollust wie die Maske
Des Harlekins. Schandsäulen stürzt es hin
Wie Ehrenbogen. Kränze fegt es weg
Von den Standarten, siegesruhm-gekrönt,
Wie von der Tür im Haus der Buhlerin . . .
So schwelgt in seinem Fraß das Riesentier,
Und wo es naht, da flüchtet sich was lebt.
Nur noch die Plündrer wagen sich ins Innre
Der Häuser und nur das Verbrechen noch
Schlägt in umlohter Einsamkeit zuweilen,
Von keinem Späherauge mehr behelligt,
Ein kurzes, freches Hohngelächter auf.
Es ist ja Rom, das brennt, das lasterhafte,
Das frevelvolle Rom; so manchen Greu'l
Bedeckt des Augenblicks Verwirrung. Jeder
Ist nur sein eigner Freund: nicht Brüder, Gatten,
Nicht Mütter gibt's; jetzt stößt der Feind den Feind
Geheim und ungestraft ins Flammengrab.
Dort steht ein schönes Weib und scheint zu schwanken,
Ob ihr Juwelenkästchen, ob ihr Kind
Sie mit sich aus den Flammen retten soll.
Sie schwankt nicht lange — sieh, sie nimmt das Kästchen.
Der Greis mit weißem Haar dort, kein Äneas
Trägt aus der Glut auf seinen Schultern ihn —
Er hat zu lang gelebt und Sohneshand
Schob am Gemach den Riegel grinsend vor,
Worin er jetzt verkohlt . . . Hinweg, hinweg
Von dieser Schau! Wirf deinen Feuermantel
Darüber, Riesenbrand! Dein Wüten ist
Dem Aug' erträglicher als Menschentücke!
Du bist noch groß und herrlich im Vernichten!
Von dem, was brennende Penaten schaudernd

Erblicken, eh' sie in die Asche sinken,
Kehr ich zurück zu deinen Schreckensbildern . . .
Ha sieh, die Gipfel prasseln in die Tiefe!
Von Tempeln, die da brennen auf den Hügeln,
Rollt Säule schon um Säule brennend nieder;
Geschmolzenes Metall auch schießt in Strömen
Herab wie Lava. Wenn die Balken stürzen
Von Giebeln in die grauen Aschenhaufen
Der Feuerstätten in den Niederungen,
Die ausgelodert, sieh, da wirbelt noch
Empor zum Himmel eine Funkensaat,
Als ob ein Riesenroß mit seinem Hufschlag
Aus einem Riesenfels sie stampfend schlüge.
Hinweg aus stürzendem Getrümmer flüchtet
Auf weiter Plätze freiern Raum das Volk.
Doch hier auch weht versengend noch der Gluthauch
Und unerträglich dampft der Brandgeruch
Und Rauch und Qualm verbreitet sich erstickend.
Die Tiber selbst wird heiß und wälzt sich sprudelnd
Voll Asche hin und voll von Trümmerwerk,
Das aus den Höhn bis in die Fluten rollt.
Die Gärten brennen, Lorbeer-, Myrtenwälder
Auflodern hell; das Wasser in den Weihern
Beginnt zu kochen; Fische strecken lechzend
Den Rachen aus der Flut und schnellen sich
Hoch in die Luft empor, dem glutenden
Bereiche zu entfliehn, bis sie zuletzt
Verbrüht und tot die Oberfläche schwimmend
Bedecken. Vögel fallen aus der Luft
Versengt herunter. Aus den brennenden
Tierzwingern stürzen sich die wilden Tiere,
Die Löwen, Tiger, Panther, Leoparden
Und schweifen brüllend durch die Gassen, Schreck
Ins angstvoll drängende Getümmel tragend,
Das plötzlich sieht die aufgesperrten Rachen
Der Ungetüme neben, unter sich:
Doch auch die Ungetüme selbst entsetzen
Sich vor den Flammen, gräßlich heulend schweifen
Sie hierhin, dorthin, bis, vom Brand umzingelt,
Sie röchelnd unter glüh'nde Trümmer sinken.

Inzwischen hat sich aus den dichten Wolken
Des Glutqualms trüb und schwer das Sonnenrad
Herangewälzt im Osten, unscheinbar,
Wie unbemerkt von der Natur, denn heller
Als hellster Tag aufleuchtete die Brandnacht.
Matt scheint das Taglicht jetzt, doch es beleuchtet
Die Szene grasser und die traurigen
Brandstätten stehn im fahlen Dämmerschein
Des Morgens öder noch und wüster da.
Aus eingestürzten Tempeldächern ragen
Einsame Götterbilder. Ozeane
Von Rauch und Qualm und roter Lohe wälzen
Sich über finsteres Gemäuer hin,
Wo schwarzberußt die hohe Säule ragt
Im braunen, aschenüberschneiten Grund
Und ausgebrannte Bogenwölbungen
Dastehn wie grausige Triumphespforten
Des Genius der Zerstörung und des Todes.
Es kommt ein scharfer Windeshauch von Osten
Und jagt das funkenschwangre Rauchgewölk
Voll roter Glut bis ans Thyrhenermeer.
Erloschne Brände glimmen wieder auf
Aus ihren Aschengräbern. Riesenhaft,
Sieh, wehn die blutig roten Geierflügel
Des Brandes wieder hin von Höh' zu Höh'!
Bis in den eh'rnen Himmel schlägt die Glut.
Und Wolken sengt der Brand wie Schmetterlinge,
Die unvorsichtig flattern um das Licht.
Wer ist der schöne, reichbekränzte Zecher,
Der dort auf ragender Terrasse ruht
Inmitten dieses wilden Flammenschauspiels,
Den Becher in der Hand, die goldne Leier
Zur Seite, rings umgeben von verzückten
Mänaden, Korybanten, als Trabanten
Sich scharend um den stolzen Götterjüngling?
's ist Nero-Dionysos. Neben ihm
Von einer Seite ruht sein Lieblingslöwe
Geschmiegt und von der andern zauberisch
Gelagert ruht die reizendste Bacchantin,
In deren Auge Nero blickt und schwört,

Daß nirgends schöner Rom, das brennende,
Sich spiegeln könne, nirgends würdiger
Als in dem schönen Auge der Bacchantin.
Und Mut einspricht er scherzend ihr, die zittert,
Die Jugendliche, vor dem Flammengreu'l
Und vor dem Löwen, und vor ihm — und reicht
Ihr seinen feingeschliffenen Smaragd,
Den Lieblingsstein, durch den er selbst das Schauspiel
Des Zirkus oft beschaut, und der das Feuer
In sanftgedämpftem grünem Scheine zeigt.
Zum Kinderspiel wird ihm das Gräßliche,
Mit dem er tändelt. Ihm zu Füßen schmiegt
Die Feuersbrunst sich scheu wie jener Löwe
Und leckt zuweilen nur mit glüher Zunge
Empor an seiner Hochwart' Eisenquadern,
Gleich einem zarten Hündlein, das beleckt
Die Füße seines Herrn. Wie oft ein Wandrer
Vom hohen Klippenstrand mit Schauder blickt
Hinunter in die wilde See, so blickt
Vom sichern Quaderbau ins Glutmeer Nero,
Nur ohne Schauder, ohne Schwindel. Lachend
Gießt einen Becher goldenen Falerners
Er in den Brand hinab, als wollt' er löschen
Die Gluten — oder ist's zur Opferspende
Dem schönen, dem verwandten Element?
Ist Wein doch Feuerglut, vermählt dem Wasser! —
Sieh da, ein mächtiger gefleckter Panther,
Geängstigt von dem wilden Brande, flüchtet
Zu Neros Standort sich: doch Nero stößt ihn
Mit starker Hand hinunter in die Glut,
Ausrufend: „Ziehen Panther nicht den Wagen
Des Nero-Dionysos und du bebst
Zurück vor Flammen? Lerne dich gewöhnen
An deines Herrn geheiligt Element:
Denn er ist ja ein Flammen-Dionysos!"
Es steht die Warte wie ein Vorgebirg'
Der Lust im Glutmeer. Goldne Becher klingen,
Scherzworte, trunkenes Gelächter schallt,
Auf der Mänaden Brüste niedertaut
Manch heißer Flammenkuß. Ein wenig abseits

Vom Schwarme sitzt der weise Seneca
Und, kühlen Blicks dem Brande zugewandt,
Festbannt mit flücht'gem Griffel er in Wachs,
Dem stets bereiten, Bilder und Gedanken,
Wie er sie ablauscht dieser seltnen Schau
Für seine nächste Schrift voll Stoër-Weisheit.
Saccus-Silen, der trunkne, ruft: „Da seht,
Wie unser neuer Gott so wundersam
Die Welt verwandelt, wie er sie verklärt!
Seht ihr des Nero goldne Vögel flattern,
Die Flammen? Hört ihr, wie sie lustig singen?
Wie anders als das schläfrige Gezücht,
Das sonst den Äther Jupiters durchkrächzte!
Was ist der Regen Jupiters und seine
Gewölke gegen Neros Feuerwolken?
Auffliegen sie um stürzendes Gebälk
Und sprühn als goldner Funkenregen nieder,
Als gält' es, eine Danaë zu befruchten.
Doch nein, das ist kein Funkenregen mehr,
Es ist ein wildes Funkenschneegestöber!
Ihr habt gesehn, wie Nero blitzt und donnert,
Nun seht ihr, wie er hagelt, wie er schneit!"
So scherzt der Dickwanst. Und je mehr die Stadt
Mit allen ihren sieben Hügeln rings
Aufflammt in weithin leuchtendem Gelodер,
So mehr auch glüht das Angesicht des Nero
In wildem Purpur auf und weiter spinnt er
Des Saccus Prahlerworte triumphierend:
„Frag den Neptun auch, was sein feuchtes Meer ist
Hier gegen Neros Glutenozean?
Es tauchen draus die Zinnen Roms wie Klippen,
An welchen brandend hoch der Gischt
Der wilden Lohe spritzt; wie Morgennebel
Schweift übers Flammenmeer der graue Rauch.
Er führe seine weißbemähnten Rosse
Heran mit mir zum Wettstreit, auszustampfen
Den Brand: sie werden mit versengten Mähnen
Zurück ins alte frost'ge Bette taumeln.
Und ihr auch, Winde, kommt ihm nicht zu nah,
Dem Feuerozean und seinem Gluthauch!

Denn statt ihn auszublasen, dürfte wohl
Der Odem eurer Lungen drin ersticken! —
Ha, deine Sonne, schöner Sonnengott,
Was ist sie heut'? O seht, wie sie beschämt,
Weil überglüht von meinen Feuerbränden,
Am Himmel hinschleicht, unscheinbar und trüb,
Und müde durch die Wolken Rauchs sich wälzt!
Ha, gegen meines Brands zahllose Fackeln
Was bist du, Tag, einäugig armer Bettler,
Mit diesem einen Sonnenaug'? — Du, Blitz,
Was bist du, als ein dürftig schnöder Prahler?
Was bist du, Nacht, mit deinem Sternenheer?
Was ward aus dir, als ich die Glut entfachte?
Nur Funken schienen deine kleinen Sterne,
Aufsprühend in den dunkel=schwarzen Himmel
Von dieser ungeheuren Esse da!
  Reicht mir die Lyra, daß ich einen Hymnus
Der Flamme singe, ihr, die Troja einst
Verzehrte, Roms berühmte Mutterstadt!" —
Er faßt die goldne Lyra, rührt die Saiten,
Süßtönend wie Apoll, und singt ins Brausen
Der Flammen regellos ein wildes Lied.
  Er singt von Troja, singt von Priamus,
Er singt vom Schicksalstag, dem lange schon
Voraus verkündeten, dem Tag voll Blut
Und Flammen, wo das heil'ge Ilion
Hinsank — unsterblich fortzuleben in Homers
Gesängen, in Virgils und Neros Lied;
Er singt von Trojas Brand und preist die Flamme.
„Schön bist du," singt er jetzt in sanfterm Laut,
„Schön bist du, Flamme! Meine Blicke schwelgen
In deiner Glutenregion, gleichwie
In einer Rosenflur! Heil dir, o Flamme!
In Goldglanz läßt du mir die Welt auflodern!
Wie Midas einst, was er berührt, in Gold
Verwandelte, so wandl' ich mir die Welt
In glüh'ndem Golde ganz! — Ja, du bist schön,
O Flammen=Element! Weiß, purpurn, blau
Blühn deine Blumen! Und das edelste
Von allen Elementen bist du wohl,

Von allen Dingen du das göttlichste:
Denn erdwärts lastet jedes ird'sche Ding,
Der Geist nur und die Flamme strebt nach oben!
Wie mag zumute dem gewesen sein,
Dem Sterblichen der Urwelt, der dich sah
Zum ersten Male, dem du aus dem Kiesel
Entgegensprangest oder aus dem Wipfel
Des blitzgetroffnen Baums entgegenflammtest!
Wie mag er bebend erst erschrocken sein,
Bis deine Schöne ihm das Herz bezwang
Und er dich liebend hegte wie ein Schoßkind
Auf seines Hauses Herd! Sei mir gegrüßt,
Glut-Element, im Tiefsten mir verwandt!
Lichtdämon, heißer, ewig lechzender,
Wie meine Seele — fressend und zerstörend
Und göttlich doch! — Was wär' der Erdenkloß,
Allgegenwärt'ges, ohne dich? Gedämpft
In Rosen brennst du, sprühst im Wellenschlag,
In Wolken — im Gestein — im Wein — im Auge
Des schönen Weibes und so labt das Herz
Dein Götterstrahl zerstreut nur; doch dem Nero
Genügt es nicht — in deiner ganzen Schöne
Wollt' er dich sehn, in deiner ganzen Fülle,
In deiner herrlichen Unendlichkeit!
Prometheus brachte einst nur einen Funken
Vom Himmel und die Welt schrieb seinen Namen
Mit goldnen Lettern ein ins Buch des Lebens!
Bin ich ein kühnerer Prometheus nicht?
Des Lichts, des Feuers ganze Fülle gieß' ich
Vor euch, ihr Menschen, aus! Wovor die Götter
Einst zitterten, als Phaëton die Zügel
Der Sonnenrosse nahm in seine Hand —
Daß üppig rings auflodere das Feuer,
Das prächtige, davon die Neidischen
Nur karge Funken gönnten dieser Erde —
Seht, Nero-Dionysos hat's vollbracht;
Aufglüht die Welt im Jubelschein der Flammen
Und die Bacchantenfackel hat getan,
Was Helios' Flammenrosse kaum vermocht!
Aufsteckt' ich zündend eine Riesenkerze

Und nahm zum Dochte mir das große Rom!
Der Docht hat vollgesogen sich am Fett
Der Völker lange, seit Jahrhunderten,
Drum brennt er jetzt so lustig, lichterloh!"
Hier stirbt der Saitenschall, und Neros Lied
Verwandelt sich in Zornesdonnerklang:
„O Rom, gedenk ich, daß du's bist, woran
Die Löwenzungen dieses Brandes lecken,
Trübt sich das Element, das reine, mir
Und nicht mehr seh' ich eine Rosenflur,
Nein, du erscheinst mir wie ein Riesenkessel,
Wie ein thessal'scher Hexenkessel, drin
Beim Schein der Glut in widrigem Gemisch
Aufkocht die Völkerhefe, kocht der Brodem,
Der hier zusammenrann aus aller Welt!
Und grauser noch, je mehr ich blick' auf dich,
Erscheinst du mir als eine Riesenbeule,
Die krankhaft vollgeschwellt sich nun entzündet
Und leuchtet in karfunkelroter Glut!
Ha, Römervolk! wie ein Skorpion
Hab ich mit Feuern dich umzingelt — drücke
Den Stachel doch ins eigne matte Herz! ...
Doch, seh' ich recht? Ei, wie die schnöden Wichte,
Die Menschlein, sich da unten mählich wieder
Entwöhnen ihres Grausens! Leuchtet nicht
Der Brand dort in ein Menschenangesicht,
Das lächelt? Wendet es zum Nachbar nicht
Mit einem Scherzwort sich? So ist's: das Schrecknis,
Das wildeste, verliert zuletzt den Stachel —
Doch auch den Reiz. Das wundervolle Schauspiel
Wird uns zum Überdruß. Eintönig dünkt
Mich selbst die Flamme schon — mein Augenstern
Ist übersättigt von dem grellen Gelb.
Bringt wieder andre Farben mir vor Augen:
Grün oder rot — und wär's auch rotes Blut!"
Ist Sklave Neros auch das Ungefähr?
Dort aus den Gassen, sieh, der Stadt, was drängt
Sich wie gerufen ungestüm heran?
's ist eine Schar Bacchanten, an der Spitze
Der schnöde Mohr. Und in des Schwarmes Mitte

Umzingelt wird geführt ein traurig Häuflein
Von Männern, Frau'n, von Greisen, Jungfrau'n, Kindern.
Vor Nero stillhält dieser bunte Zug
Und Tigellin beginnt: „Herr, eine Rotte
Von Frevlern bringen vor dein Antlitz wir.
Die Schelme, die gefangen du hier siehst,
Sind Nazarener, Christen. Höre, wie
Sie frevelten an deiner Herrscherhoheit!
Als Nero-Dionysos diese Nacht
Verkündigt und gefeiert ward zu Rom,
Wie sich's geziemt, als neuer Gott der Welt,
Da liefen diese Schwärmer auf die Straßen
Und sprachen zu dem Volk und riefen laut:
Wohl sei'n gestürzt die alten Götter, wohl
Gäb's einen neuen Gott und Herrn der Welt,
Doch dieser neue, größre Gott, er heiße
Nicht Nero-Dionysos, Roms Tyrann,
Nein, Jesus Christus — der geboren ward
Zu Bethlehem im Judenland, ans Kreuz
Geschlagen unter Pontius Pilatus
Vor dreißig Jahren in Jerusalem.
Und diesen neuen Gott und eines neuen
Weltreichs Herannahn predigten die Schwärmer
Mit keckem Wahnwitz in den Flammen Roms!"
„Ein andrer, neuer Gott?" ruft Nero. „Ha!
Ein neuer Gott, den man ans Kreuz geschlagen?
Fürwahr, ein furchtbar mächt'ger Nebenbuhler
Für einen Nero-Dionysos! Hört,
Ihr seid die wunderlichsten aller Toren,
Wenn keinen bessern Gott ihr finden konntet,
Als einen, den man an das Kreuz geschlagen.
Auf mich her blickt! Es dampft als Opferschale
Soeben glutend mir das große Rom!
Wahnwitzige, bekehrt euch, und bevor
Man euch ans Kreuz auch schlägt wie jenen Gott,
Den ihr verehrt und der sich selbst nicht half,
Stimmt ein in meiner Treuen Jubelruf!
Stimmt ein ins Evoë der Korybanten! —
Und ruft ihr laut genug, so schenk ich euch
— Denn ihr scheint mehr verrückt mir als gefährlich

Und ich bin eben mild und gut gelaunt —
So schenk' ich euch vielleicht sogar das Leben.
Habt ihr's vernommen? Nun, besinnt euch rasch,
Und laßt ein stürmisch Evoë erschallen!"
Es stehn inmitten der gefangnen Schar
Im Silberhaar zwei wunderbare Greise,
Erhaben, hehr, wie Götter. Um sie her,
Wie Lämmer um die Hirten, stehn die Christen
Und blicken bei des Nero Lästerwort
In dieser Greise leuchtend Angesicht.
Auf ihren Wink hinwirft die ganze Schar
Sich auf die Knie und läßt, den Blick verzückt
Zu blauen Himmelshöhn, des Schwures Ruf
Erschallen hundertstimmig: „Dich allein
Anbeten wir, Sohn Gottes, Jesus Christus!"
In wildem Grimm loht Neros Antlitz auf.
Horch, schallt' im Augenblick nicht eines Löwen
Gebrüll herauf? Im Aug' des Mohren zuckt
Ein infernalischer Gedankenblitz.
Zum Rand der marmornen Terrasse führt
Er Nero vor und weist ihm in der Tiefe
Der gähnenden Arena weites Rund,
Um das bereits die Flammen züngelnd lecken.
Schon faßt der Brand den großen Tierbehälter,
Drin, aufbewahrt zum nächsten blut'gen Spiel
An Gitterstäben rütteln Löw' und Tiger.
Auf diesen Zwinger und auf die Arena
Hinweist des Mohren Blick und rasch ergreift
Das wüt'ge Herz des Nero den Gedanken,
Der in dem Aug' des Schwarzen schaurig sprüht.
Er wendet sich zum Schwarme der Bacchanten:
„Führt in die Tiefe der Arena nieder
Die hirnverbrannten, frechen Nazarener
Und laßt auf sie die wilden Tiere los!
Der Kampfraum soll uns noch ein Schauspiel bieten,
Eh' ihn die Glut bedeckt — die wilden Tiere,
Sie sollen sich noch einmal sättigen,
Eh' sie der Brand verkohlt — Ein prächtig Schauspiel
Soll's werden: erst der Kampf der Tier' und Menschen
Und dann der Flammenschwall, der über Tier=

Und Menschenleichen hoch zusammenschlägt!“ —
Vollzogen wird mit Jubel rasch das Wort;
In der Arena Raum gestoßen, steht
Der Nazarener todgeweihte Schar.
Ausspeit der Zwinger jetzt ein wildes Rudel
Von Ungeheuern: Löwen, Tiger, Bären,
Hyänen und Schakale, Elefanten
Und wilde Büffel: Boaschlangen selbst
Mit Riesenleibern wälzen sich heran.
Es knien die Christen betend still im Sand
Und heben Aug' und Hände himmelwärts
Und bleiben regungslos. Es stehn und ragen
Inmitten der Gefährten manche noch
Wie Säulen, die zum Himmel weisen. Sieh,
Die Ungetüme selbst erstaunen fast
Vor dieser frommen, still erhabnen Ruh
Und halten einen kurzen Augenblick
Im wilden Anlauf ein und wissen nicht,
Ob Menschen jene sind, ob Marmorbilder.
Der Löwe legt zuerst die mächt'ge Pranke
Auf eines Beters Schulter. Still umkreist
Den Kampfraum die Hyäne — wollt ihr nicht,
Ihr Bestien, den wilden Kampf beginnen?
Da wirft der Tiger sich mit einem Sprung
Auf einen Menschenleib und reißt ein Stück
Aus seiner Seite — strömend raucht das Blut
Des Stillverröchelnden, und gleich als hätte
Der Blutdampf aufgeweckt die grause Lust,
Beginnt ein fürchterliches Morden jetzt.
Der Löwe fährt mit offnem Rachen, brüllend,
Auf immer neue Opfer los und haut
Die Pranken ihnen in die blut'gen Weichen.
Die schleichende Hyäne kommt heran
Und sättigt sich, das Aug' von Fraßgier glitzernd,
An Leichen, die der Löwe, die der Tiger
Zerfleischt, zerstückelt ließ im Sand zurück.
Der Bär erhebt sich auf den Hinterbeinen
Und öffnet mit Gebrumm den heißen Rachen
Und schlägt mit seinen wucht'gen Tatzen los
Auf zarte Leiber. Wild im Anlauf spießt

Mit Zorngebrüll der Stier sein Opfer auf.
Aus wutgehetzter Bestien Getümmel,
Wie blinken da die edlen Menschenbilder
In ihrer Ruhe und erhabnen Schöne!
Welch rührend wundersames Widerspiel:
Sieh da die rasende, sieh da die wilde,
Die rauhbevlieste, grause Tiergestalt
Und hier der edle, weiße Menschenleib,
Der glatte, schmiegsam-weiche; sieh die Rachen,
Die offnen, des wutschnaubenden Getiers,
Ganz Mordlust und blutlechzende Begier —
Daneben das verklärte Menschenantlitz,
Das heil'ger Ruhe voll zum Himmel blickt!
Von bleicher Jungfrau'n Glieder wird gerissen
Das hüllende Gewand und noch im Sterben
Färbt heil'ger Scham Entsetzen ihre Wangen.
Sie schützen mit den Händen nicht das Leben,
Nein, nur den jungfräulichen Leib. Noch jauchzen
Bacchantische Betrachter bei dem Anblick
Und Nero mustert mit dem Kennerblick
Der jungfräulichen Formen Lieblichkeit.
Vor allem fesselt ihn ein zartes Bild,
Das reizvoll noch erscheint im Todesschreck
Und wie ein stilles Blumenhaupt im Sturme
Sich vor dem Hauch der Ungeheuer beugt.
Der Himmelszauber dieser Unschuldsblüte
Reizt Neros frevle Gier. Wildlächelnd ruft er:
„Wer steigt hinunter in den blut'gen Zwinger
Und holt das bleiche Mägdlein mir herauf?
He, Burrus, wackrer Bursch, ein Herkules
An Schultern und an Mut ein Löwe selbst,
Hast du nicht Lust, für diesen Diamant
Heraufzuholen jene Perle mir
Als Taucher? Jene Lilienwangige,
Die dort noch lebend kniet, unfern der Pforte
Des Kampfraums, mir zu holen aus den Reigen
Der Bestien?" — Er spricht's, und schon erhebt
Der willige Trabant mit dem Genick
Des Stieres, Burrus, wie er es gewohnt,
Auf seines Herren Wink sich ohne Säumen,

Berauscht von Wein und drum nur noch beherzter,
Und steigt gemach hinab und öffnet mutig
Das Pförtlein und entreißt die bleiche Jungfrau
Mit sicherm Griff, er selbst ein wildes Tier,
Den wilden Tieren, die schon nach ihr schnappen,
Und schleppt zu Neros Füßen sie hinauf.
Doch die Besinnung ist aus ihrem Haupt
Gewichen, ihres Haares Flechten hangen
Ums bleiche Antlitz schlaff — sie ist wie scheintot
Gezogen aus der See. „Bringt mir das Mägdlein
Zurück ins Leben — schmückt sie als Bacchantin,
Schlingt Weinlaub ihr ums Haar und führt sie dann,
Die Zarte, bräutlich wieder mir entgegen!“ —
So Neros Machtwort und sein wilder Blick
Sucht wieder nun das blut'ge Zirkusspiel.
Ha, sieh, es wüten um die Beute gegen
Einander jetzt die gierigen Verschlinger!
Sie streiten sich um leckre Stücke Fleisches
Und um des heißen Blutes Labetrunk,
Das rot die Sandflur der Arena färbt.
Der Panther knurrt den Elefanten an,
Der in den Weg ihm tritt; der aber faßt
Mit seinem Rüssel ihn und schleudert ihn
So machtvoll an des Rundbaus Marmorbrüstung,
Daß aus dem Kopfe des Zerschmetterten
Spritzt das Gehirn; die Boa faßt den Büffel
Und legt die furchtbar'n Windungen um ihn,
Indes er aufbrüllt schaudervoll, und krachend
Zermalmt sie seiner Rippen Knochenpanzer.
Zuletzt mit Würger-Ingrimm stürmen alle,
Wie von den Furien gehetzt zur Tollheit,
In brausend wildem Wirbel durcheinander
Wutschnaubend, geifernd, brüllend und zerfleischend.
Ein Höllenkessel scheint nun die Arena,
In welchem schäumt und siedet heiße Wut.
Da sieh, was ragen noch wie Götterbilder
Hoch aus dem blut'gen Meer der Mordlust auf
Im Silberhaar die beiden hohen Greise?
Sind sie vergessen von den Ungeheuern?
Sie ragen auf so hehr, als ob sie sagten:

„Wir stehn wie R i e s e n f e l s e n in der Flut,
Darauf man ew'ge Tempel bauen mag!" —
Sie stehn in hoher, leuchtender Verklärung:
Die wilde Meute prallt davor zurück
Und schleicht vorbei und sucht sich andre Opfer.
Doch S e h n s u c h t wird in ihrem Blick die Andacht.
Sie blicken in den Himmel wie verzückt,
Sie sehn ihn offen — sehnen sich empor
Zum hohen Meister, der im Glanze thront
Und ihnen winkt: „Die Saat ist ausgestreut,
Ist ausgestreut für die Jahrhunderte —
Der wackre Sämann darf zur Ruhe gehn!" —
So klingt es ihnen aus dem Glorienschein,
Und wie auf ihren eignen Wink, so schlägt
Der Mordlust rote Wogenflut nun auch
Zusammen über diese weißen Häupter —
Zusammen über P e t r u s, über P a u l u s! ...
 Inzwischen hat die Flamme, wie ein Wolf
Der Hürde, nah und näher sich geschlichen
Und bricht herein mit sengender Gewalt
In der Arena qualmenden Bereich.
Erstickend loht der Gluthauch um die Tiere,
Und so dem größern Ungeheu'r erliegend,
Hinstürzen mit verbrannten Leibern sie.
Hoch über Tier= und Menschenreste wälzt
Der Glutstrom sich wie Lava schaurig weiter.
Und Nero spricht, den Seinen zugewandt:
 „Wo ist sie, meine blasse, kleine Christin?
Hat sie den Schreck verwunden? Wie gefällt
Sie als Bacchantin sich? Ihr habt sie doch
Geschmückt, den Kranz ihr um die Stirn geschlungen?" —
Und schweigend auseinander tritt die Schar
Und es erscheint auf Blumen hingelagert,
Geschmückt, doch regungslos, das Jungfrau'nbild.
Wohl als Bacchantin ist geschmückt die Holde,
Wohl grünt der Weinlaubkranz ihr um die Locken
Und blüht ihr um den Leib — den Zügen
Entwichen ist der Todesschreck, sie l ä c h e l t:
Sie lächelt — doch sie a t m e t nicht — gepflückt
Hat sie der Tod. Die lichte Rosenzier,

Die um den zücht'gen Leib ihr ward geschlungen,
Ist jetzt wie rotes Blut, das auf das weiße
Gefieder pfeilgetroffner Tauben trieft.
„Schafft mir hinweg die blasse Leiche!“ ruft
Unwillig Nero. Tigellin erfaßt
Den Leib der Toten; bei den Füßen faßt
Er sie und schleudert in die brennende
Arena sie zurück — in jenen Schlund
Hinab, draus Burrus sie zuvor geschleppt ...
Die Zeugen ringsum überläuft es kalt ...
  Es wendet Nero zu dem Mohren sich:
„Ei, Tigellin, unhöflicher Geselle,
Wie du mit holden Jungfrau'n Fangball spielst!
Du bist der trefflichste von meinen Bütteln!
Du tust das Grausige so stillvergnügt,
Wie du den Katzen ihre Schwänze raubst
Und Vögel würgst im Nest! Oft frag' ich mich:
Lebt dieses Scheusal wirklich? Ist so reine,
So unbedingte Bosheit nicht ein Unding?
Ich glaube, Mensch, du bist nur einmal da,
Du warst noch nie und wirst nie wieder sein,
Wie Nero-Dionysos, dem du dienst.
Da Bosheit keinen fand, der schlecht genug,
Das Böse all zu tun, das für den Nero
Zu tun war, so verlarvte sie sich stracks
In ein verschmitztes Mohrenschelmgesicht
Und nannte Tigellin sich und verdingte
Sich dem ‚Tyrannen‘, der ein Scheusal brauchte!
Du bist noch eigenwilliger als ich:
Was dich ergötzen soll, muß böse sein:
Dich freut das Böse, eben weil es böse.
So denk' ich nicht! Es dürfte Böses gut
Und Laster Tugend sein um meinetwillen —
Es freut mich, weil mich's freut, weil mir's beliebt!
  Daß Rom aufging in Glut, daß wilde Tiere
Mit Menschenleibern hier vor meinen Augen
Zum Schreckensknäu'l sich ineinander schlangen —
Das alles, es geschah, weil ich's gewollt:
Und weil ich es gewollt, erquickt es mir
Den Sinn wie Rosenduft und Vogelsang!

Im Anblick, der entsetzt die kleinen Seelen,
Schäumt mir der Becher meiner Herrlichkeit
Berauschend als ein Göttertrank entgegen!
Begierde, meint' ich, sei das höchste Leben,
Eh' Roma kam zu Neros Bacchanal:
Nun nenn' ich es die Laune — das Belieben!
Kein Ding ist wert ja, daß man es begehrt,
Und wir erringen's nicht, besitzen's nicht,
Wir können's nur genießen und zerstören!
Im Brande Roms hat sich mein Geist gestählt
Und jeder weiche Traum der Menschenseele
Zerfließt in dieser Flamme Frührot mir!
  Ich habe dem Geheimnis des Genusses
In allen Tiefen nachgespürt, ich habe
Die Wonnen all der Erde durchgekostet.
Und doch, was war es? Jetzt erst steh' ich oben
Auf des Genusses wahrer Sonnenhöh'!
Nicht der genießt, der hierhin, dorthin späht,
Der liebt und haßt, der achtet und verabscheut:
Nur der genießt, dem alles nur ein Spiel;
Der nicht ein Ding erfaßt als Narr und Schwärmer,
Nein, nur wie einer, der beim Schlemmermahl
Brotkügelchen zerkrümelt mit dem Finger;
Der alle die gefräßigen Idole,
Die uns das Herzblut aus den Adern saugen,
Zertrümmert und auf des entgötterten
Altares Höh' sich selber lächelnd stellt.
Wer durft' Idole in die Brust mir pflanzen,
Die mich beherrschen, mir Gesetze geben?
Bin ich ein Räderwerk, das, aufgezogen
Von fremder Hand, muß laufen nach dem Zweck,
Der mir gestellt ward, eh' ich's selbst gewollt?
Wer spricht von Zweck und von Bestimmung mir?
Nie will ich werden eines Zweckes Narr!
Und wenn ich etwas täte, weil's vernünftig,
So wär' ich ja der Sklave der Vernunft —
Vernunft? Was ist das? Ist's mein eignes Ich?
O nein, mein Wille nur, das bin ich selbst!
Unendlich Wollen ist unendlich Leben!
Daß einer, einer in Jahrtausenden

In sich entfache dieses höchste Leben,
Ist mit dem Mord von Tausenden, dem Brand
Der halben Welt zu teuer nicht erkauft!
  Was ist das Leben dieser Kreaturen?
O diese feigen, kleinen Menschenseelen,
Die vor den Göttern kriechen, wenn es donnert,
Die des Genusses Hesperiden nicht
Mit kühner Hand im Göttergarten pflücken,
Nein, nur erbetteln, stehlen und erschleichen,
Die mit der Stoa Tugendwahn im Leibe
Auf Rosenlagern Epikurs sich wälzen
Und die mit Namen prahlen ohne Sinn,
Mit Dingen, die der Menschenseele fremd sind
Und ewig fremd sein werden, wie die Liebe —
Denn jedes Dasein ist ein Egoismus —
Ha, dieses eitel-windige Geschlecht
Ist kaum mir gut genug zum Schemel oder
Zum Fangball oder zur Muränenmast!
Auf dies Geschlecht, auf diese Menschenwelt,
Auf sie, ha, sollen all die Götterlaunen,
Mit denen ich der Stunde Gang beflügle
Und meiner Allmacht spielend mich erfreu',
Dahin wie Ungewitter brausend rollen!
Sie sollen heil'ge Strafgerichte drin
Erblicken, wenn ich tändle, wenn ich spiele;
Des Fächers Wehen, der mich fächelt, soll
Orkan für sie sein, jeder Strahl, dran ich
Mich wärme, soll ein Weltbrand für sie sein!
Was mich ergötzt, wird doppelt mich ergötzen,
Wenn es dies Rom erschreckt, entsetzt und peinigt:
Denn Lieb' und Mitgefühl ist ausgelöscht
In meiner Brust bis auf den letzten Rest —
Seit jener Nacht, da Göttin Roma kam
Zum Bacchanal des Nero-Dionysos! —
Seit jener Nacht, seht, hab' ich abgetan
Die Menschlichkeit und bin zum Gott geworden! —
Und im Gefühle dieser Göttlichkeit
Fordr' ich den Erdkreis lächelnd in die Schranken,
Himmel und Erd' und den Avernus selbst!
Wer ist's, der zwischen Erd' und Himmel mir

Entgegentritt und Hohn spricht meinem Wort?
Wer ist's? — Ha, alles schweigt! — Da ruht gelagert
Ein Menschenschwarm — und schweigt; da weithin rauchen
Die Trümmer Roms und — schweigen, und da unten
Zu meinen Füßen dehnt sich die Arena,
Gefüllt mit Asche, Glut, verkohlten Leibern —
Und schweigt ..."
Vortritt zum Rand der Marmorstufen
Mit sieges-stolzem Blick der wilde Nero
Und blickt hinunter in den wilden Graus,
Der dampfend der Arena Tiefe deckt ...
Was regt da plötzlich zwischen den zerfleischten,
Verkohlten Tier- und Menschenleibern sich?
Ist's nicht ein Greis? Ein uralt Menschenbild?
Es richtet sich gespenstig langsam auf.
Und aus dem Schlunde der Arena hilft
Ihm eine dargebotne Hand die Stufen
Empor auf Neros Wink — und siehe da,
Die hohe Grau'ngestalt des finstren Bettlers,
Des wildumlockten, steht vor Nero.
„Du?"
Ruft dieser, „mußt du, Mumienangesicht,
Du tausendjähr'ge Todesmaske, mir
Entgegentreten stets in meinen höchsten
Momenten? Doch was tut's? Auch dein Gesicht
Stört fortan Neros Götterruhe nicht!
Dreifach gestählt ist diese Brust für immer ...
Bist du zufrieden, Alter? Hast du dir
Die Glieder baß gewärmt am schönen Feuer,
Das ich so ganz nach deinem Wunsch entfacht?
Du hast doch selbst auch wacker mitgeholfen?
Denn keiner hatt' es ja wie du so eilig
Beim Auszug meiner Fackelschwinger! Sprich,
Wie kam es denn, daß dieser Todesabgrund,
Der eben hundert Leben gierig fraß,
Gleichwie ein einz'ger aufgesperrter Rachen,
Ein Löwen- und ein Feuerschlund zugleich,
Auch dich verschlang und jetzt dich wieder ausspie?
Und eben dich allein? Schweigt nicht der Abgrund,
Und hat er doch noch etwas mir zu sagen?

Wohlan, ich höre! Wenn du kamst zu reden,
So rede frei!" — „Ich tu's," versetzt der Alte.
„Der Abgrund spricht, und ich, ich bin die Zunge
Des Abgrunds. — Wie im Mund des Tiers die Zunge
Bleibt unverkohlt, weil sie der beinerne
Schutzwall der Zähne deckt, so blieb auch ich
Erhalten in dem Flammenschlund — als Zunge!
Sei mir gegrüßt, Titane der Zerstörung!
Ich habe mir den alten Leib gewärmt
Am schönen Feuer, das du angefacht,
Ich habe selbst auch wacker mitgeholfen!
Ich war es, der den ersten Brand geschleudert!
Wohl liegt nicht alles noch, was liegen soll,
Noch manches ragt so stolz, so trotzig auf,
Was stürzen muß, soll ganz mein Herz aufjubeln
In süßer Todes- und Vernichtungslust!
Indessen ruf' ich: Heil dir, Heil, o Nero!
Die Flammen singen deinen Ruhm und lassen
In Goldglanzlettern leuchten deinen Namen
Und krönen dich mit einem Glorienschein!
Die Asche und die Trümmer und die Leichen
Sie danken dir, das ausgebrannte Rom
Es dankt dir, ja es streckt dir seine Zinnen,
Die schwarzverbrannten, aus dem Trümmerschutt
Entgegen nur zum Dank! Hinsank es gerne,
Als lebensmüder Zecher, in die Glut!
Durch Tod und durch Vernichtungen hindurch,
Und immer wechselnde Gestaltungen,
Hinringt die arme Menschenwelt sich qualvoll
Zu einem unbestimmten Ruheziel.
Und Zeiten gibt's, so bleiern, schal und elend,
Wo der Genuß nur und der Rausch allein
Den Sehnsuchtsruf des Innern nach Vernichtung
Noch übertäubt. Die arme Menschheit — dann
Gebiert sie aus sich selbst sich einen Richter,
Gebiert sie aus sich selbst sich einen Büttel!
Wenn Feuer nicht herab vom Himmel fällt,
Und nicht das Meer aus seinen Ufern tritt,
So muß sie wohl aus ihrer eignen Mitte
Erwecken sich den Henker, der sie richtet;

Ja, der sie richtet, und mit ihr sich selbst!
Ja, auch sich selbst!" — Bei diesen Worten fällt
Von allen Bränden Roms der Widerschein
Auf dies verzückte Seherangesicht.
Wie eine Wetterwolke dräut es feurig
Und wie der Blitz fällt draus der Blick auf Nero:
„Ja, auch sich selbst! Vernimmst du's, Nero, wohl?
Hinab, o Nero, stürze dich hinab!
Dein Werk zu krönen, wirf dich selbst nun auch
Hinab ins Flammengrab! Du bist ja selbst
Der Gipfel deiner todeswürd'gen Zeit
Und ihrer trunkenen Unseligkeit
Und ihrer prunkvoll gleißenden Verwesung:
Stürz' in die Flammen unter die Ruinen!
Du bist so leer, so hohl, so tot wie sie:
Dein eignes Innre ist ein Trümmerwust!
Dein Eigenwille, sagst du, sei dein Ich?
O bettelarmes Ich, das nicht besitzt
Als sein unbändig, maßlos eignes Selbst!
Dein Geist, dein Herz, dein Sinn ist leergebrannt
Bis auf das nackte Wollen, und das poltert
Nun im Ruinenhaufen als Gespenst!
Hinausgerissen aus der Bahn, in der
Geschaffnes ewig tanzt den sichern Reigen
Um einen unbekannten Mittelpunkt,
Hat dich des Lebensdranges Überschwang!
Nun schweifst du hin, ein feuriger Komet,
Halt-, bahn- und ziellos im Unendlichen
Und steckst die Welt in Brand und nennst dich Gott?
In deiner Selbstsucht bodenlosem Abgrund,
Da wohnt die sel'ge Götterruhe nicht!
Da ist es einsam, schaurig, kalt und dunkel!
O, gegen diese Öde ist das Nichts
Ein Rosengarten und der Tod ein Kuß
Der Wollust! — Wirf dich unter die Ruinen,
O Nero, du bist leer und tot wie sie! ...
Wohl hab' ich todesfroh die schöne Flamme
Geschürt, die dieses Rom verzehren sollt' —
Doch nicht dein Helfer war ich, Nero, nein,
Du warst der meine! Zweifelst du daran?

Tauch' in die Flammen, unter wilde Tiere
Wie ich und steige draus hervor wie ich!
Im Namen jener, die sich wie ein Phönix
Aus ewigen Verwandlungen erhebt,
Die aus erloschnen Daseins Aschenresten
Den Funken neuer Lebensblüte lockt —
Im Namen der unsterblichen, der hohen,
Die du verachtest und an der du frevelst
In keckem Übermut, vor der du dich
Aufblähst zum Gott, ein eitler Sterblicher —
Im Namen dieser ewigen — im Namen
Der Menschheit sprech' ich über dich den Fluch!
Ich bin ihr Mund, ich bin ihr duldend Herz,
Du aber bist ihr Henkerwerkzeug nur,
Das sie beiseite wirft, gleichwie der Mörder
Das blut'ge Messer in den Abgrund wirft,
Nachdem er es gebraucht. Ja, über dich
Ruf' ich den Fluch und weihe der Vernichtung
Dein todverfallnes Haupt; doch nicht dem Tode,
Der sanft das Menschenkind, das lebensmüde,
Zur Ruhe bettet — solchen Tod verdienst
Du nicht — du sollst ihn bei lebend'gen Gliedern
Empfinden, sollst im Herzen, das noch pocht,
Die Würmer der Verwesung nagend spüren!
Du sollst, noch lebend eine Zeitenspanne,
Den Fluch der inneren Unseligkeit
Hinschleppen, bis in öder Seele schaudernd
Du selbst begreifst, daß du das höchste Ziel,
Das Ziel der inneren Beschwichtigung,
Das du durch Weltvernichtung wollt'st erreichen,
Nur noch erreichen magst durch Selbstvernichtung!"
So klingt der Fluch, so klingt das Donnerwort
Des furchtbar'n Unbekannten. Schweigend blicken
Die Hörer rings im schreck-erstarrten Kreis
Auf Nero, der mit Augen, stumm und kalt,
Des wilden Greises Flammenblick erwidert.
Versteinert waren sie, solang er sprach,
Und langsam kehrt in sie zurück das Leben
Nun, da er schweigt. Sieh, da erhebt sich ruhig
Und lächelnd Tigellin und wendet sich

Zu Nero, fragend: „Herr, gebietest du,
Daß ich zurück ins Glutmeer der Arena
Den Bettler stoße, der wohl nicht erst jetzt
Da unten sich versengte das Gehirn?
Wir kennen ihn schon länger, den Verrückten
Mit wirrem Blick und weißem Flatterhaar —
Mög' er ein zweites Mal sein Glück versuchen.
Vielleicht, daß doch ein wackrer Löwe sich
Besinnt, der noch nicht satt von Menschenfleisch
Und der auch diesen Bissen nicht verschmäht!"
Bei diesem Scherzwort grinsend lehnt der Mohr
Am Sockel eines kolossalen Löwen,
Des Marmorbild den Plan der Warte krönt.
Der Greis erhebt mit ernstem Blick die Hand
Und spricht: „Vernimm, du schwarzer Satellit:
Viel leichter mag's geschehn, daß jemals dich
Hier dieser kalte Marmorlöwe tötet
Als mich ein lebender!"
„Der Marmorlöwe?"
Hohnlächelt Tigellin; „ei, wer versähe
Sich solchen Tuns von einem Marmorlöwen?
Hör' an, du steinerner Gesell ..."
Er spricht's
Und steckt mit Lächeln seine Hand dem Untier
Tief in den starren, offnen Rachen —
Doch
Im selben Augenblick, mit einem Schrei
Zieht rasch der Mohr die Hand zurück —
Und sieh —
Um diese schwarze Hand her ringelt sich,
Nicht minder dunkelschwärzlich, eine Viper,
Die stillversteckt in marmorkühler Tiefe
Des offnen Löwenrachens schlummernd lag ...
Schmerzheulend schleudert fort der Mohr die Viper
Und starrt auf seiner Hand durchstochnen Punkt,
Drin schon das Todesgift verzehrend kocht.
Wild rollt sein weißes Aug', er schwindelt — wankt —
Entsetzen lähmt die Schar im Kreise rings ...
„Es wächst", so flüstert er, „im fernen Nubien
Ein Kraut, das solche böse Stiche heilt —

Nun aber ist's geschehn um Tigellin.
Nero, fahr' wohl! Ich sterbe — was ist's weiter?"
  Er taumelt, sinkt zu Boden, krümmt sich dort
In heißen Qualen — seine Lippen schäumen —
Die Glieder zucken — er beginnt zu faseln
In wildem Fieberwahn: „Brennt Rom nicht mehr?
Mir ist so finster vor den Augen — ha,
Den greisen Dämon nur erblick' ich noch —
Fort, Alter, du erschreckst mich, nicht der Tod!
Bist du der Samum? Endlos brennt die Wüste —
Ein Feuerregen träuft herab — mich dürstet —
Ha, willst du bis zum Himmel wachsen, graues
Gespenst? ..."
                Das Aug' des Mohren bricht und starrt
Gebrochen schaurig auf den Alten noch ...
  Der Schreck versteint des Schauspiels Zeugen all.
Doch bald erhebt sich um den Greis der Ruf:
„Ein Zauberer! Er war's, der Tigellin
Getötet!" — Und erhobne Arme drohn.
  Doch Nero winkt abwehrend mit der Hand.
Und ruhig spricht er, zu dem Greis gewandt:
„An dem ist dir's gelungen, düstrer Graukopf!
Den hast du wirkungsvoll, erhaben hier
Dahingestreckt auf weiße Marmorstufen.
Ich danke dir für dieses würd'ge Nachspiel
Zur wundervollen Festschau dieses Tags:
Es hat mein kaiserlich Gemüt ergötzt.
Doch wähne nicht, es müsse dir gelingen,
Heranzukommen auch mit deiner Kunst
An Nero-Dionysos; wähn' es nicht,
Graubärtiger Sophist und Magier!
Ich lache deiner prahlenden Rhetorik!
Kein Becher Weins soll drum mir schlechter munden
Und keines schönen Weibes Rosenlippe.
Für deine Tollkühnheit, sieh, dank' ich dir;
Dir gegenüber fühl' ich mich erst wahrhaft!
Denn Großes wächst erst dann, wenn es verneint wird:
Dann faßt sich's selbst in seiner ganzen Kraft,
Und bäumt sich auf in seiner ganzen Größe.
Zieh' hin, Wahnwitziger! Dich töt' ich nicht,

Denn mir beliebt es eben nicht — und weißt du,
Warum mir's nicht beliebt? — Sieh, dieses Mal
Beliebt es mir, nach einem Grund zu handeln:
Zum Zeugen haben will ich dich, daß mich
Nichts kümmern deine Worte, daß ich bleibe
Der Nero, den du kennst! Du rühmst dich deiner
Unsterblichkeit und wirfst zum Sprecher dich
Der ew'gen Menschheit auf — nun wohl! Auch ich —
Ich bin nicht zu vernichten! In mir hat
Das Leben einen festen Ankergrund!
Nichts kann mich je verwandeln, ich bin Ich!
Unendlichkeit, sie liegt nicht in der Dauer,
Sie liegt im Wollen — in der Freiheit! Ja,
Du Unzerstörbarer in Feuerflammen,
Ich nehm' es mit dir auf! Es gilt den Wettkampf,
Ob meine geist'ge Unzerstörbarkeit
Nicht deiner leiblichen die Wage hält!"
„Auch ich," so ruft der Greis, „aufnehm' ich ihn,
Den Wettkampf, den du bietest! Stürme fort,
Genieße und zerstöre! Labe dich
An deiner trunkenen Unendlichkeit,
An deiner Göttlichkeit! Es kommt die Stunde,
Es kommt die Stunde, Nero-Dionysos,
Wo traumgleich dir dein stolzes „Ich" zerrinnt —
Es kommt die Stunde Nero-Dionysos,
Wo, deiner unbewußt, du mein noch denkst —
Es kommt die Stunde, Nero, wo mein Bild
In deines starren Augs Pupille steht
Wie jetzt im Augensterne dieses Mohren!"

Fünfter Gesang.

Das goldene Haus.

Dem Trümmerschutt des alten Roms entsteigt
Das neue Rom — das Rom des Nero. Leuchtend
Entgegenwachsen in der Ebene
Die Steinkolosse seinem Herrscherblick,

Indes vom Söller seines goldnen Hauses,
Der jungen Roma Zier und Krone, stolz
Er in die Tiefe schaut.
„O Rom,“ so ruft er,
„Ich stürzte dich in Trümmer hin und du,
Du gabst hinsinkend mir das Hochgefühl
Von meiner Göttlichkeit. Nun sei's genug!
Ich sage dir: Erhebe dich aufs neue!
Erhebe dich glanzvoller als du warst:
Ich will ein Rom vor meinen Augen sehn,
Das ich geschaffen, und bezeugen soll
Die Welt, daß ich nicht bloß Zerstörer bin!
Nicht mein Gedanke war's, in einer Wüste
Zu thronen — Nero braucht die Welt, sie zu beherrschen.
O Römervolk, das mir zu Füßen wimmert,
Wie einem knienden Sklaven sag' ich dir:
Steh auf! Hinstrecken kann ich dich ja wieder,
Sobald es mir gefällt!
O Menschlein, die ihr
Da unten krabbelt um das Steingetrümmer,
Ameisen gleichend, die, sobald man ihnen
Zerwühlt der Wohnstatt lockres Hügelrund,
Gleich wieder emsig durcheinander wimmelnd
Den neuen Bau beginnen — besser wär' euch,
Den Wohnsitz aufzuschlagen, statt zu Füßen
Des Nero und in seines Augs Bereich,
Zu Füßen eines glühenden Vulkans!“
In tieferen Gedankentraum versinkt
Das Haupt des Herrschers. Götterhauche schwellen
Die Brust ihm wieder, seine Blicke schwingen
So stolz und machtvoll sich ins Tal hinab
Wie junge Adler aus dem Felsenhorst.
Er denkt an Vindex einen Augenblick,
An den verwegnen Toren, der es wagt,
Aus Gallien jene Meutrerschar zu führen,
Die Galbas Namen auf ihr Banner schreibt.
Wie? Gegen den gewaltigen Vernichter
Wagt er's, die Schar zu führen? Gegen Rom,
Wo Sklavenschauder, stummer jetzt als je,
Die Kette schleppt, will er sein Banner tragen,

Bedrohn den Machtsitz Neros? Armer Falter,
Der in die Flamme taumelt! — Nero denkt
An ihn nur einen Augenblick und lächelt
Verachtungsvoll. Und rückwärts wieder schweift
Sein Sinn, er denkt des geisterhaften Alten,
Den ausgestreckt der Flammenschlund als Zunge.
Er denkt an ihn und lächelt. Er gedenkt
Der Christen, die zerfleischt im Zirkus starben,
Und lächelt. Er gedenkt des Flammengreu'ls,
In dem das alte Rom versank, und lächelt.
Und weiter, weiter noch zurücke schweift
Sein Sinnen, er gedenkt des Bacchanals
Und Agrippinas auch — doch siehe da,
Er lächelt nicht mehr; seine Stirn beschattet
Der Ernst im Flug; wohl schüttelt er alsbald
Das Wölkchen von der Stirn wie eine Fliege,
Doch Fliegen sind hartnäckig oft und necken,
Mit lästigem Gesumme wiederkehrend,
Des Helden Stirn, der Löwen niederwirft . . .
„Ha," ruft er, „gibt es stets Momente noch,
Wo ich ein Mensch nur bin? O Apathie,
Die Götterstirnen stets umschweben soll,
Wirst du zuweilen noch mir ungetreu?
Bist du denn eine Metze wie Fortuna,
Die heut uns noch umarmt und morgen plötzlich
Verläßt mit leerem Beutel, leerer Brust?
Wie kommt in Neros Herz die Unruh' noch?
Was regt geheim den tiefen Sinn mir auf
In solchen Abends sel'ger Götterstille? —
Der Friede schwebt wie eine weiße Taube
Vom Aventin her übers goldne Rom —
Mir ist, als sollt' ich ihn am Fittich fassen
Und ganz ihn bergen hier in meiner Brust! —
Doch — ist nicht Unruh' manchmal lieblicher
Als ew'ges Einerlei des Götterfriedens?
Zuweilen sehn' ich mich nach ihr; nach dir,
Empfindungswechsel, sanfte Flut und Ebbe
Der Herzenswogen, die das Menschendasein
Erträglich, oft sogar auch lieblich macht! —
Und doch, nie wieder könnt' ich — wollt' ich's auch —

Zurück mich bannen lassen in die Schranken
Alltäglich engen, menschlichen Gefühls;
Umkehr auf meinem Pfad — unmöglich ist sie;
Des Menschendaseins Ring hab' ich durchbrochen,
Und bin hinausgewachsen über ihn —
Wollt' ich zurück, er faßte mich nicht mehr.
Nein, nein! Ob einsam auch, ich bleibe doch
In meinen stolzen Höhn — ich bleibe Nero!" — —
Es senkt sich leise dunkelschattend nieder
Die stille Nacht. Vom Tagwerk ruhn die Menschen,
Die guten Genien des Friedens schweben
Um niedre Hütten. Aber aus den Tiefen
Aufflatternd kommen finstere Dämonen,
Wie Fledermäuse in der Dämmerung,
Und kreisen um des Nero goldnes Haus.
Sie heischen Einlaß. Einlaß forderst du
An dieser Schwelle, nächtliches Gezücht?
Die Sorge ist es und die Reue. — Sieh,
Die Sorge kehrt, vom Glanz geblendet, um
Schon an des Hauses Tür. Die Reue schlüpft
Hinein ins Innre bis zu Nero — doch
Vor seinem festen Blicke weicht auch sie
Zurück und flieht. In dieser Brust von Erz,
Gehärtet in den Flammen Roms, da ist
Kein Ort für sie. Sie flieht.
Da, siehe, wagt
Hervor sich aus dem dunkelsten der Winkel
Des Tartarus ein andres Ungetüm.
Das ist der greulichste der Nachtunholde,
Die aus den Wassern des Kozytus trinken.
Die Flügel hängen bleischwer ihm herab,
An ödem Ort gekauert liegt das Scheusal
Und mit dem Kopfe wackelt es im Schlaf.
Ein grauer Nebelregen, endlos triefend,
Ist seine Atmosphäre. Wenn es gähnt,
So ist's, als ob das alte Chaos wieder
Aufschlösse seinen Rachen, zu verschlingen
Die Welt, die es gebar.
Dies Ungetüm
Kommt jetzt herauf vom Grund des Erebus.

Es flattert um den goldenen Palast,
Durchschwebt die Pforten, weicht vorm Glanze nicht
Zurück, geblendet wie die Sorge, nicht
Vor Neros Blick, verschüchtert wie die Reue,
Es nähert sich dem stille Sinnenden
Und öffnet, ungesehn von ihm, den Rachen
Und haucht ihn an mit seines Odems Hauch . . .
Kennt ihr den Namen dieses Ungeheuers?
Der Menschen Mund benennt's die Langeweile.
Die kleinen Erdensöhne neckt es mäßig,
Die großen Geister faßt's mit Geierkrallen . . .
Es langweilt Nero sich. — Er ruft: „Wo ist
Mein lust'ger Narr, mein immer durst'ger Dickwanst
Von Benevent, mein wackerer Silen?
Er komme! — Wenn ich in sein Antlitz blicke,
Ins rote, feiste, ewig lächelnde,
Erheitert es gemach die Stirne mir,
Gleichwie das Sonnenrund umwölkte Höhn!"
Hin eilt der Sklave, doch er bringt zurück
Alsbald die Kunde: „Saccus, Herr, ist tot!
Verblichen diese Nacht!" — „Gestorben? Wie?" —
„Des Leibes Überfüllung bei dem Schmaus,
Mit dem, o Herr, du gestern eingeweiht
Dein neues, goldnes Haus, bracht' ihm den Tod."
„Ei sieh, mein Saccus auch", ruft Nero, „folgt
Dem Tigellin? — Fast steh' ich schon allein.
Sieh, wie das wechselt, wie das kommt und geht
Rings um mich her und ich, nur ich allein
Bin unveränderlich in allem Wechsel . . .
Doch nein, nicht ganz! Die neckische Natur,
Die nichts mehr über meinen Geist vermag,
Sie hält an meinen Leib sich und beginnt
Mir Kinn und Wangenblüte zu verschwemmen
Durch gelblich-schlaffen Wulst, obgleich die Jugend
Ums Haupt mir noch in voller Locke flattert! —
Doch seh' ich recht? Was zeigt mir da die Welle
Des Silberspiegels hell im Lichterglanz?
Ein graues Haar auf meinem Haupt? O pfui!
Ein graues Haar steckt all die andern an!
Fort, grauer Erstling! Soll denn auch für mich

Sie kommen, jene böse, böse Zeit,
Wo Haar um Haar von meinem Haupte sinkt,
Wie Blatt um Blatt vom Rosenhaupte sinkt?
Ha! bleibt der Geist nur jung und unverändert,
Und du, o Fleisch, verblühst an mir? Und ich
Muß dich zuletzt als einen kalten Leichnam,
Als toten Zwillingsbruder, der mit mir
Verwuchs im Mutterleib und vor mir starb,
Durchs Leben weiter schleppen? — Warum ist
Der Gott in mir an diese alternde
Vergängliche Natur gebunden? — Fort,
Ihr melancholischen Gedanken! Spüle
Mir weg den Schweiß der Stirn, du goldne Quelle
Der Lust, die mir in reicher Fülle sprudelt,
Wie keinem Staubgebornen je vor mir!"
So spricht er und erhebt sich, zu durchwandeln
Auf leichter Freudenjagd sein goldnes Haus.
Sein Lieblingslöwe folgt ihm wie ein Hündlein;
Ein zahmer Elefant mit klugem Aug',
In Goldschmuck prangend wie ein Leibtrabant,
Geht ihm voran mit einem Fackellicht,
Ein Sklaventroß folgt seiner Schritte Spur
Gewärtig jedes leisen Herrscherwinks.
Er wandelt hin durch alle Prunkgemächer,
Durch alle Riesenhallen, alle Höfe
Des Kaiserpalasts, dessen Märchenpracht
Kein Dichterwort beschreibt. Die Tempel Roms
Und Griechenlands und Asiens, geplündert
Sind sie für dieses eine goldne Haus.
Im Vorhof steht ein ragender Koloß,
Des Nero Riesenbild, hoch wie ein Turm:
Des Fußes Zeh' hat Menschenleibes Dicke.
So unabsehbar dehnt der Vorhof sich,
Daß tausend Schritte lang ein Portikus
Hinläuft in ihm und sich ein Weiher dehnt,
Drin des Palastes Zinnen rings sich spiegeln
Wie eine Stadt im Meer. Der Prachtbau streckt
Die Glieder aus vom stolzen Palatin
Noch über Nachbarhügel; grüne Triften
Und blüh'nde Gärten und Gehölze selbst

Hat eingeschluckt der steinerne Gigant
Und diese grünen fort in seinem Innern
Und merken nicht, daß nicht mehr frei sie grünen,
Nein, in dem Bauche eines Ungeheuers.
Sein flacher Dächerscheitel ist gekrönt
Mit Blumenfluren und mit Lorbeerhainen.
Und Glied für Glied gehüllt in Goldzier ist
Der ganze stolze, marmorne Koloß;
Auf seiner Höhe steht er wie ein Held,
Mit goldner Rüstung schimmernd in der Sonne.
Im Innern ist der Goldgrund noch von Gemmen
Bestrahlt, in farb'ger Mosaik: es trägt
Schmucküberwuchert Säulenwerk die stolzen
Goldschimmernden Rotunden, eingekrustet
Mit Bernstein und Türkisen und Topasen.
Goldschwere Riesen-Prachtvorhänge schließen
Die hohen Elfenbein- und Schildpattpforten
Und babylonisches Gewebe breitet
Sich unterm Fuß des Schreitenden so weich
Wie frischgepflückte Rosenblätter aus.
  Der Estrich ist gezimmert aus Kristallen,
Man glaubt zu wandeln auf der Meeresflut;
Korallenbäume steigen draus empor
Als Kandelaber. Farbenwunder schimmern
Von Wänden, Erz- und Marmorbilder ragen:
Hier mit smaragdnen Augen funkelnd, steht
Ein Silberlöwe und hier windet sich
Ein Schlangentier — es starrt die Schuppe golden,
Unheimlich blitzt das Auge von Rubin.
Hier funkelt eine malachitne Säule,
Die nächtlich Glanz verbreitet wundersam.
Ein Bild des Nero schimmert mit der Wehr
Apolls, aus Jaspis ganz. Was gelten noch
Murrhinische Gefäße, Zitrusplatten,
Bernsteingerät in diesem Eldorado?
  Und was verbirgt nun erst das Innerste!
Das goldne Haus ist eine Welt im Kleinen:
Um sich versammelt hat aus allen Zonen
Des Nero Drang, der unersättliche,
In alle Tiefen, alle Höhen schweifend,

Was nur die Sonne reizt, den Geist erregt.
Natur und Wissenschaft und Kunst gesellen
Ihr Bestes hier dem Glanz der goldnen Schätze.
Als Herrn der Welt betrachtet Nero sich:
So schuf er sich sein Haus zum Bild der Welt!
Durch all die Pracht nun wandelt er dahin:
Wie kommt's, daß heut' sie seinen Blick nicht fesselt?
„Du flammenfarbnes Gold," so ruft er aus,
„Nur du allein warst würdig, dich zu wölben
Zur Wohnstatt mir und all der Prunk der Welt
Schlingt, wie's geziemt, sich um mein Götterdasein
Als deutungsreiches Arabeskenwerk.
Doch all die Pracht beginnt mich anzufrösteln . . ."
Beschwingten Schritts betritt er einen Raum,
Den er das Pantheon der Sinne nennt.
Hier ist vereinigt alle Sinnenfreude,
Hier ist Elysium. Ein Dämmerlicht,
Ein rosiges, durchglüht die Zauberhalle,
In wechselnd hohem Reiz nach Neros Laune
Zu tiefer Dämmrung jetzt gedämpft und jetzt
Mit goldig hellem Glanz die Halle füllend.
Ein warmer Hauch, wie weiche Tropenluft,
Halb süß-abspannend und halb süß-aufregend,
Umweht die Wange schmeichlerisch. Musik
Rauscht aus verborgnen Quellen her, bald zärtlich
Wie das Gegirr der Tauben, stürmisch bald
Wie Lust, die triumphiert. Der Ruchsinn schwelgt
Entzückt in Spezerei'n, aus goldnen Pfannen
Die Silberwölkchen mischend ins Arom
Prachtvoller Blumenwunder, die den Ort
Umranken mit verschwenderischer Zier
Und hier und dort zu Lauben sich verschränken.
Dazwischen murmelt leise, sanft einlullend,
Ein feiner duft'ger Silbertropfenstaub,
Der aus Goldröhren in kristallne Becken
An trauter Stelle quillt, wo sein Geriesel
Berückend sich dem halb-erstickten Laut
Heißglüh'nder Wonneseufzer mischen mag.
Wer diesen Raum betritt, der atmet tiefer
Im Drang des Busens auf und meint, er stehe

Im Heiligtume der Libido selbst
Und gleich nun müsse wo auf weichem Thronsitz,
Auf einem hochgeschwellten Rosenlager,
Sie ihm erscheinen, üppig hingelehnt.
Und traun, in Wahrheit ist ihr Tempel hier.
Schon kündigt sie sich an: an Wänden schwelgt
In heißen Tinten üpp'ge Schilderei
Und diese Statuen, die Marmor scheinen,
Im Zauberreiz der Nacktheit regungslos,
Betrachtet man, befühlt man sie genauer,
So überrascht ein warmes, weiches Leben,
Das lachend niederspringt vom Postament.
Und während Nero an den goldnen Tisch
Sich setzt, den alles Leckere belastet,
Was nur den Gaumen kitzelt und entzückt
Und gaukelnd eine Schar von Götterknaben
Mit würz'ger Goldflut ihm den Becher füllt,
Drängt aus dem Hintergrund der Wunderhalle
Sich allgemach der schönsten Weiber Schwarm.
Die einen tänzeln um den Nero, schmiegen
Zu ihm sich kosend, ruhn auf seinem Knie
Und nippen, sich bezechend, aus den Bechern;
Es plaudern andre, scherzen oder trällern
Ein Liedlein zu dem Klang des Heptachords.
Auf Purpurkissen andre ruhn und andre
Erheben erst aus Bädern ihren Leib,
Den weißen, mild-erfrischten. Andre nahn
Des Nero Schwelgertisch als holde Gruppen,
Verwirklichend manch alte Götterfabel:
Des Mars, der Venus lüsterne Geschichte
Und manche Liebschaft auch des Vaters Zeus.
Wer hat so zauberreichen Schönheitsflor
Vereinigt je gesehn, wie Neros Aug'
An dieser Stelle sieht? Von jeder Form,
Die schwebt im bunten, weiten Reich der Schönheit,
Ist hier ein Urbild; 's ist wie das Gehirn
Des Phidias und Zeuxis, angefüllt
Mit jedes Reizes höchsten Idealen.
Da sieh die schlanke jungfräuliche Kissa,
Den lieblichen Narzissenstengel; da

Die voll-entwickelte, die stolze Naïs,
Die eine hehre Juno scheint, und da
Die kolossal'schen Formen der Dione,
Ein Prachtbau süßgeschwellter Gliederfülle;
Da siehe, holde Kinder, goldig-blond,
Ganz weiche Zärtlichkeit, verhaltne Minne;
Da schwarzgelockte, feueraugige;
Da schimmert lieblich Braun, da prunkend Rot,
In feinen, krausen Lockenringen wogend —
Da sieh die stolze Griechin mit den edlen,
Vollkommnen Zügen, da die feurige
Hispanierin, die üpp'ge Syrerin,
Da der Germanin kräftig derben Reiz,
Da Lybiens rabendunkle Tochter selbst,
Die schmiegsame — denn alles will vereinigt
Die weltumschlingende Begier des Nero.
  O Frauenschönheit, edle Himmelsblume,
Die schönsten deiner Blüten werden nicht
Des Sehnenden Besitz, den sie auf Erden
Zum Gotte machen könnten — nein, sie werden
Gestreut als Würze in den Freudenkelch
Des Reichtums und der üpp'gen Schwelgerei,
Die wählerisch sie mit erstorbnem Sinn
Beschnüffelt und sich ihrer kaum erfreut! —
Der Schönheitsreigen, welcher ihn umgaukelt,
Er ist dem Nero, seht, so viel, so wenig,
Wie Satten reiche Tische, vollbesetzt,
Und schlummerlosen Kranken weiche Polster.
Und statt zu greifen nach den Hesperiden
Der Lust, die rings um ihn so lockend hängen,
Versinkt er fragend in sich selbst: „Wie kommt's,
Daß nun an mir sogar der süße Reiz
Der Sinne mehr und mehr erlahmt? Wie kommt's,
Daß nichts mich lockt und nichts mich mehr entzückt?
Ich steh' im Meer der Freude wie ein Schiff
Bei Windesstille steht im Ozean:
Kein Lüftchen regt des Herzens tote Welle
Und meiner Wünsche Segel hängen schlaff!
Wenn etwas lohnt die Mühe, Mensch zu sein
Und sterblich-ird'scher Glieder sich zu freun,

Ist's eines holden Weibes Glutumarmung!
Und doch, was ist zuletzt denn auch das Weib
Dem Übersättigten? Ha, keine Lust
Gibt es, bei der so schnöd, so übermütig
Wie bei des Weibes Reiz der Überdruß
Und die Begierde mit uns Fangball spielen!
Es lockt von voll entfalteter Natur
Uns zu der knospenden, von dieser wieder
Zurück zur vollen; von der blondgelockten
Zur braungelockten Schönheit schwanken wir;
Vom Zarten drängt es uns zum Üppigen,
Vom Üppigen zurück zum Zarten wieder:
Doch matter stets und matter übertüncht
Verblaßter Freuden innres Einerlei
Des äußren Wechsels Reiz — und immer weiter
Sperrt seinen Rachen auf ein Sinnenhunger,
Den nichts mehr sättigt, weil ihn nichts mehr reizt.
's ist nicht die Gier, die drängt zum Übermaß,
Es ist der Ekel; weil uns nichts befriedigt,
Versuchen wir das Unerhörteste.
O glücklich der Genießende, den noch
Begierde stachelt zum Genuß! Begier
Ist leicht gestillt und ihr genügt das Nächste:
Doch Überdruß, das ist der nimmersatte,
Der wilde Wolf, das die gefräßige
Harpye, alles niederschlingend, alles
Besudelnd ... Glücklich, wer noch mit dem Aug'
Der Sehnsucht sieht! wem Frauenschönheit noch
Ein Ideal ist, nicht die greifbarste
Von allen ird'schen Raumausfüllungen,
Wem als ein Eden noch, als Paradies
Erscheint die Sommerlandschaft, Weib genannt,
Mit ihren leid'gen steten Wetterwechseln,
Mit ihren Zorngewittern, Tränenregen
Und periodischen Versumpfungen.
Wie kommt es denn, daß wir zu Narren werden,
Wenn wir ein schönes Weib zur Seite haben?
Warum durchzuckt uns eine weiße Haut
Wie funkensprühend heut', die doch gar bald,
Sind ihrer wir gewohnt, so kühl uns läßt

Wie unser eignes Fleisch? Betörung nur,
Bezauberung der Sinne, Phantasie
Ist Jugendlust und Lieb' ein Sommerhauch,
Der als beschwingter Sklav' den Blütenstaub
Von einem Blumenkelch zum andern trägt!
Fort, fort von hier — will heut' an einer Schau
Von mehr gediegner Art mein Auge laben!"
So lästert frech der übersatte Schwelger,
Und weiter durch die goldnen Hallen wandelnd,
Ins vollgefüllte Schatzhaus tritt er ein,
Wo aufgehäuft Kleinode, die kein Krösus
Vereint gesehn und kein Polykrates.
Gold, Silber, Perlen, schimmerndes Elektron
Und edles, feurig-sprühendes Gestein,
Vom Indus, vom geheimnisvollen Osten
Des Kolcherlands, vom ceylonesischen
Gestad' des alten Perlenmeers geholt!
Da ruhen sie in märchenhafter Pracht,
Die augenblendenden, die lichten Kinder
Der schwarzen Mutter Nacht, die Edelsteine:
Hier Adamas, der unbezwingliche,
In weißem Glanze strahlend: hier Rubin,
Wie angeblasne Kohlen feurig glühend,
Und hier der sanfte, glutende Saphir,
Der himmelblaue, heilige, der Fürst
Der Steine, welcher Indertempel schmückt.
Da grünt der Augentröster, der Smaragd,
Da gleißt der Amethyst, der Traumerreger,
Buntschillernd äfft hier das Chamäleon
Der Steine, der Opal, den Regenbogen,
Da glitzert Turmalin und Chrysolith,
Achat und Jaspis, Türkis und Beryll,
Topas und Hyazinth, und was noch sonst
Dem Mutterschoß der Erde ward entrissen,
Der Finsternis, der tiefsten, abgerungen,
Zu funkeln in des Tages hellstem Licht.
„Sieh da die steingewordnen Zauberflämmchen,"
Ruft Nero, „welche glüh'ndes Feuer scheinen
Und anzufühlen sind so marmorkalt!
Mir ist, als sollt' ich die gefrorne Pracht

Auflösen wieder in ihr altes, heißes
Glutelement, das hier zu Eiskristallen
Verzaubert ist. Die kalten Steine schneiden
Mit ihren scharfen Kanten mir ins Aug'
Und in die Seele . . .
Und wie konnt' ich nur
Sie emsig sammeln und mich ihrer freu'n,
Als hätt' ich Großes dran? Sind es nicht Kiesel,
Nur etwas glänzender und etwas bunter?
Ist nicht ein Wassertropfen schon so gut,
In dem die Sonne glänzt, als ein Demant?
Doch der ist seltener — das ist's! Ich Tor,
Was strebt' ich, mir in Haufen das zu sammeln,
Was nur als Einzles, Seltnes Wert besitzt?
Das Seltene in Haufen wird gemein.
Fort, fort damit, 's ist nötig aufzuräumen!
Greif' zu, mein Kappadox, greif' zu, mein Syrus!
Hier, Geta, dir der eiergroße Saphir!
Fang' auf den Jaspisklumpen, Asdrubal!" —
So spricht er und ergötzt sich lachend dran,
Die Steine seinen Sklaven zuzuwerfen.
Dann setzt er seine nächt'ge Wandrung fort.
Er tritt hinaus auf eine Blumenflur,
Die taghell prunkt in grellem Fackelglanz.
Da leuchtet Lilien- und Lotusblüte,
Da wiegt auf hohem Stengel sich der Stern
Gelbstrahlender Narzissen, die Violen
Streu'n milden Duft, die Tulipanen nicken
Mit goldnen Kelchen, voll von Mondestau,
Krokus und Amaranth und Hyazinthen
Erblühn, Jasmin, Syringe duftet lieblich.
Wohin du blickst, die Blüten sind wie Flämmchen,
Die lodernd aus der grünen Erde brechen.
Hier blüht ein gelbes auf und dort ein blaues,
Hier flackert's grün, hier weiß, hier purpurfarben.
O sieh, wie zierlich rings auf Blätterfüßen
Sie stehn, die lieblich bunten Blumenlichter
Im Frühlingssaal! Armleuchter ist der Kirschzweig,
Der Rosenstrauch ein ganzer Kandelaber!
„Was willst du mir, du farbiges Gewimmel,"

Ruft Nero, „und du Schleicher Wohlduft auch,
Der sich mir kitzelnd in die Nase stiehlt?
Was hast du mir zu sagen, buntes Gras,
Das morgen Heu ist, mit den Blumenäuglein
Und mit den säuselnd zarten Blätterlippen?
Ich liebe dich nicht mehr! Mir ist die Mohnflur
Wie eine ausgegoßne Lache Bluts
Und auf dem Strauch die roten Beeren scheinen
Mir Tropfen, die aus offnen Wunden fließen;
Ihr eitlen Blumenfürsten, was stolziert ihr
Mit einer Krone, die ein Hauch entblättert?
Was willst du, bunt bemaltes Faserwerk?" —
So ruft er und im Weiterschreiten grimmig
Ausreutet er die Lilien und die Rosen.
Und weiter wandelnd der Tyrann betritt
Des Hauses Raum, wo ein gewaltiger
Tierzwinger sich erhebt. In diesem hat
Versammelt Nero alle Tiergestalten.
Da brüllt der Löwe; Bär und Elefant
Und Nashorn und Giraffe wandelt hier.
Da wälzen Schlangen auch und Krokodile
Sich hinter sichern Gittern. Adler sitzen
Auf Silberspangen ruhig, Pfaue schreiten
Mit prächtigem Gefieder, Schwäne segeln
Und rosig schimmernde Flamingos prunken
Auf Weihern hier wie auf Ägyptерseen.
Doch wie zuvor die holde Pflanzenwelt,
Erscheint dem Nero heut' die Tierwelt auch,
Ein schnöder Spuk. Ihn faßt ein Schauder an,
Gleichwie von Zerrgebilden, und er findet
In ihrem Blick ein Fremdes, das ihn anglotzt
Mit diabolischer Gewalt.
„Mir ist," so spricht er,
„Als säh' ich hier in lauter tote Larven.
Je mehr mein Auge sich versenken will
In andrer Kreaturen Aug', so mehr
Werd' ich des ungeheuren Abgrunds inne,
Der alle Wesen voneinander trennt.
Ja, jedes Angesicht ist eine Larve,
Die immer mehr verbirgt als offenbart.

Sogar das edle Menschenangesicht
Erscheint zuweilen mir mit einem Male
So fremd und seltsam, so gespensterhaft,
Daß ich erschrecke. Öfters meinen wir,
Wenn unser Blick taucht in ein andres Aug',
Wir sähn bis auf der Seele Grund hinab;
Doch Täuschung ist es nur und plötzlich wird uns,
Als sollt' uns schwindeln und als ständen wir
Vor einer Tiefe, nimmer zu ermessen:
Mit Recht — denn keine Brücke geht von einem
Zum andern Wesen, jedes ist ein Selbst
Und jedes ruht auf sich und will nur sich
Und kennt nur sich, versteht nur sich allein!
Ich seh' die Tierwelt durcheinander krabbeln,
Gewürm und Käferwerk in eklen Massen:
Ich sehe Molche, Kröten, Basilisken,
Ich sehe Drachen, Olme, Skorpione,
Chamäleone, Salamander seh' ich
In scheußlichem Gewimmel mich umkriechen
Ha, sind das deine schöpfrischen Gedanken,
Natur, unholde Mutter? Du erschufst
Ein Reich, wo eins vorm andern sich entsetzt
Und eines wütend sich aufs andre stürzt!
Du hast erschöpft in deinen Schöpfungen
Vielmehr das Häßliche und Fürchterliche,
Als das Gefällige und Edelschöne.
Ei, sage, hast du mütterlich gehandelt
An deiner Söhne edelstem, dem Menschen?
Du hast mit einer Schöpfung ihn umzirkt,
Die gegen ihn in ew'gem Grimme wütet:
Die Elemente kämpfen gegen ihn,
Das wilde Tier fährt grimmig auf ihn los,
Ohnmächt'ge Nattern spritzen Gift auf ihn,
Der Wurm selbst frißt sich tückisch in sein Fleisch.
Nicht anders ist's, als wäre das Geschaffne
Nur da, den Menschen grimmig zu befehden
In einem ewigen Vernichtungskampf!
Und dort, wo du ein Liebliches versuchst,
Natur, wie arm ist deine Phantasie!
Ein Blümlein hold, ein tonbegabtes Vöglein,

Ein flimmernd Steinchen und ein bunter Falter —
Nun, das gelingt dir manchmal; doch im Ganzen
Bist du zu kleinlich-maßvoll und zu karg!
Wahrhaftige Verschwendung kennst du nicht,
Machst nicht Gebrauch von deinen reichen Mitteln!
Warum erblicken wir nicht Blumenhäupter,
Wie eine Tonne groß? Warum nicht Felsen
Aus Edelstein? Warum muß dem Geschöpf,
Weil es das eine hat, das andre fehlen?
Warum ist nicht so prächtig wie der Pfau
Die Nachtigall, warum wird nicht der Aar
Zum Phönix durch des Glühwurms Goldgeleucht'?
Und warum ist der Mensch, der hohe Mensch,
Nicht auch geflügelt wie der ärmste Sperling?"
Unmutig fürder schreitend jetzt betritt
Der Tadler einen Saal — das Heiligtum
Der Isis — Erd und Himmelsraum im Kleinen.
Hoch in der Decke kreist ein Sternenhimmel,
Indes des Estrichs Grund, erhöht, vertieft,
Nachbildet all der Erde Meer' und Länder.
Und in des Raumes Mitte leuchtend steht
Ein Isisbild, verhüllten Angesichts,
Ein riesiges. Der Göttin Brüste schwellen,
In Händen hält die Lilienblume sie
Als Zepter, auf dem Haupte königlich
Trägt sie als Diadem den gier'gen Vogel,
Des Name „Geier" ist und der das Wort
„Genug" nicht kennt.
„Natur," ruft Nero, „Name
Von seltsam unerfaßlicher Bedeutung,
Ziellos erschaffende Zerstörerin!
Warum bedeckst mit einem Schleier du
Dein Angesicht? Das Weib verbirgt ja sonst
Sein Angesicht nur, wenn es häßlich ist —
Bist du es auch vielleicht? Bedeckt der Schleier
Die Flecken und die Mängel deines Wesens?"
So scherzend frevelt er und nähert sich
Dem Bild der Göttin, hebt mit einer Hand
Den Schleier ihr und hält ihr mit der andern
Die Fackel, einem Sklaven abgenommen,

Vors Angesicht. Da fängt das ganze Bild,
Geformt aus Chryselektron, das die Flamme,
Die sich ihm nähert, gierig an sich reißt,
Sieh, plötzlich fängt es schreckbar an zu glühn
Und seine Saphiraugen sprühen Blitze
Des wild'sten Zorns, daß Nero fast erschrickt
Und unwillkürlich sinken läßt den Schleier.
„Ei sieh," ruft er, „wie spröde sich ein Weib
Benimmt, das alles eher ist, als Jungfrau!
Wer weiß auch, ob sich's lohnte, vorzudringen
Ins Innerste der irdischen Natur?
Wenn es gelänge, maulwurfartig sich
Hindurchzuwühlen durch die Erde ganz,
Die doch wohl bodenlos nicht ist, so stießen
Vielleicht wir unter ihr auf ganz dieselbe
Unendlichkeit, die leere, wesenlose,
Die hier sich über unserm Haupte wölbt!
Was hat sie uns zu bieten, diese blaue
Unendlichkeit? — Ich will zu ihr mich wenden
Und meine grauen Astrologen fragen,
Ob sie mir etwas dort erbeuten können,
Was dieses Abends üble Laune bannt!"
  Und er betritt die hohe Warte seines
Palasts, wo Sternwacht halten greise Seher.
's ist Mitternacht. Die goldnen Sterne glänzen
Im dunklen Haupt der Nacht wie tausend lichte
Gedanken. Unverwandten Blickes schaun
Ins Ätherblau, wo eine Welt von Welten
Sich auftut, diese silberbärt'gen Späher.
Und Nero spricht zu ihnen: „Sagt mir an,
Ihr Immerwachen, was gewährt euch denn
Die schnöde, kalte Sternwelt zum Ersatz
Für Schlafes Süßigkeit, drauf ihr verzichtet?"
  Der Sternbetrachter greisester erwidert:
„Da oben, siehe, Herr! da gehn allnächtlich
Die lieblichen Sternbilder ihre Bahnen
In ew'ger Schöne, ew'ger Majestät:
Da segelt stolz der Schwan im blauen Äther,
Die Lyra tönt von Sphärenharmonien,
Die Sternsaat der Plejaden schimmert mild,

Von einem Himmelsrand zum andern wirft
Den Strahlenpfeil Orion, Herakles
Bedränt mit seiner Sternenkeule siegreich
Die finstern Nachtgewalten. Sieh, so schließt sich
Lebendig über uns ein Lichtreich auf,
Wo unsre Geister wandern. Und die trauten
Sternbilder, siehe, lieben uns — sie sind
Mit uns vertraut und künden uns die Zukunft!"
„Sternbilder!" lächelt Nero; „weil ihr nichts
Von jenen öden Räumen wißt, beschickt
Sie eure Phantasie mit Kolonien
Von ihren eignen Ausgeburten. Nein!
Der Himmel ist ein Abgrund, kalt und tot,
Und seine Sterne wissen nichts von uns!
  Wenn aus Planetenwandel ihr die Zukunft
Zu deuten wißt — du, Alter, sag' mir an,
Wann ist dir selbst bestimmt des Lebens Ziel?" —
  Es stellt das Horoskop der Astrolog
Und spricht zuletzt: „Nur einen Tag, o Herr,
Vollendet mein Geschick sich vor dem deinen!" —
„Wie?" donnert Nero, „greiser Bösewicht,
Du wagst's, den altersschwachen Daseinsrest,
Der dir gegönnt noch ist, frech anzuknüpfen
Ans junge, göttlich-hohe Lebenslos
Des Nero-Dionysos? Stirb' noch heut'
Und dies dein Todesurteil, das ich spreche,
Bezeuge dir, wie der Verkündigung,
Die du mir gabst, ich spotte!"
                              Zitternd fährt
Der schwache Greis vor Neros Zorngebärde
Zurück und schwankt und stürzt vom Rand der Warte
Hinunter und zerschmettert sich das Haupt . . .
  „Ei, seht den Alten, wie er um den Lohn
Betrügt den Henker!" ruft mit frevlem Spotte
Der Wütrich . . .
                    Niedersteigt er von der Warte
Und neuer Hallen Raum betritt er jetzt.
Es tut ein Riesensaal vor ihm sich auf.
Hier hat er alldurchforschend-wißbegierig
Gehäuft einst tausendfach aus aller Welt

Vergangner Alter bunten Überrest.
„Anwidert mich“, ruft Nero, „die Natur;
Kann Menschendaseinsspur mich noch ergötzen?“
Da, siehe, liegt der Ring des glücklichen
Polykrates, der vielberühmte; da
Ein Überbleibsel von dem Lehm, daraus
Prometheus Menschen formte; hier ein Splitter
Vom Baum in Aulis, drauf die Schlange saß,
Die, vorbedeutend, daß zehn Jahre lang
Noch Troja stehen sollt', neun Sperlingsjunge
Zusamt der Mutter fraß. Hier ist die Geißel,
Mit welcher König Xerxes einst das Meer,
Das widerspenst'ge, peitschen ließ. Hier ist
Ein Stück vom Pflug des Triptolem und hier
Vom Schild des Herkules ein Nabelstück.
Hier ist der Becher, draus sich Alexander
Bei lust'gem Schmause pflegte zu bezechen
Und hier der Becher, draus den Schierlingssaft
Der weise Sokrates im Kerker trank.
Hier ist die Lanze des Miltiades
Und hier das Schwert des Thermopylenkämpfers
Leonidas. Ein Balken hier vom Schiffe,
Das den Äneas trug nach Latium
Und hier ein Zahn aus dem Gebiß der Wölfin,
Die ein bekanntes Brüderpaar gesäugt.“
Mit Lächeln auf den Wust von Seltenheiten
Blickt Nero und beginnt: „Wie konnt' ich nur
Erfreu'n mich je an solchem bunten Trödel?
In günst'gen Jugendtagen häuft' ich ihn,
Wo ich, mit unerfahrner Seele noch
Ins Weite schweifend, rings um mich das All
Versammeln wollte, weil der Sinn mir noch
Nicht aufgegangen war für jene beßre,
Für jene innere Unendlichkeit,
Die auf das Wollen, auf das Ich sich gründet.
Was sollen diese kargen Splitter mir,
Die schwimmen auf der trüben Oberfläche
Des Zeitstroms? Was soll mir die Geschichte
Der kleinen Menschenwelt? — Was ist Geschichte?
Geschichte ist die Schattenbildersammlung

Der Wolken vom verfloßnen Jahr; Geschichte
Ist Protokoll des Flugs der Vögel, die
Uns weggeflogen überm Haupte sind;
Geschichte ist Geburts- und Sterbechronik
Der Falter und der Blumen, die zusammen
Verbuhlten einen kurzen Sommertag
Und jetzo dünn und breit gequetscht sind zwischen
Den Riesenbücherrollen jener Chronik.
Geschichte ist die tröstliche Gewißheit,
Daß irgendwelcher längstvergeßne Mann
Nicht Cajus hieß, nein, Lucius. Geschichte
Ist das Register aller der Muränen
Und der Fasane, die wir aufgezehrt
Und längst verdaut; sie ist das Inventar
Der Haar' und Nägel, die die Menschheit sich
Vom Haupt und von den Fingern weggestutzt!"
Er spricht's und faßt halb lachend und halb grimmig
Den Wust der aufgehäuften Seltsamkeiten
Und schleudert ihn durchs Fenster tief hinab.
Und eine letzte Halle nimmt ihn auf:
Die prunkvoll stolzeste der Riesenhallen,
Wo aller Zeiten hehrste Kunstgebilde
Vereinigt sind, Urschöpfung oder Nachbild.
In Stein und Farbe glänzen die Gedanken
Des Phidias und des Apelles hier
Und ihnen schließt in Rollen, rings gereiht,
Sich an, was edle Dichterphantasie
In süßen und erhabnen Tönen sang.
Oft labte, oft entflammte wonneschauernd
Der Jüngling Nero noch die beßre Seele
An solcher Schöne reinem Wunderflor —
Versuchend selbst in Klängen nachzustammeln
Am Schönheitspsalter manche Melodie.
Nun aber steht er wie vor Schaugerichten,
Vor kalten, toten, die zur Seele nicht
Mehr sprechen, weil sie selber leer und tot . . .
„O marmorglatte, marmorkalte Welt
Des Scheins," so ruft er, „leeres Formenwesen!
Wir haben längst uns übersatt gesehn
An dieser reinen Schöne der Hellenen!

Dies Linienspiel tut meinem Auge weh
Mit seiner Zierlichkeit und seiner Weichheit;
Ich sehne mich nach Fratzen, Zerrgebilden —
Mein Sinn ist nicht mehr schlicht, nicht mehr harmonisch
Genug gestimmt, sich kindlich noch zu freu'n
An dieser stillen, sanften Harmonie,
Die schön, doch regungslos ist wie die Fläche
Des unbewegten Sees. Ich fordre Leben,
Verzückung, Wonnerausch und Schmerzenskrampf!
Fort mit den Schemen, den veralteten,
Armsel'ger Steineklopfer, Farbenkleckser,
Fort mit den Rollen auch der Dichterlinge,
Die nun schon ein Jahrtausend lang das Heu
Verwelkter Redeblumen wiederkäu'n!"
Er spricht's und stürzt von ihren Postamenten
Die Meisterwerke reinster Griechenkunst,
Und heißt die Bücherrollen, aufgestapelt
In langen Reihn, den Flammen übergeben.
Und so nun hat das Ungetüm, das grause,
Das heimlich aus dem Hades kam herauf
Und, unverschüchtert hin vor Nero tretend,
Anhauchte still ihn mit des Mundes Hauch —
Es hat zuletzt den Rachen immer weiter
Und weiter aufgetan und allgemach
Des Nero ganzes goldnes Haus verschlungen,
Des Nero ganze reiche Welt im Kleinen
Mit allen ihren bunten Herrlichkeiten.
Nichts ist mehr sein, nichts kann ihn mehr erfreu'n
Und arm nun wie ein Bettler steht er da.
„Die Sinnenwelt", ruft Nero, „hat nichts mehr,
Was mich zerstreuen, was mich fesseln könnte.
Ruft mir den Seneka, der weiß vielleicht
Mich einmal noch, wie einst, mit wunderlichen
Lehrsätzen und Sophismen zu ergötzen.
Ruft ihn, ob er bei seinen Bücherrollen
Die Mitternacht durchwacht, ob er beim späten
Gelag noch bechert, denn er ist ergraut
Im einen wie im andern Tun als Meister!"
Herbeibeschieden wird der Philosoph
Und tritt gehorsam vor des Herrschers Antlitz,

Der ihm entgegenruft: „He da, mein wackrer
Annäus! Deute mir, wie's kommen mochte,
Daß, was mich sonst ergötzt, mir schal geworden,
Daß selbst mein goldnes Haus mit allen seinen
Erlesnen Schätzen mir zum Ekel ward?
Ich habe mir die Welt in Gold verwandelt
Wie Midas: hab' ich etwa töricht so
Das Leben selbst und seine Freuden all
Verwandelt mir zu goldnen Schaugerichten,
Um hungernd dran den Zahn mir auszubrechen?"
  Der weise Seneka versetzt: „Warum
Wolltst du genießen als ein Schrankenloses,
Was eben nur in der Beschränkung reizt?
Was heischtest du für deine Sinne das,
Was nur die Phantasie umfassen kann?
Was schöpfst du aus dem Meere mit der Hand
Und wunderst dich, daß du nicht mehr daraus
Vermagst zu schöpfen als — die Handvoll eben?"
  „Du nennst das Übel, nenne die Arznei!"
  „Stell' wieder her die alte Republik,
Stell' her das alte große Römertum
Und sei ein Mann, wie Numa und wie Brutus,
Wie Fabius und wie Publikola:
Schlag' heut den Feind wie Scipio und morgen
Begib dich auf ein ländlich Gut und wandle
Dort hinterm Pfluge her wie Cincinnatus!"
  „Natürlich — zur Verdauung! Ei, ausstopfen
Soll ich den leeren Balg des alten Roms,
Den es wie eine Schlange abgeworfen,
Ihm meinen Hauch einblasen und ihn so
Lebendig wieder laufen lassen? Soll mich
Als Schaufigur des alten Römertums
Maskieren, daß die nordischen Barbaren,
Sobald sie kommen, gaffend mich bewundern
Und am ehrwürd'gen, weißen Bart mich zupfen?
Nein — nimmer werd' ich eine tote Puppe!
  Laß einen Pätus wandern als Gespenst
Der Vorzeit durch die helle Gegenwart;
Ich aber will das Blut, das meine Zeit
Mir in die Adern goß, so wie bisher,

Als Lebender in mir verbrausen lassen!
Zu Numas Zeit wär' ich vielleicht ein Numa
Geworden und zu Brutus' Zeit ein Brutus;
Zu meiner Zeit mußt' ich ein Nero werden.
Denn keine Größe kann gedeihn, die nicht
Die Wurzel hat im Herzen ihrer Zeit.
Das lehrst am besten du mich, alter Freund!
Zu Catos Zeit wärst du ein Cato worden:
Doch da du's werden wolltst zu Neros Zeit,
So trägst in dir du zwei verschiedne Seelen
Und wanderst hin als traurig Zwitterding!
Du donnerst gegen schnöde Weichlichkeit
Von seidnen Kissen, predigst Mäßigung
Mit lallend schwerer Zunge beim Gelag.
Bei meinen Freudenfesten hast du nie
Versäumt, als Mitgeladner mitzuzechen!"
„Mußt' ich mich nicht in deine Launen fügen?
Ich wollte nicht von deiner Seite weichen
Und fügte mich in Schlimmes, um das Schlimmre
Noch abzuwenden, wenn es möglich war."
„Sophist! Zu tun, was innre Triebe fordern,
Ist nichts so leicht gefunden als — ein Grund.
Gesteh', es war kein Opfer — mit Beruf
Und mit Behagen sah ich stets dich zechen:
Genußsucht hat in dieser argen Zeit
Die Herzen angesteckt wie eine Seuche,
Und gegen eine Seuche, das ist sicher,
Hilft keine Weltweisheit!"
„Wohl bin ich Mensch, doch streb' ich nach dem Rechten,
Wahrheit und Tugend bleibt mein höchstes Ziel.
Mein ganzes Leben, scheint es auch zersplittert,
Ist doch zuvörderst ihrem Dienst geweiht!"
„Ja, selbst bei Becherklang philosophierst du! —
Doch welches Neue hast du ausgeforscht?
Hast du vielleicht entdeckt, daß Feuer brennt
Und Wasser näßt? Ist eine einz'ge Wahrheit
Dir klar geworden, die nicht auch mein Saccus
Gewußt hat, ohne zu philosophieren?"
„Gewußt, doch nicht begriffen! Sieh, ich lernte
Begreifen, was die andern bloß gewußt!

Warst du es nicht, der dies Verständnis mir
In tausend Dingen abgelauscht und der
An meinen Lippen einst begierig hing?"
„O dies Verstehn! Seit ich die Welt verstehe,
Erscheint sie mir so leer, so schal; du mahnst
Mich sehr zur Unzeit eben an den Urquell,
Aus dem geflossen ist mein Überdruß.
O, selig sind die nichts Verstehenden,
Nichts Wissenden! Ich sehne mich nach Träumen,
Nach Dämmrung, lieblicher Unwissenheit —
Dies grelle Licht des Wissens blendet mich!
Ich fluche dieser klaren Afterweisheit
Und deiner selbst auch, dem ich sie verdanke!
Sie bringt mich um die beste Lebenslust.
Annäus, wiss' es, ich bin unzufrieden
Mit dir, ich bin es satt, dir zu begegnen!
Zum Glück bist du ein großer Stoiker,
Und fürchtest nicht den Tod — ich denke selbst,
Daß nur erwünscht dir meine Weisung kommt,
Wenn ich dir ernstlich rate zu verschwinden
Aus dieser Welt, die Ärgernis dir gibt!
Wie wär's, wenn du's versuchtest, dir die Adern
Zu öffnen? Diese Todesart ist jetzt
In Rom gebräuchlich und, wie man versichert,
Die sanfteste von allen. Fahre wohl!
Vom innern Zwiespalt, drein der Stoizismus
Dich stürzt mit deiner alten Sympathie
Für glänzendes Metall und volle Becher,
Befreie dich der ew'ge Schlaf — wir müssen
So oder so zuletzt uns helfen — alle!
Wer weiß, wie ich mir selbst noch helfen muß?" —
Hinweggeht Seneka, als Mann der Stoa
Gutheißend in der eignen müden Seele
Den Spruch des Todes, den ihm Nero sprach.
„Wohl," fährt in sich versunken Nero fort,
„Wohl hab' ich Grund zu fluchen dir, du schnödes
Verstandeslicht, das mir die Welt entzaubert,
Und des Genießens beste Würze raubt.
Nicht ohne Grund wohl sucht und liebt die Lust
Die Dämmrung — sie verträgt kein helles Licht! —

Was nützt Erkenntnis, wenn sie am Erkannten
Die Freude mir verdirbt?
Was hilft Unendlichkeit,
Wenn mir das Endliche darin zerrinnt?
Solang' man lebt mit menschlichen Organen,
Wär's doch die beste der Unendlichkeiten,
Das Endliche unendlich zu genießen!
Das eben nun versagt das Schicksal mir.
Es langweilt schier mich meine Göttlichkeit
Und meine Allmacht, und mein Geisteslicht.
Ich sehne mich nach myst'scher Dämmerung;
Ich möchte gern vor etwas schaudern. — Ha,
Das einz'ge Wesen, dessen Anblick mich
Erschüttern und vor dem ich schaudern könnte,
Wär' Agrippina nur — und diese hält
Der Hades fest!
Doch geht nicht von Beschwörern
Die Sage, die des Nachts mit Zaubersprüchen
Und Weiheguß aus ihren Gräbern locken
Die Toten? An des Hades Pforte klopfen —
Das möcht' ich, ja! Die Erd' und den Olymp,
Sie hab' ich durchgekostet — gerne möcht' ich's
Nun auch mit Plutos Reiche versuchen,
Wohin ich Agrippina zürnend stieß.
Ha, denk' ich deines Namens, Mutter, Mutter,
Da mein' ich oft, ich müsse dich noch einmal
Der Unterwelt entreißen, um noch einmal
Die Rachetat an dir zu tun, noch einmal
Dich zu ertränken in der Meeresflut!
Dann wieder — Augenblicke kommen, wo
Mir plötzlich ist, als sollt' ich Veilchen dir
Und Rosen streu'n auf die kristallne Gruft,
Soweit sie blaut, die grausam dich verschlang,
Und deines Odems stolzen Hauch erstickt,
Du einzig Römerherz, mir ebenbürtig,
Du einzig Weib, vor dem sich Nero beugte!"
Der Blick des Sinnenden sucht vom Gemach
Den Ausblick in die Weite. Der Kristall
Des Fensters läßt den goldnen Vollmond still
Vorüberwandelnd schau'n. Was hebt sich dort

In Lunas weißem Licht vom Marmorglanz
Der Säulenhalle dunkelschattend ab?
's ist eine menschliche Gestalt, die noch
In einsam stiller Mitternacht, wie sinnend,
Gelehnt an eine blanke Säule ruht.
Nun hebt sich, sieh, das silbergraue Haupt,
Und blickt hinauf zu Nero; schaurig spiegelt
Der Mondstrahl sich in großen tiefen Augen.
Es ist der greise, todverachtende
Titan, der aus dem Blut und Flammenmeer
Des Zirkus lebend stieg. —
„Den Greis dort führe
Zu mir empor!" — Der rasche Sklav' enteilt.
Ein flüchtiger Moment verrinnt und Nero
Sieht wieder sich dem Düstren gegenüber,
In dessen Aug' kein Sterblicher als er
Mit Ruhe blickt.
„Du hast mich einmal schon",
So spricht er, „mit verwegner Redekunst
Und einem kleinen Zauberstück ergötzt.
Willst du noch einmal mir zu Willen sein?
Verstehst du dich vielleicht ein wenig auch
Auf Nekromantik? Sieh, es lüstet mich
Zu *schaudern*, und die Erde hat nichts mehr,
Wovor ich schaudern könnte; nur der Hades
Umschließt ein Weib, des Anblick mich noch einmal
Aufrütteln könnt' im Tiefsten meiner Seele . . .
Ich *will's* — die dumpfe Ruh langweilt unsäglich!
Dies Weib ist *Agrippina*. Kannst du sie
Heraufbeschwören aus dem dunklen Reich?"
Der Greis erwidert: „Nicht vergebens kam ich.
Seit wen'gen Tagen lebt in Romas Mauern
Ein Magus aus Ägypten, hochberühmt.
Er nennt sich Apollonius von Tyana:
Der ruft dir jedes Schattenbild herauf
Vom Orkus, das dein Herz ersehnt!" —
„Wohlan!
Führ' mich an seine Schwelle! *Diese Nacht noch*
Will ich's erproben! Bist du wohl bereit?"
„*Ich bin es, folge mir!*" — — —

Im mitternächtlich einsamen Gemach,
Dem hochgewölbt-gruftartig-fensterlosen,
Das keinen Blick hat für die Außenwelt,
Nein, ganz in sich gekehrt ist wie das Aug'
Des tief Entschlummerten — da brütend sitzt
Der Nekromant beim Schein der Naphthalampen,
Die einen düster-fahlen Schimmer werfen
Auf seltsam schauerlich Gerät. Es glotzen
Ägypt'sche Götterbilder von den Wänden
In tierisch-menschlicher Gestalt: Bubastis
Und Horus, Thyphon, Isis und Osiris.
Dazwischen schlingen Zaubercharaktere
Sich an den Wänden hin wie kriechendes
Gewürm. Auf ragenden Gestellen gleißen
Metallne Spiegel, Urnen voll von Asche
Und Totenbeinen — andere Behälter,
Von Zauberkräutern voll. Da, siehe, steht
Ein menschliches Geripp' und drüber hängt
Ein toter Rabe; hier liegt hingestreckt
Ein ausgestopftes Krokodil; hier Köpfe
Von Hunden und vom Sperber und vom Ibis.
Da starrt ein toter Luchs und eine tote
Hyäne mit verglasten Augen. Atmet
Kein Leben unter all dem Moder? Doch —
Da, siehe, knurrt ein schwarzer Hund zu Füßen
Des Magiers: unheimlich wie vom Hund
Der Hekate ein Zwillingsbruder; hier
Wälzt eine lange gelbe Schlange sich
In glatten Windungen durch das Gemach,
Mit roten Augen gräßlich funkelnd; dort
Im Winkel lauert eine riesige
Giftkröte mit weit vorgequollnen Augen
Und offnem Schlund, in den, vom schnöden Odem
Des Scheusals wie betäubt, die Mäuse laufen.
Der Nekromant sitzt tief in sich versunken.
Vom alten Totenlande kam er her,
Vom uralt-heil'gen Totenland Ägypten,
Des Glanz nun untergeht. Im üpp'gen Rom,
Wo Lebenslust in wilder Woge schäumt,
Da steht der dunkle Wanderer vom Nil

Gleichwie ein Todesbote. Dunkelglutend
Aufblitzt im Auge dieses Magiers
Das myst'sche Licht des Orients, das immer
In mattgedämpftem Strahl nur Bahn sich bricht
Ins Abendland, ins kalte, nüchterne.
Doch schon auf leisen Sohlen naht die Zeit
(Das Aug' verspricht's, das glüh'nde, dieses Mannes),
Wo einen vollern Strom von seinem Licht
Siegreich das Morgenland aussenden wird,
Die ganze Völkerwelt des Okzidents
Versammelt wird zu einem neuen Kult.
Weltumgestaltende Gedanken glühn,
Auf braunen, schwarzumlockten Denkerstirnen
Am lybischen Gestad' und in Judäa.
Aus Thaumaturgen und Theurgen gehn,
Vorboten einer neuen Zeit, die Männer
Vom Nil und von Chaldäa durch die Welt.
Und jene myst'sche Denkerglut, sie ruht
Auch auf der Stirn des Apollonius:
Nach Rom gewandert kam er und vernahm
Hohnlächelnd, wie sich Nero brüstete
Mit Allmacht — ha, vermag der auch die Geister
Zu zwingen und die Hölle? Nimmermehr!
Doch Apollonius vermag's. Ihm ist genaht
Zu wiederholten Malen schon ein düstrer,
Geheimnisvoller Greis, der ihn ermuntert,
Mit aller Zauberkraft sich auszurüsten
Zu einem großen Geisterzauberwerk —
Denn einen Nero gelt' es zu beschämen . . .
Wie Apollonius nun aus tiefen Sinnen
Sein Haupt erhebt, da, siehe, steht vor ihm
Derselbe düstre, wundersame Greis.
Es wechseln nur ein flüchtig Wort die beiden
Geheimnisvoll — dann führt der Alte schweigend
Den Herrscher Roms ins dämmrige Gemach
Des Nekromanten.
Nero spricht: „Bist du's,
Dem zaubrische Gewalt gegeben ist
Und der herauf vom Hades zwingt die Toten?"
„Nicht bloß die Toten zwing' ich, Imperator!

Dämonen auch gehorchen meinem Wink
Nach den Gesetzen orphischer Magie —
Und selbst die hohen Götter zwingt mein Wille;
Denn echter Wille ist Magie, ist Allmacht!"
„So denk' auch ich! — Doch willst du mir beweisen,
Daß deine Willensmacht die Macht des Nero
Noch überragt durch mystisch-dunkle Kunst,
So schließe mir des Orkus Pforten auf
Und bringe mir vor Augen Agrippina!"
Der Zaubrer spricht: „Ich bin's, der es vermag!"
Und er versenkt den dunklen Blick zuerst
Tief in geheime Zeichen, myst'sche Rollen,
In Hieroglyphentafeln, zu erspähn
Den günst'gen Augenblick. Dann wirft er Rauchwerk
In glüh'nde Pfannen, draus in lichten Qualmen
Berauschendes Gedüft emporwallt; seltsam
Gestaltet ragen auf grotesken Säulen
Die Lampen, die durchs weiße Rauchgewölk
In dunkelrotem Scheine düster brennen.
Dann vom Gestell herab holt Zauberkräuter
Der Nekromant, vollsaftige, gepflückt
Am Pontus und am Nil mit eh'rner Sichel
In Mitternächten: weißen Asphodill,
Osiriskraut, Verben' und Akonit.
Inzwischen sieht, halb spöttisch lächelnd, Nero
In dem Gemach sich um, sein Auge fällt
In einen blinkenden metallnen Spiegel:
Da sieht ihm grau'nhaft grinsend plötzlich über
Die Schulter ein Gesicht, noch spöttischer
Als seins — er prallt zurück, in Eile stürzt
Und wie ergrimmt, der Nekromant herbei
Und deckt mit einem Tuch die Spiegelfläche.
Dann hebt er einen Stein des Bodens aus
Und schlachtet über der entblößten Stelle
Den Mächten des Avern ein schwarzes Lamm
Und läßt, geheime Zaubersprüche murmelnd,
Den frischen Blutstrom in die Erde rinnen.
Es schleicht der Hund heran, die warme Feuchte
Zu lecken; doch der Zaubrer stößt zurück ihn,
Daß er sich heulend in den Winkel schmiegt.

Der Blutdampf steigt empor. Auffängt vom Blut
Ein Weniges der Magier in der Schale
Und drei gemeßne Tropfen läßt er fallen
In einen Kelch voll schäumend duft'gen Tranks,
Den er dem Nero reicht, um dran zu nippen.
Vom Reste sprengt er hierhin, dorthin, murmelnd,
Das Blut des Lamms in Tropfen aus der Schale —
Und sieh, wohin solch roter Tropfen taut,
Erwacht bei jener Pfannen brodelndem
Gequalm und beim unheimlichen Geflacker
Der Lampen und bei fremder Töne Klang,
Die wie aus weiter Ferne schaurig wehn,
Mit einem Mal ein seltsam Leben: Totes
Regt sich gespensterhaft:
Des toten Luchses Augen und der toten
Hyäne fangen plötzlich an zu funkeln
Und ihre Nasenlöcher dehnen sich
Wie lüstern, um den Blutdampf einzusaugen.
Der Rabe, hängend über dem Skelett,
Hebt mit den Flügeln mählich an zu schlagen
Und hackt den Schnabel ein ins Knochenwerk,
Ins dürre, das mit Fleisch sich zu bekleiden
Und leis' in Schmerzen aufzuächzen scheint.
Das Krokodil sperrt seinen Rachen auf
Und eine feu'rgeschwänzte Ratte läuft
Daraus hervor mit einem Flatterschwarm
Von Eulen und von Fledermäusen, die
Sich schwirrend, wispernd ringsumher verbreiten.
Noch wandelt durchs Gemach der Nekromant,
Sprengt hierhin, dorthin Tropfen von der Schale.
Da fällt ein Tropfen gegen seinen Willen
In eine jener eh'rnen Zauberurnen,
Drin Totenbein und Totenasche liegt.
Aufzischen aus der grauen Asche Flämmchen
Und draus empor, sieh, taucht ein bleiches Haupt,
Mit festgeschloßnen Augen; zitternd stürzt
Und unmutglühend rasch der Nekromant
Herbei und drückt mit eh'rnem Deckel
Die Grau'nerscheinung in den Aschenkrug.
Nun regen ihr Gefieder auch die Sperber

Und flattern im Gemache hin und her;
Doch über ihr Gekrächz' ergrimmt die Kröte,
Ergrimmt das Krokodil, die gelbe Schlange,
Bald durcheinander schnaubt's und schwirrt und schnappt,
Es geht ein Sausen durch die Luft, dazwischen
Klingt's wie Geächz' und Weinen, wie der Skylla
Gebell, wie Meergeräusch und Sturmgebraus.
Der schwarze Hund mischt in der Tiere Streit
Sich wütend ein, die Schlange zischt und schäumt,
Die Kröte spritzt um sich mit schwarzem Gift,
Der Magier sammelt unter Zaubersprüchen
Den weißen Schaum von dem Gebiß des Hundes,
Der Schlange Geifer und der Kröte Gift
Und mischt's am Boden in die rauchende
Blutlache, drein er auch die Zauberkräuter
Geworfen hat . . .
                                        Hei, toller stets und toller
Braust die gespenst'ge Meute durcheinander.
Nero erblaßt entsetzt und will der Schlange,
Der feueräugigen, die nach ihm züngelt,
Den Kopf zertreten; da geht wilder noch
Durchs Haus ein Brausen und ein Todesächzen.
Die Erde bebt. Gespenster grinsen tanzend
Und Memphis' Götter mischen in den schnöden
Gestaltungen mit Hund- und Vogelköpfen
Von dem Gestell herab sich in den Reigen.
Nun aber in den zaubertollen Wirbel
Des grausen, wild entfesselten Gezüchts
Ruft plötzlich ernst und klar der Nekromant
Gebietrisch ein geheimnisvolles Wort —
Da schwindet und versinkt das stygische
Gesindel allzusamt, das Zauberwesen
Verhallt, verflattert; süßer Veilchenduft
Verbreitet sich, ein lichter Purpurschein
Durchquillt den Raum und aus dem weißen Rauch
Vom Hintergrund der hohen Halle her
Naht plötzlich, sieh, mit Zügen, bleich, doch süß,
Von Purpurschein umflossen, hold umkränzt
Von Lilien und Asphodill,
Geschloßnen Auges schwebend Agrippina . . .

Ja, das ist Agrippina, wie sie reizvoll
Im Reigen der Lebendigen geschwebt —
Nur zarter ist ihr Leib, ätherischer,
Aus Mondesduft und Rosenglanz gewoben,
Verjüngten Reizes, wie sie wohl als Jungfrau
Im zarten Alter blühen mochte; still
Hinschwebt sie wie ein süßer Traumgedanke,
So sinnbestrickend hold — nur bleich, sehr bleich.
Und bei dem Anblick geht durchs Herz des Nero
Ein wild Gemisch von Lust und Schauder — siegend
Durch alten Groll und neues Grauen bricht
Hervor ein unermeßlich tiefes Sehnen
Aus seiner Brust und durch den wüsten Abgrund
Im Busen dieses Übermenschen zuckt
Zum ersten, letztenmal der Strahl der Liebe
Mit ihrer ganzen, vollen Himmelslust,
Mit ihrem ungeheuren Todesschmerz.
Kein Wort ermißt das Unbeschreibliche,
Das sich vollzieht in diesem Augenblick
In Neros Herz — er will die Hohe fassen
Bei ihrer Lilienhand — doch sie gehört
Dem Hades an und zwischen ihn und sie
Wälzt Zeit und Ewigkeit und Schicksal sich,
Wie endlos schwarzes Nachtgewölk — sie weicht,
Verschwebt, zerfließt gemach im Hintergrund.
Doch Nero starrt noch immer auf die Stelle
Und wieder sieht er Agrippina — doch
Er sieht kein Blendwerk mehr, er sieht sie anders,
Als sie der Nekromant ihm zeigen will;
Er sieht sie, wie beim Bacchanal sie ihm
Erschien als Roma, nur unsäglich ernst,
Mit Mienen, trauervoll, mit welken Kränzen,
Die wirr, zerrissen, niederhängen — dann,
Wie ihm das Bild aufs neue näher schwebt,
Verwandelt sich's ihm wechselnd allgemach
In jene königliche Agrippina,
Die todeskalt in Gold- und Purpurzier
Das Meer an seine Schwelle warf und die
Wie eine sturmgebrochne Palme lag
In seinem Atrium. So schwebt sie langsam

An ihm vorüber, schlägt die Augen auf
Und blickt ihn an mit grassem, totem Blick,
Der ihn entsetzt. Er sieht sie wieder nur
Als Muttermörder — Grausen faßt ihn — Schweiß
Tritt auf die Stirn ihm und mit Augen, weit
Hervorgeqnollen, sieht er auf das Schreckbild
Der eignen Phantasie, das schauerlicher
Als alles Zauberwerk des Nekromanten
Ihn foltert. Doch — ist Agrippina nicht
Allein? Ha sieh! Wer ist's denn wohl,
Der hinter ihr am tiefverstörten Antlitz
Des Nero still vorüberschwebt? Es ist
Der Schatten des Britannicus: die Flecken
An seinem nackten Leib, wie sie das Gift
Hervorgetrieben, sieh, sind überstrichen
Mit weißem Gips: so tat es Tigellin,
Daß nicht Verräter sie des Gifttranks würden
Am Leichnam des von ihm Gemordeten.
Und da — da, siehe, schwebt ein bleiches Paar
Von Jungfrau'n still vorüber, schlummerfest=
Geschloßnen Aug's — o wie verschieden ganz
An Mienen und Gestalt: Actäa hier.
Die frische Mädchenblüte, in den Schlamm
Gestampft vom Tanzschritt der Bacchanten — dort
Die ernste Christenjungfrau, sie, die Hehre,
Die Nero noch dem wilden Todesrachen
Entreißen wollt' zu lüstern=frevlem Spiel.
Und ha, wer ist der Schwarze dort, die schnöde,
Hohngrinsende Gestalt im Leichentuch,
Mit einer Viper um den Arm? Und wer
Ist die Silensgestalt, die aufgedunsne,
Die sich von einer der ägyptischen
Gottheiten borgt die wunderlichste Larve,
Und drin mit tollen Sprüngen grimassiert?
Und wer sind all die andern Schreckgebilde,
Die aus dem Grund der Erde mählich wachsen
Und grinsend vor den bleichen Nero treten?
's ist eine ganze Geisterkarawane:
Es schlingt um ihn sich her der Schwebereigen
Und das Gemach erweitert endlos sich

Zum Wüstenplan um ihn, draus er die Städte
Hinweggebraunt, die Völker weggetilgt.
Und die Gespenster des Gewesenen
Umkreisen ihn — der Schauder schüttelt ihn;
Nicht grausenvoller, nicht vernichteter
Stand in dem Kreis der Furien Orest,
Die ihn umdrängten mit den Flammenaugen,
Die ihn zerfleischten mit den Schlangengeißeln,
Als jetzt in diesem Reigen Nero steht . . .
„Ha," ruft er, während sich die Haare sträuben
Auf seinem Haupt — „schickt der Avernus denn
Mir alle seine Toten jetzt herauf?
So schlingst du, Schauder, Riesenschlange, mir
Die Kettenglieder um den Leib und schnürst
Die Brust zermalmend mir zusammen? Ha!
In meinem Innersten bäumt etwas noch
Sich gegen dich mit letzten Kräften auf!
Doch die Natur versagt den Kampf. So brich
Zusammen, Sohn des Staubs, armsel'ger Leib!"
Und das Entsetzen, gleich als wollt' es sich
Erbarmen seines Opfers, faßt ihn an
Und wirft ihn hin. Er stürzt, sein Aug' erlischt,
Wohltätige Besinnungslosigkeit
Umfängt ihn.
Über den Gebrochnen beugt
Der düstre Greis sich, wie ein Rachedämon
Sich über todeswunde Opfer beugt.
Zum Nekromanten ernst gewendet spricht er:
„Die ewige Natur, sie hat gesiegt:
Die kühnsten Geister, die aus ihrem Zentrum
Hinausgestürmt, hascht mit demantner Angel
Aus dunkler Tiefe sie geheimnisvoll.
Er ist gebrochen, ist gebeugt, beschämt,
Wenn auch auf Augenblicke nur . . . Laß ihn
Das Haupt auch immer wieder stolz erheben:
Viel tiefer trägt in sich, als sie es meint,
Den Wurm die stolze Zeder, den ich ihr
Ins Mark gepflanzt; langsam, doch sicher geht
Das ewige Verhängnis seinen Gang.
Der Menschensohn, der schicksallos sich glaubt,

Ihn blickt der Genius der Menschheit schon
Mitleid'gen Auges an und sieht die Stunde
Beflügelt nahn, die sein Geschick erfüllt."

Sechster Gesang.

Ahasver.

Erwacht aus todesähnlicher Erstarrung,
In die das Grausen ihn geworfen, findet
In seines goldnen Hauses Prunkgemächern
Sich Nero wieder. Wie aus tiefem Traum, so lebhaft,
So tief in Leib und Seele durcherlebt
Mit allen Nervenfasern seines Wesens,
Daß all sein waches Dasein ihm dagegen
Als Traum erscheint. Nachzittert ihm das Grau'n
In allen Gliedern. Wand und Estrich spiegeln
In hellkristallnem Grund sein Antlitz ihm
So bleich und so verstört, daß er erschrickt.
Und doppelt ängstlich weicht sein Aug' den Flächen
Metallner Spiegel aus, als könnt' ein Schreckbild,
Wie im Gemach des Zauberers, ihm über
Die Schultern blicken — alle Hintergründe
Und Winkel des Gemaches scheinen ihm
Von Nebelbildern trächtig; ihm erscheint
Unsicher selbst der Boden, den er tritt,
Als könnt' er auftun sich und durch den Spalt
Herauf der höhnische Avernus grinsen.
Doch endlich, mit dem Fuß unwillig stampfend,
Besinnt sich Nero auf sich selbst: „Bin ich's —
Ist's Nero, der sich wie ein Knabe fürchtet
Vor Nachtgespenstern? Ei, nun seh' ich wohl,
Was es bedeuten will, ein Erdensohn
Zu sein, geboren aus des Weibes Schoß!
Wie auch der Mensch sich mag als Gott empfinden
Und trotzig stolz sich auf sich selber stellen,
Nie ganz durchschnitten wird die Nabelschnur,
Die ihn als Kreatur dem Schoß der Mutter

Natur geheim verknüpft. Der freiste Geist
Löst nie sein Leibliches aus dem Verband
Des allgemeinen so, daß es sein Werkzeug,
Sein Glied nur wäre — nicht auf Augenblicke
Ihn selbst mit sich hinabzuziehn vermöchte
In stürmischer Empfindung Wirbelflut!
Auf Augenblicke! Denn es schwimmt zuletzt
Der freie Geist doch immer wieder oben,
Gleich einem Kork, geschleudert in die Flut.
Nie kannst du ganz, Natur, mein Ich ersticken —
Doch ich muß freilich dich auch gelten lassen:
Ich muß es zugestehn, daß gegenüber
Der Macht des Geists sich eine zweite stellt,
Die der Natur — vielleicht noch eine dritte?
Vielleicht das Schicksal?" . . .
Während Nero fragt,
Tritt schon ein Bote dieser dritten Macht,
Tritt schon ein düstrer Schicksalsbote, Burrus,
Im Morgengrau'n zu Nero ins Gemach.
Die Unglücksbotschaft, die sein Antlitz bringt,
Bestätigt bald der Lippe hastig Wort:
„Soeben künden schweißbetriefte Boten,
O Herr, daß Vindex mit den gall'schen Meutrern
Zurückgeworfen deine Legionen
Und Rom sich nähert, eilig, unaufhaltsam."
„Ei sieh," spricht Nero, „würd'ger konnte nicht
Ablösen diese Nacht ein Unglücksmorgen!
Ist dies das Schlummerlied, mit dem du mich
Zu wiegen denkst in süß-wohltät'gen Schlaf
Nach einer schnöd' durchwachten Schreckensnacht?"
„Zu wichtig, Herr, zu eileheischend war
Des Augenblickes Not. Der Sieg des Vindex,
Der Deinen Flucht, der Römer Wankelmut,
Gönnt nicht Verzögrung mehr dem Aufgebot
Der letzten Kraft. Ganz Rom verschlingt begierig
Des Meutrers aufruhrschnaubende Edikte,
In denen er der Herrschaft dich verlustig
Erklärt und Galba auf den Schild erhebt.
Maßlos ist, Herr, des Vindex' Übermut:
Er lästert und beschimpft in den Edikten

Dein Haupt und fügt zur Lästerung den Spott:
Nicht Nero mehr, Aënobarbus nennt
Er dich und" — „Nun?" — „Kaum wag' ich's auszusprechen!"
„Ich will es, sprich!" — „Er schmäht verächtlich, keck,
Die schönsten Kronen deines Ruhms begeifernd,
Dich einen Histrionen, Zitherspieler,
Stimmlosen Sänger, Stümper auf der Harfe —"
Das Antlitz dunkelrot erglüht, fragt Nero hastig:
„Antwortet nicht ganz Rom, wenn es sie liest,
Auf solche Schmähungen mit Hohngelächter?"
„O Herr, die Römer schwören stets zum Sieger:
Neu wärmt man alte Blutgeschichten auf,
Laut wird gesprochen, was man sonst geflüstert.
Selbst der gemeine Haufe, der dich einst
Vergötterte, weil seine Schaulust du
Befriedigt, wie's vor dir kein Kaiser tat,
Er wagt sich jetzt an dich mit spitzen Zungen,
Weil bei der großen Hungersnot vor kurzem
In Alexandrien die Schiffe du,
Statt mit Getreide für den Pöbel Roms,
Mit Sand beladen ließt für deine Ringer.
Mit Schmähungen und frechen Lästerzeichen
Beschreibt man deine Statuen und offen
Tritt eine langverhaltne Bitterkeit
In gräßlichen Verwünschungen hervor."
„Ausreißen werd' ich", ruft der grimme Nero,
„Die frechen Lästerzungen! Alle Führer
Des Heers und die Prokonsuln der Provinzen,
Die sich bisher empört, sie sollen's büßen
Mit ihrem Blute mir und müßt' ich sie
Durch Meuchelmörder aus dem Wege räumen.
Die Länder geb' ich Preis der Plünderung:
Und so durch Beute mir das Heer verpflichtend,
Verpflicht' ich durch den Schrecken mir die Länder.
Und den Senat, o, diese feile Schar
Von Schlemmern, — seh' ich Haares Breite nur
Sie schwanken nach des Galba Seite hin,
Vergift' ich sie, die Schurken, allzusammen
An meiner Tafel. Und wenn Pöbeltrotz

Mich reizt, so laß ich los die wilden Tiere —
Und wenn ich anders nicht das Schicksal zwinge,
So fach' ich alte Brände wieder an
Und überliefere dem Flammentod
Die Stadt und die Bewohner und — mich selbst.
Nun eile hin und ruf' mir unter Waffen,
Was Rom noch birgt von kampfestücht'ger Mannschaft
Und melde den prätorischen Kohorten,
Daß ich, noch eh' die Stunde ganz verrinnt,
Mich selbst an ihrer Spitze den Rebellen
Entgegenwerfe; doch vor allem laß
Durch eil'ge Boten rasch zu mir entbieten
Die Häupter des Senats — von ihren Lagern,
Aus ihren Morgenträumen laß sie reißen!
Sein Haupt verwirkt, wer zögert . . ."

Rasch enteilt

Auf Neros Wink der Satellit' und eh'
Der Morgenstrahl noch Albas grüne Berge
Beglänzt mit vollem Licht, umschließt die Halle
Vor dem Gemach, wo Nero sinnend ruht,
Die aus dem Morgentraum gerißnen Gäste,
Die Väter Roms, die Männer des Senats.
Da harren sie mit den verschlafnen Augen,
Den feisten Angesichtern, drauf der Schweiß
Des Schlafs nach halbdurchschwelgter Nacht noch glänzt.
Der ein' und andre flüstert von der Wendung,
Der drohenden, die Galbas Sache nimmt —
Die neuste Wendung kennen sie noch kaum —
Dann aber von der leid'gen Politik
Abspringend, denn sie kümmert Politik
Nur halb — was tut's zur Sache, wie sich nennt
Der Cäsar, der jeweilig sich in Rom
Nach unverbrüchlichem Cäsarenbrauch
Mit Mord und Brand und Schwelgerei vergnügt?
So wenden sie sich denn schier unwillkürlich,
Schier unbewußt, den Alltagsdingen zu,
Mit denen seit Tiber das Römervolk
Am liebsten sich die Zeit verkürzt. Sie sprechen
Von Zirkusspielen, Gladiatorkämpfen,
Von Tänzerinnen und von Pantomimen,

Von Flötenbläsern und Equilibristen;
Für diesen, jenen wird Partei genommen
Und nicht für Nero und für Galba, nein,
Für diesen oder jenen Zirkuskämpfer
Drohn des Senats ehrwürd'ge Häupter jetzt
Sich lebhaft eifernd in Partei'n zu spalten . .
Und Nero blickt vom Grunde des Gemachs,
Er selbst noch unbemerkt, still auf die Gruppe,
Die seiner wartet in der goldnen Halle.
Und bei dem Anblick wacht in seiner Brust
Die ganze bittre Laune wieder auf.
„Da sind sie," ruft er, „diese Abderiten
Mit Römerköpfen, diese zahmen Löwen,
Zu Katzen und Eichhörnchen eingeschrumpft,
Die Krokodile, als Lazerten schwänzelnd,
Die Boaschlangen, die wie Regenwürmer
Sich treten lassen! Ja, da sind die Männer,
Mit denen ich das alte Römertum
Herstellen sollte für den Seneka,
Bei denen ich ein güt'ger Cäsar bleiben,
Mit denen ich als Herrscher Großes tun,
Die Welt erobern sollt' — und was noch sonst?
Das sind die Weichlinge, die, wenn sie angeln,
Auf Purpurpolstern ruhn, das sind die schnöden
Dickbäuche, denen beim Gelag, dem heißen,
Die Sklavin mit dem Fächer und der Knabe
Mit einem Myrtenzweige Kühlung zuweht
Und aufs Geschnalz des Fingers der Eunuch
Den goldnen Pißtopf reicht . . .
Ha, die, die Männer
Soll ich im Ernste zu Beratern haben?
Vor diesen schnöden Wichten sollte Nero
Sich schwach und ängstlich zeigen? Nein, von diesen
Hab' ich in solcher Stunde nichts zu hoffen!
Die Köpfe zählen nichts im Rat des Schicksals:
Sie gehn von einer Hand zur andern nur
Wie Münzen, nein, wie Rechenpfennige!
Ja, ja, wir Spieler um die Weltherrschaft,
Wir rechnen zwar mit ihnen, doch sie selbst
Sind wertlos Blech . . ."

Mit heitrer Göttermiene,
So stolz, so apollinisch=hehr wie sonst,
Tritt Nero plötzlich in den dichten Kreis
Der Senatoren in den goldnen Saal.
Sie grüßen tiefgebeugt den Nahenden
Und harren seines Wortes. „Wißt ihr wohl,“
Beginnt er, „warum ich so früh euch heut'
Entbot?“ — Sie schweigen. „Ahnt ihr's?“ wiederholt er.
„Kam etwa neue Post“, versetzt der eine
„Vom Kriegeslager, von dem Nahn des Vindex?“
„Was Vindex!“ ruft verächtlich lächelnd Nero.
„Ich denke nicht an Vindex, fürchte nichts
Von Vindex, dessen abgeschlagnes Haupt
Ihr kläglich bald gespießt erblicken sollt
Am Tore meines goldnen Hauses. Nein!
Um so geringen Grund hätt' ich euch nie
Gerissen aus dem besten Morgentraum,
Ehrwürd'ge Väter Roms!
's ist eine Freudenpost, die ich euch künde!
Wißt, daß in dieser Nacht nach langem Sinnen
Ich siegreich endlich ein Problem gelöst,
Das mich seit langer, langer Zeit im stillen
Beschäftigt hat. Ihr kennt die Wasserorgel
Und kennt den unvollkommnen Zustand auch,
In dem dies Instrument sich stets befand
Und welcher Musenfreunden, mir vor allen,
Ein Greuel war. Ihr wißt, mein Geist ergeht
Sich spielend im Bereiche mancher Kunst
Und selber mit mechanischen Versuchen
Hab' ich mich immer gern ergötzt. Nun denkt!
In dieser Nacht — es floh der Schlaf mich eben —
Da sinn' ich hin und her und her und hin,
Und so zuletzt nach langem Kopfzerbrechen
Wird endlich aus den bunt sich kreuzenden,
Chaotischen Gedankenwindungen
Mir klar ein wundervoller Mechanismus,
Der unsre alte schlichte Wasserorgel
Zum herrlichsten der Instrumente wandelt.
Vor Freuden ob der glücklichen Entdeckung
Harrt' ich des Morgengrau'ns mit Ungeduld

Und bei dem ersten Strahle drängt es mich,
Euch mitzuteilen diese wicht'ge Botschaft,
Daß sich mit mir Senat und Volk erfreue.
Kommt einmal her! Auf diesem Papyrus
Macht euch mein Rohr den neuen Mechanismus
In flücht'gen Zügen klar!" — Und die Verblüfften
Versammelt Nero zu gedrängterm Kreis
Und zeichnet ein verwickelt Räderwerk
Mit krausen Strichen auf den Papyrus,
Daß allen bald die weisen Häupter schwindeln.
„Habt ihr's gefaßt?" „O herrlich, Imperator!" —
„Nun wohl! So gehet hin, um zu verkünden
Dem Volk, was ihr vernommen; fügt hinzu,
Daß ich den Römern schon in wenig Tagen
Von wundervollen neuen Harmonien
Mit eigner Hand die Probe geben werde
Auf diesem Instrument! Von Vindex aber
Soll keiner schwatzen dürfen auf dem Markt,
Noch insgeheim — bei Todesstrafe! Geht!" —
Sich weidend an der wunderlich verblüfften
Gestalten Mien' und Haltung, lächelt Nero
Und dann entläßt er die gebückte Schar,
Die erst gewohnte Schmeichelei'n noch stammelt.
Inzwischen ist der Morgen angebrochen.
Dem ungeduld'gen Nero schleichen träg'
Die Augenblicke hin. Er zieht ein Fläschchen
Aus seiner Brust, ein goldnes Fläschchen, voll
Von tückisch-klarer Flüssigkeit und stellt's
Vor sich hin auf den Abakus. — Die Zinnen
Der Stadt glühn schon im Tagesglanz und noch
Kehrt Burrus nicht zurück? Doch endlich nun
Stürzt er herein und bringt die Schreckenskunde:
„Die Meutrer stehn vor Rom! Die Legionen
Der Stadt und die Prätorianer selbst
Sind abgefallen und ‚Hoch Galba!' donnert's
Durch ihre Reihn und nur ein Echo ist
Dies Wort vom gestern schon erschollnen Ruf
Der Flotte, die vor Ostia geankert.
Der Legionen Treubruch und der Flotte
Macht Widerstand zur Fabel und die Stadt

Ist Galbas. Aus dem zitternden Senat
Ist Otho eben unterwegs ins Lager
Des Vindex vor der Stadt, um demutvoll
Für der Ergebung feiges Angebot
Von Galbas Feldherrn Gnade einzuhandeln;
Der Pöbel fängt vom Mund der Prätorianer
Den Ruf: ‚Es lebe Galba!‘ auf und drängt
In hellen Haufen, schreiend, sich hierher
Zum goldnen Hause, um dich einzuschließen
Und lebend dich dem Vindex auszuliefern.“
Horch! In dem Augenblicke tost es schon
Rings um den Palast her wie Sturmgeheul!
Es drängen Pöbelrotten mit Geschrei
Sich um die Tore. Bei dem Anblick stürzt
Burrus hinweg, entsetzt. Nach ruft ihm Nero
Ein donnernd „Bleib'!“ — Doch jener flüchtet, denkt
Nur mehr an sich allein. Da reißt den Dolch
Von seiner Hüfte Nero, schleudert ihn
Dem Flüchtling in den Rücken — wie ein Pfeil
Apolls trifft ihn der Stahl, er stürzt, veratmet.
Nach seinen Günstlingen nun sendet Nero,
Nach seinen Lieblingsdienern im Palast —
Sie kommen nicht. Er selber geht zu ihnen,
Doch ihrer Kammern Türen sind verschlossen.
„Bin ich allein?“ ruft Nero, „soll ich etwa
In Männerkleider stecken meine Weiber,
Und sie, bewehrt mit Amazonenschilden,
Vor meine Türen stellen?“ — Weiter schreitet
Er durch den hallenden Palast und ruft
Nach seinen Sklaven. Doch die Sklaven eilen
An ihm vorüber, achten nicht auf ihn.
Er droht, er wütet, doch sie merken's nicht.
Ohnmächtig ist sein Zorn. In Burrus' Rücken
Ließ er die Waffe stecken — kann nur drohn.
Er will mit Edelsteinen und mit Gold
Bestechen seine eignen Leute! Doch
Sie nehmen Gold und Edelsteine selbst
Aus seinen goldnen Hallen ohne Scheu.
Er kehrt zurück in sein Gemach und findet
Es ausgeplündert: selbst das goldne Fläschchen,

In welchem er das Gift verwahrte, fehlt.
Noch einmal irrt er durch das Haus und findet
Nicht einen Diener mehr — doch nein! Noch einen:
Ein Mann ist's von der kaiserlichen Wache
German'schen Stamms — mit Waffenehre grüßt
Ihn dieser noch als Kaiser und als Herrn.
Des Wackern Treu' mit Rührung fast bestaunend,
Winkt Nero: „Folge mir!" Und still gehorsam,
Gleichmütigen Gesichts, folgt der Germane.
Von ihm begleitet wendet Nero sich
Nun einem tief verborgnen Gange zu,
Der unterm Palatinus hin zuletzt
In eine abgelegne Gegend führt.
Bei einer Fackel Glanz durchschreiten sie
Die unterird'sche Finsternis und treten
Auf einsam-öder Stelle, unter Gräbern,
Am stillen menschenleeren Esquilin
Ans Tageslicht hervor. Verkleidet ist
Der kaiserliche Flüchtling, unerkennbar.
Ermüdet nun auf einem Grabdenkmal
Der Gräberstraße rasten sie. Zwei Männer,
Von Nero sprechend, tauchen auf und arglos
Gehn sie vorüber. Von bewohnteren
Stadtteilen her schallt ein verworrner Lärm.
Wohin sich wenden? Um die Stadt her liegt
Des Vindex Heer wie Feuer um den Kessel
Und in der Stadt, dem Kessel, kocht und siedet
Und braust des Aufruhrs wallende Bewegung.
Mischt nun der Himmel selbst sich in den Streit?
Sieh, finstre Wetterwolken steigen auf,
Ein Wirbelwind beginnt den Staub zu kräuseln,
Bald fängt der wilde Donner an zu rollen
Und Blitze sprühn und Regen prasselt nieder;
Es kehrt zurück die kaum entwichne Nacht.
Ha sieh, der funkelrote Blitz, er zuckt
Wie eine rote Schlange, die der Adler
Entführt hat in die Luft und die sich jetzt
In seinem Schnabel krümmt in wildem Zickzack.
Und immer tiefer nachtets, immer greller
Aufflammt der Blitze Schein und wilder krachen

Die Donner, langhin rollend, wie verdoppelt
Vom Echo des Gebirgs. Ha, all dies grause
Geleucht' der Flammen, all dies Donnerrollen,
Des Windes Brausen und der Wasser Sturz,
Sind's Stimmen des Triumphes für den Galba?
Ist's Neros Grabgesang? Verklärt die Flamme
Mit Blitzespracht und Donnerklang den jähen
Titanensturz des „Flammen-Dionysos?"
Will Neros Lieblingselement noch einmal
In seiner ganzen Herrlichkeit ihn grüßen?
Ha, warum freut er sich nicht mehr des Grußes?
Was zuckt er so verstört bei jedem Blitz,
Der plötzlich grell die Finsternis erhellt?
Nicht vor dem Blitze selbst erbebt er, nein,
Auftauchen sieht er stets im Feuerschein,
Dem jähen, zuckenden, bald hier, bald dort
Das fahle, grinsende Gesicht des Alten,
Des finstren Dämons, der ihn stets verfolgt.
Unheimlicher als je blickt heut' das Aug'
Des Greises — triumphierend zuckt ein Lächeln
Wie Hohn um seine Lippen — Neros Herz
Erglüht in Zorn — hätt' er den Dolch zur Seite,
Er stieß' ihn dem Verhaßten tief ins Herz.
„Schaff' mir hinweg das Grau'ngesicht!" so herrscht er
Dem willigen Trabanten zu, doch schon
Hat ausgeflammt der Blitzstrahl, undurchdringlich
Umhüllt die grause Finsternis sie wieder.
Es kommen Wasserbäche wild geschossen,
Und waten muß durch hochgeschwellte Lachen
Der beiden Wandrer Fuß. Durch Windesbraus
Und Regenguß und grelles Blitzgefunkel
Hineilen sie voll Grausens. Endlich bietet
Sich zum Asyl verfallnes Mauerwerk.
Ermüdet schon ist Nero, fast verschmachtet
Vor Durst in seines innern Fiebers Brand.
Gutmütig sammelt der Germane Wasser,
Wie es vom Himmel stürzt, in seinen Helm
Und reicht's dem Schmachtenden, um ihn zu laben.
„Hier sind wir sicher!" tröstet er den Herrn.
„Ja, sicher," gibt mit bittrem Lächeln der

Zur Antwort, müd' auf harten Grund sich streckend —
„So sicher, wie ein Lerchennest im Korn
Zur Erntezeit. — Horch, horch, wie's stürmt und wettert,
Wir aber sind zur Ruhe hier verdammt.
Warum so schweigsam, du mein treuer Kämpe?
Sieh, Nero ist gewöhnt an Zeitvertreib . . .
Warum bist du, der einz'ge, mir gefolgt?
Was spornte dich, den einen, auszuhalten
Bei mir getreu, als all die andern flohn?"
„Ei, Herr," versetzt befremdet der Germane,
„Steh' ich denn nicht in deinem Sold? Und ist's
Nicht Dienerpflicht, dem Herrn treu zu sein? —
„Pflicht — Treue — Mann, du sprichst in Germanismen!
Wie lang' bist du in Rom?" — „Zehn Jahr'!" Und hast
Die Treue nicht verlernt? Und folgst nun so
Mir ohne Grund, aus angestammter Treu'?
Ei, ihr Germanen seid ein wackres Volk!
Bist du nicht stolz drauf, daß du ein Germane?"
„Ich bin ein Bructerer!"
„O weh, er weiß kaum, daß er ein Germane!
Ei, sag' mir doch, indes wir rasten, Freund,
Gedenkst du nie des fernen Vaterlandes?
Wie bringt ihr dort die langen Tage hin
In euren finstern Wäldern?" — „Ei, wir jagen
Das Hochwild, Eber, Wolf und Ur und Elen
Und abends ruht man auf der Bärenhaut,
Trinkt aus dem Horn des Auerstiers, verkürzt
Auch wohl die Winternacht mit Würfelspiel."
„Wohl besser lebst du jetzt bei uns im Süden?"
„Doch jezuweilen sehn' ich mich zurück.
Wir haben nur Gesümpf und Tannenwälder
Und südwärts lockt uns oft ein Wanderdrang;
Doch seit ich leb' in Rom, da dünkt mich's oft,
Als wär's doch nirgend schöner als daheim."
„In euren Sümpfen, euren Tannenwäldern?"
„Wie schattig grünt der Wald zur Sommerszeit!
Doch schöner, mein' ich, ist er noch im Winter:
Da hängt der weiße Nebel in den Ästen,
Windbrüche hört man knirschen im Gebirg',
Und geht der Wandrer durch den Forst, da klingen

Des Eises Zapfen, schimmernd in der Sonne,
Aus allen Wipfeln wie ein Glockenspiel.
Und unterm Fuß des Wandrers kracht der Schnee.
Bei Nacht die Stürme brausen, Sterne glitzern,
Aus dem Gestrüpp zuweilen schaut ein Werwolf —
Dann schlägt man sich wohl abseits in den Busch
Und hüllt sich schaudernd tiefer in die Wildschur.
In solcher Zeit, o, da ist's wohlig ruhn
Bei dicker Tannenklötze roter Glut,
Bei Gerstentrank und Met und Liederklang." —
„Wie? habt ihr Lieder auch? Wem singt ihr sie?" —
„Den Helden und den Frau'n." — „Die Frauen gelten
Bei euch soviel?" — „Mehr als in Rom. Wir haben
Auch Seherinnen, hochgeehrt im Volk." —
„Ihr ehrt die Helden auch?" — „Wenn sie gestorben,
Erweist man ihnen hohe Grabesehren." —
„Ei, wie bestattet ihr den toten Helden?" —
„Schwert, Lanze, Schild, Trinkhörner, Rosse werden
Mit ihm verbrannt. Bei Stämmen an der See,
Da üben sie noch andre Todesfeier:
Des Helden Leib wird auf ein Schiff gesetzt,
Mit Waffen, Beute, Schätzen, prächt'ger Zier.
Man zieht die Segel auf und steckt das Schiff
In Brand und so mit hochgeschwellten Segeln
Im Glanz der Flammen fährt der tote Held
Von dannen und verbrennt auf hoher See."
„Ein seltsam Volk! (spricht Nero still bei sich),
Urkraft mit Herz und Phantasie verschwistert . . .
Damit erobert, wer da will, die Welt!"
In diesem Augenblicke zuckt ein Blitz —
Ein wilder Donnerschlag erkracht zugleich
Und das Asyl der beiden steht in Flammen.
Auftaumeln sie entsetzensbleich und tappen
Im wachsend wilden Graus der Elemente,
Die wie im Wettkampf durcheinander toben,
Sich weiter an dem öden Trümmerort.
Und wieder hat im Schein des Blitzes Nero
Aufleuchten sehn das Bild des Alten, ruhend
Auf grauem Stein, unheimlich nach ihm blickend,
Mit Augen, triumphierender als je.

„Fort, fort!“ ruft Nero, „sitzt doch wie ein Büttel
Im Nacken uns das Wetter, unerbittlich
Uns weiter scheuchend — ha, gibt's keine Stelle
Im Grund der Erde, wo ich rasten darf,
Wo ich den wüsten Braus nicht mehr vernehme
Und das verhaßte Späherangesicht
Des tollen Bettlers mich nicht mehr belästigt?“
Es schleppen pfadlos weiter sich die beiden.
Da strauchelt des Germanen Fuß — er stürzt,
Indes er nach des Himmels Wolken späht,
In eine tiefe Grube. Hier erschließt,
Nachdem er schwer bemüht sich aufgerafft,
Vor seinen Spürerblicken in der Dämmrung
Zur Höhle sich des Raumes Hintergrund.
Er ruft hinab den Nero. Beide dann
Ertasten eines schmalen Ausgangs Tür,
Die weiter führt ins unterird'sche Dunkel.
Voran kriecht der Germane, Nero folgt,
Sein eignes Los belächelnd, das ihn zwingt,
Auf Vieren jetzt zu kriechen, ihn, den Gott.
„Weiß ich doch selber nicht, wovor ich fliehe,“
So spricht er zu sich selbst; „vielleicht vorm Leben?
Vorm Tode wahrlich nicht — dünkt doch das Dasein
Mich nur mehr ein zerfloßner wüster Traum!“
Die Donner krachen in der Ferne noch
Und wie ein wildes Tier, das sie verfolgt,
Brüllt hinterm Flüchtlingspaar das Ungewitter.
Doch plötzlich, sieh, wie von der Oberfläche
Der sturmgepeitschten Wasser in die Tiefe
Tritonen tauchen mögen auf den Grund
Des Meeres, in kristallne Zaubergrotten,
Wo süßer Friede winkt, indes hoch oben
Die Wogen rollen und die Stürme brausen —
Von all der Wirrsal klingt kein Ton hinab —
So plötzlich, sieh, umgibt das angstgehetzte,
Das müde Paar, dem von des Wetters Brausen
Das Ohr noch gellt, ein wunderbarer Ort,
Ein Ort voll still-erhabnen Götterfriedens,
Geheimnisvoll erhellt von einer Ampel,
Die von des Raumes Decke niederhängt.

Und kleinre Lichter reihn symmetrisch sich
Um eine hochgebühnte Stelle her,
Wie Sternchen schwebend in der Dunkelheit,
Verbreitend einen milden Dämmerschein,
Der das Gemüt mit hehrem Schauer füllt.
Die hochgebühnte Stell' ist ein Altar:
Davor ein würd'ger Greis in priesterlichem
Gewande, flüsternd, mystischen Gebrauch
Vollziehend; ringsum kniend ernste, bleiche
Gestalten, Häupter, andachtsvoll geneigt . . .
  In diesen heilig stillen Friedensraum
Tritt plötzlich jetzt der düstre Flüchtling Nero.
So mitten unter einen Taubenschwarm
Mag pfeilgetroffen aus den Lüften fallen
Ein Ar, ohnmächtig, doch noch Grau'n erweckend.
Aufblickt der Beter Schar und von den Lippen
Bebt unwillkürlich als ein Schreckenslaut
Der Name Nero!
                    Finster kreist der Blick
Des Düstren rings und haftet am Altar,
Wo ihm sich zeigt ein wundersames Bild:
Ein edel Menschenbild, ans Kreuz geschlagen,
Mit einem Dornenkranz ums bleiche Haupt.
Und Nero denkt der Kunde, die vorlängst
Durch Tigellin ihm ward vom Gott der Christen . . .
„Wenn ich das Leben liebte, müßt' ich nun
Vielleicht erzittern (spricht er bei sich selbst);
Denn wie in eine Löwenhöhle fiel
Ich unter meine schlimmsten Feinde jetzt."
Und zu den Christen kehrt er trotzend sich,
Die ihm mit Grausen schau'n ins bleiche Antlitz:
  „Ja, Nero bin ich! und in Händen habt
Den Todfeind ihr! So rächt euch, tötet ihn!
Vollzieht das Werk — seht, meine Treuen haben
Zum Tod mir nicht einmal das Gift gelassen;
Der Mann hier ist zu ehrlich, mich zu töten,
Ich fürcht', er zittert bei dem Stoß — ei, wißt,
Der Schmach entfloh ich nur, doch nicht dem Tod:
Den such' ich. Seht, ich bin's, der eure Väter,
Der eure Brüder, Schwestern grausenhaft

Zum Fraße vor die wilden Tiere warf —
Ich bin's, der euch verfolgte, der die Brände
Des Zirkus häuft' auf Petrus und auf Paulus...
So rächt euch denn, ihr Männer, tötet mich!"
Da wendet vom Altar der greise Priester
Zu Nero sich und spricht: „Wir töten nicht,
Wir rächen uns am Feinde nicht, wir lieben
Den Feind auch — unser heiligstes Gebot
Ist Liebe!" — „Liebe? Welch verhaßtes Wort
Sprichst du mir da? Habt ihr so großen Vorrat
Von Dingen, die so selten in der Welt,
So einzig, fabelhaft sind wie der Phönix?
O Schwärmer, eitle Toren, wißt, erkundet
Hab' ich, wie keiner sonst, das schreckliche
Geheimnis, daß es keine Liebe gibt!
Ich liebte nicht und wurde nicht geliebt
Und war doch Nero, war der Herr der Erde!"
„Du fandst auch das nicht, was du Liebe nennst?
Unseliger, du stelltest dich zu hoch
Und alles andre stelltest du zu tief —
So blieb denn endlich nichts mehr über dir,
Zu dem du liebend, sehnend blicken konntest:
Denn über uns muß sein, wonach in Liebe
Wir trachten sollen — ewig sieht die Sehnsucht
Nur über sich, nie unter sich ihr Ziel!"
„Und so wird alle Liebe nie befriedigt!
Das Schöne wendet sich zum Schöneren,
Das Schönre aber blickt schon sehnend wieder
Empor zu einer höhern Schöne noch:
So blickt ein jeder, selber sehnend, aufwärts,
Doch nimmer abwärts zu dem Sehnenden —"
„So knüpfe denn der Sehnende sogleich
Der Sehnsucht Zauberband ans **höchste** Wesen,
Denn da nur dies nichts Höhres über sich hat,
Zu dem es sehnend aufwärts könnte blicken,
So muß sein Herz sich liebend abwärts wenden
Zu jenen, die da liebend nach ihm schau'n!
Und so ist Gott im ganzen Weltbereich
Das einz'ge Wesen, das die Lieb' erwidert,
Das einz'ge, was nicht untreu werden kann!"

„Das ist ein Evangelium der Liebe
Seltsamer Art. Ihr liebet euren Gott?
Die alten Götter wollten Opfer bloß
Und wollten nur geehrt, gefürchtet sein!“ —
„Der unsre will die Liebe, will das Herz.“
„Seid ihr gewiß, daß er euch wiederliebt?“ —
„Er stieg vom Himmel nieder, starb für uns.“ —
„Sein Bildnis ist's, das dort ich ragen seh?“ —
„Er ist's — der Gottmensch ist es, Jesus Christus.
Des Heidentums lieblose Götter schweben
In ihrer kalten Höhe eigensüchtig,
Wir aber wissen, daß das Göttliche
Heruntersteigt von seiner Himmelshöh',
Daß es verkörpert wandelt auf der Erde
Und daß es leidet, lebt und stirbt für uns!“
„Ein Gott, der leidet — seltsam! Wie Prometheus!
Ihr folgt dem Beispiel wohl und leidet gerne
Und sucht den Schmerz und stoßt die Lust von euch?“
„Es ist die Lust nicht, wie du glaubtest, Nero,
Der Schmerz nur ist es, der die Welt erlöst!“
„Ei, ihr verklärt den Schmerz euch wie die Liebe!
Des Schmerzes Wollust, in der Tat, die fehlte
In meinem goldnen Haus. Ich merk' es wohl,
Ihr seid mein übermütig Widerspiel:
Ich pred'ge Eigensucht, ihr predigt Liebe!
Ich preise den Genuß und ihr den Schmerz!
In eurem ganzen christlichen Olymp
Ist wohl kein Platz für Nero-Dionysos?“
„Vielleicht ... Siehst du den Fürsten der Dämonen,
Die Schlangenbrut mit menschlichem Gesicht,
Die wild verzerrt auf jenem Bilde dort
Sich krümmt zu Füßen eines Götterjünglings
Mit goldnem Flammenschwert?
Sein Nam' ist Luzifer — das ist der Dämon
Der Eigensucht, der stolze, der sich los
Gerissen hat vom ew'gen Liebesgrund
Und auf sich selbst gestellt, vom Göttlichen
Getrennt, einsam, unselig immerdar
Sich in der kalten finstern Tiefe wälzt —
Aufs Haupt ihm, siehe, setzt den Fuß der Seraph,

Ihm, der doch selbst ein Seraph konnte sein,
Hätt' er sich aus dem sel'gen Reich der Liebe
Hinausgestürzt nicht in die ew'ge Nacht,
Die Nacht der Selbstsucht und des Eigendünkels!'
„Mich däucht, ich habe Worte dieser Art
Gehört schon einmal in dem Brande Roms!
Hätt' ich ein Schwert, ich stieß es diesem Seraph
Ins Herz — er tritt so eitel-übermütig
Aufs Haupt des Dämons, der unselig sein mag,
In dessen schmerz-verzerrten Zügen aber
Ich eine Spur von Adel doch erblicke . . .
Doch sage mir, welch reizend Wunderbild
Von Frauenschöne leuchtet mir entgegen,
Dem düstren Schreckensbild hier gegenüber,
Umstrahlt von milder Lampe goldnem Schein —
Ein Frauenbild, das, hold bekränzt mit Rosen,
Zum Himmel lächelnd schwebt?" —
„Maria ist's,
Die heil'ge Gottesmutter, im Geleit
Der Engelknaben — ihrem Jungfrau'nschoß
Entsprang der Gottmensch — diesen ird'schen Leib
Durchleuchtete das Göttliche und zieht ihn
Zu sich empor . . .
Dort sahest du den Seraph,
Der, liebeleer, zum Dämon ward der Tiefe
Und hier siehst du die irdische Natur,
Vom Göttlichen erwählt und durch die Liebe
Begnadet, feiern ihre Himmelfahrt!
In diesem Bild zerrinnt das Irdische,
Goldwölkchen gleich, im himmlischen Azur:
Doch auf dem Bilde jenes Dämons dort
Ballt sich's zu finsteren Gewittermassen
Titanisch auf und bäumt entgegen sich
Dem milden Licht, das es ersetzen will
Durch düstres Blitzgefunkel, und ergießt,
In seinem öden Grolle sich verzehrend,
Verzweiflungs-Tränenflut in Wolkenbrüchen . . ."
Auf die geheimnisvollen Bilder lange
Blickt Nero sinnend und er spricht zuletzt:
„Ich seh's, der wunderbare Mutterschoß

Des menschlichen Gemüts ist nicht erschöpft!
Zerfällt in Staub die abgelebte Welt,
Das Menschenherz gebiert sie ewig neu:
Der Gott-Mensch hier und hier die Jungfrau-Mutter
Und hier der Dämon, der ein Seraph war:
Mit diesen neuen Worten, neuen Bildern,
Ein neues Heil verkündend, unterwerft
Die Völker ihr vielleicht, ihr Christenschwärmer!
Und eure Bilder, denk ich, werden leuchten
Im Pantheon lebend'ger Weltsymbole
Wie Venus, die dem Schaum des Meers entstieg
Und Pallas, die aus Jovis Haupte sprang.
So tauchen welterlösende Gedanken
Verkörpert fort und fort aus Schwärmerhäuptern!
Ha, ich auch wollte neue Götter schaffen:
Die morschen Throne der Olympier
Hinstürzend, stellt ich mich auf den Altar —
Doch Nero-Dionysos, er erbleicht
Vor diesen neusten Göttern. Ei, ihr Männer,
Mit eurem Gott am Kreuz, ihr traft es besser,
Was dieser Zeit geziemt. Ich wähnte, daß
Die neue Zeit mit mir beginnt und sieh —
Ich war der alten stolzer Ausgang nur!
Ich war ein Gott, doch meine Herrlichkeit,
Sie ist vorbei — glühn seh ich meines Lebens
Und meines Glücks herabgebrannte Kerzen,
Gruftlampen gleich, im letzten Flackerschein!
  Emporgeklettert auf der Wünsche Leiter
Bin ich, das Ruheziel des Glücks zu suchen.
Doch menschliche Begier hat keine Grenze,
Als die mit fester Hand der Wille steckt.
Warum verlangt' ich ein Unendliches
Vom Glücke, vom Genuß und von der Liebe?
Warum zertrümmert' ich, was mich erquickte,
Aus Ärger, daß es nicht unendlich war?
Was wollt' ich Übermenschliches? Warum
Wollt' ich nur aus dem Vollen glücklich sein?
Konnt' ich mich nicht, wie andre Menschenkinder,
Begnügen mit den Bettelpfennigen,
In denen das Geschick den Glückstribut

Uns ausmünzt? Und warum verschmäht' ich's, da
Wir kein unendlich Glück erjagen können,
Genügsam mir den ird'schen Pfad zu pflastern
Mit einer buntgestickten Mosaik
Von endlichen, bescheidnen Glücksmomenten?
Was fordern wir vom Glücke mehr als Stückwerk,
Da doch das ganze Leben und wir selbst
Nur eitel Stückwerk sind?
Ich suchte die Unendlichkeit des Glücks —
Vielleicht beginnt sie erst mit der Entsagung!
Ich suchte die Unendlichkeit des Ichs —
Vielleicht beginnt sie dort erst, wo wir uns
Des eignen Ichs entäußern! — Solches ist
Wohl eures Herzens Meinung auch, ihr Christen,
Und eurer Lehr' und Bilder tiefer Sinn?"
„Begreifst du," spricht der Priester, „daß sich hier
Ein Port des Friedens und der Ruh' dir öffnet?"
Nicht mir! Die neue Lehre wendet sich
An schlichtere Gemüter als das meine.
Ich beuge mich den neuen Göttern nicht,
Nur weichen will ich ihnen — und den Kelch
Von dem Altare hier ergreifend, seht,
Ausgieß' ich, an des Hades Schwelle stehend,
Den ew'gen Mächten ihn zur Opferspende,
Den ewigen, geheimnisvollen Mächten,
Die in den Tiefen des Gemütes thronen;
Ausgieß' ich ihn den Sternen meiner Jugend,
Der schönen Glut, die auch mein Herz geschwellt.
Ihr holden Täuschungen der Menschenseele,
Ich lebte nur, als ich in euch noch lebte!
Ich war zu groß, zu hoch für Menschenglück!
Ob's besser groß, ob's besser glücklich sein?
Ich will die dunkle Frage nicht entscheiden —
Gebrochen bin ich, todesmüd'. Den Mächten
Der Unterwelt und der Vernichtung weih' ich
Dies Dasein, dies entgötterte, dies öde . . .
Ha, gab's nicht eine Zeit, wo ich allein
Mir unerschüttert dazustehn bedünkte
Inmitten einer Welt, die rings um mich
In Glut und Trümmer sank? Und nun, nun seh' ich,

Daß ich allein zusammenbreche, während
Die Welt um mich sich neu verjüngt und neu
Zu frischem Leben wunderbar erstarkt!"
Er spricht's und von der Seite des Germanen
Reißt er das Schwert, und stößt es sich ins Herz.
Er stürzt zu Boden und ein roter Strahl
Von seinem Blut bespritzt die Heiligtümer.
Mit schreckgelähmter Zunge bebt der Christen
Gemeine schaudernd vor dem grausen Opfer,
Das auf des Altars Stufen blutend stürzt.
Da plötzlich, sieh', wie aus dem Boden wachsend,
Tritt vor das Aug', das brechende, des Nero
Ein Greis hervor und Neros irrer Blick
Erkennt den Mann, der sprach: „Es kommt die Zeit,
Wo ich in deines starren Aug's Pupille steh',
Wie jetzt im Augenstern des toten Mohren!" —
„Du, Alter," flüstert Nero noch, „ja, du
Gewannst die Wette! Todessehnsucht hat
Mit Lebensdrang in mir getauscht die Rolle!"
Er spricht's und stirbt. — In seiner Kraft und Schöne
Erscheint der stolze Leib dahingestreckt
Und jener hohe, kühne Göttertrotz,
Den einst die Riesenflamme Roms verklärt,
Lebt in den toten Zügen, wie gehaun
In kalten Stein, dämonisch wieder auf.
Und wie der Cherub überm Leib des Dämons,
Hehr überm Leib des Toten ragt der Greis . . .
Doch sieh', des Cherubs Ernst, des Rächers Strenge
Schmilzt in dem ernsten, starren Angesicht
Allmählich in der Milde weichem Tau:
„Geh' ein", so ruft er, „in die heil'ge Stille
Des Todes, seine sanfte Schwing' umschatte
Dich sühnend, stolzverirrter Menschensohn! —
Des Herzens Drang durfst du nicht ausgestalten
Im Großen, Guten, Schönen, denn die Zeit
Umschnürte dich mit ihrem schnöden Bann:
So bliebst du in dich selbst zurückgedrängt;
Und Liebe — ha, das einz'ge Weib, das je
Dir liebenswert und hehr entgegentrat,
War — Agrippina und der heil'ge Strahl

Fiel in den öden Abgrund deines Ichs
Nur wie zum Hohn, nur wie ein Racheblitz! —
So schwebe hin, ein unvergänglich Bild —
Für alle Zeiten eine Graunerscheinung
Und doch im Tiefsten nur ein Spiegelbild
Des ew'gen Götterdrangs der Menschenbrust!"
So spricht der Greis. Auf ihn blickt die Gemeine
Der Christen still, der Priester frägt: „Wer bist du?
Aufrichtet sich der wildumlockte Fremdling
Und gibt zur Antwort: „Ich bin Ahasver!"
„Der Jude von Jerusalem, der Christo
Getrotzt mit keckem Wort an seiner Schwelle,
Von dem geheimnisvolle Sage meldet,
Daß er zur Sühne ewig wandern muß?"
Der Greis, sein tiefes Flammenauge rollend,
Versetzt: „Der eurem Heiland trotzte, war
Nicht bloß der Jude von Jerusalem,
Das war schon Ahasver, der ur-ur-alte,
So alt schon als die Welt: sein Barthaar war
Längst weiß wie Schnee, sein Nacken trug gebeugt
Schon eine Bürde von Jahrtausenden:
Seit Herzen schlagen auf der Erde, wandert
Schon Ahasver und ewig wird er wandern,
Solang' noch Herzen auf der Erde schlagen!
Der Jude von Jerusalem, er ist
Nur eine von den wechselnden Gestalten,
Womit ich folge den Jahrtausenden —
Die Asche längst versunkener Geschlechter
Trag' ich an meinen Schuhn als Wanderstaub . . ."
„Wer nennt dich Sohn?"
„Ich bin der Erstgeborne
Der Ungebornen, der Erschaffnen — bin
Der erste Sproß des ersten Paars. Ich war
Das erste Menschenkind — und ward der erste
Rebell — mit mir begann die Weltgeschichte,
Ich schrieb ihr erstes Blatt mit blut'gem Griffel.
Ich war's, der in die Welt den Tod gebracht,
Den unbekannten, ungeahnten Tod:
Ich schlug für ihn ein Tor durchs Herz des Bruders,
Da brach er ein und wütet seitdem fort

Und jedes Kind des Lebens ist sein Sklav'.
Und weil ich in die Welt den Tod gebracht,
Verschont er mich dafür — zum Dank, zur Strafe.
Oft rief ich ihn verzweifelnd, reuevoll,
Und er erschien, ein Scheusal, grinsend mir:
Ich bat ihn, mich hinwegzunehmen, doch
Er höhnte mich: „Dich will ich übrig lassen!
Im Wandelbaren sei das Bleibende,
Im Sterblichen sei das Unsterbliche!
Asbest im Feuer, Kork im Wasser sei,
In Lüften Flügel, Diamant im Erdreich —
Und ew'ger Pilger in der Menschenwelt!
Hoch auf des Lebens straffgespanntem Seil,
Des Todes Schlund zur Rechten und zur Linken,
Hinwandle schwindelnd und doch stürzend nie!"
So sprach der Tod und schwand vor mir. Und sieh',
Die Qual der Menschheit, die nach Ruhe strebt
Halb unbewußt, in unbestimmtem Drang,
Mir ward sie aufgeladen und ich muß
Sie mit Bewußtsein schleppen durch die Zeiten!
  Was stürmt nicht auf das ird'sche Leben ein?
Es dräut der Elemente Wut den Menschen,
Das Tier zerfleischt ihn, Wurm und Käfer stechen,
Die Blumen selber streuen Gift auf ihn:
Nur mich verschonen alle, mich allein.
Die Zeit, das Gift, das schleichende, das alle
Dahinrafft, über mich hat's nicht Gewalt.
Ich fragte nach dem Tode meine Freunde,
Die Löwen im hyrkan'schen Waldgebirg';
Sie sagten: Geh' zur giftgezähnten Schlange;
Die fürchten wir, die muß es besser wissen.
Ich ging zur Schlange, doch die Schlange sprach
Zum starken Adler wandre, meinem Feind!
Da sucht' ich auf den Aar im Felsenhorst:
Der nahm mich mit, als er zur Sonne flog
Und schüttelte mich oben ab und warf
Ins Blumental von Enna lebend mich.
  Im Wandelbaren sei das Bleibende,
Im Sterblichen sei das Unsterbliche:
So sprach's zu mir. Und meines Unglücks Trost

Blieb immer nur der Stolz, mit dem ich trotzte
Dem Wandelbaren, das ich wechselnd sah
An mir vorübergehn. Wie sollt' ich mich
Vor einem Gotte beugen? Götter kommen
Und schwinden — ewig wandert Ahasver.
Und was der wüste Nero sein gewollt,
Der Sterbliche, der Mann des bleichen Tods,
Das bin nur ich — mit schnödem Eigendünkel
Wollt' er sein zeitgebundnes Erdendasein
Aufblähen zur Unendlichkeit und sinnlos
Hat er gefrevelt an dem Bleibenden!
Er wollte sein, was nur die Menschheit selbst ist
Und ich, ihr Spiegelbild — unsterblich, göttlich!
Wie lang noch glüht sie, die geheimnisvolle,
Die unaustilgbar stille Todessehnsucht,
Die eins ist mit dem höchsten Lebensdrang
Und die durch all die Umgestaltungen
Des Menschendaseins sich hindurchringt, nie
Befriedigt, ewig trachtend nach dem letzten,
Dem unbekannten Ziel? Ja, dem Geschöpf
Ist eingeboren eine ew'ge Sehnsucht
Nach Ruhe — mag sein Seufzer diese Ruh'
Vollkommenheit, Glück, Himmel, Gott benennen!
Nach diesem letzten Ruheziele strebt
Es hin voll Unruh' — und der einzelne,
Er findet's doch im Tod; die Menschheit aber
Muß leben, streben, ringen immerdar
Und ich, ich bin's, der diese Qual der Menschheit,
Des unbefriedigt-ruhelosen Daseins,
Begleiten muß durch die Jahrtausende!
Zeitalter gibt es, trübe, wo nach neuer
Gestalt das Dasein ringt: da steigert sich
Die ruhe-sehnende Rastlosigkeit
In meiner Brust zur wilden Qual. Ich stürze
Mich in des Lebens vollste Strömung dann,
Ich fälle, was da schwankt, ich wecke, sporne,
Ans Rad der Zeit rühr' ich mit starker Hand,
Nicht hemmend, nein, beschleunigend — ich bin es,
Der den Entscheidungsaugenblick beflügelt,
Daß nicht zu lang die Wirrsal hin sich schleppe.

Denn ist vorüber solche böse Zeit
Und kommt in neuem Sein zur Ruh' die Menschheit,
Winkt freundlich mir auch eine kurze Rast,
In der ich meiner Sehnsucht fast vergesse.
Dann schlummr' ich tief in still verborgner Höhle
Und erst, wenn so Jahrhunderte verflossen,
Erwach ich wieder aus dem Schlaf, besinne
Mich auf mich selbst und mein unsterblich Dasein
Und trete aus der dunklen Höhl ans Licht,
Zu sehn, zu fragen, ob das ird'sche Leben
Noch stets nicht müde ward des ew'gen Wandels
Und stets die Weiber Kinder noch gebären?
  Solch eine kurze Ruh' nun seh' ich mir,
Ob auch noch aus der Ferne, wieder winken.
Denn eine arge Zeit sah ich vertoben
Und niederschmettern half ich den Titanen,
Der des Jahrhunderts Geist in sich zum Dämon,
Zum Ungeheuer groß gesäugt und der
Sich frevelnd auf der Menschheit Nacken stellte
Als Götterbild, solang er stand und jetzt
Im Sturz ein Riesendenkmal seiner Zeit!
  Die wilde Größe des Cäsarenalters,
Hinstürzt sie jetzt mit ihm: was nach ihm kommt,
Ist nur ein schnödes Epigonentum,
Ein klägliches, selbst nicht mehr groß genug
Zu großen Lastern. Eine neue Zeit
Sucht neue Helden sich auf neuer Stätte.
Der neugeborne Phönix Menschengeist,
Gen Norden fliegt er und in freiern Lüften
Abschüttelt er von goldner Schwinge dort
Den Aschenrest des Brandes, draus er stieg.
Hinwandr' ich, wo die junge Zukunft schon
Sich machtvoll vorbereitet in der Stille.
In deine Wälder wandr' ich, o Germane,
Und wecke die Barbarenfürsten auf,
Daß brausend sie mit ihrem Völkerzug
Wie Geier sich aufs Aas des Weltreichs stürzen.
Wenn sie die Lüfte so gereinigt, werden
Sie freudig ihrer Urkraft Bündnis schließen
Mit eurer milden Lehre und anbrechen

Wird wieder eine Zeit, wo sich das Herz
Der Menschheit hebt zu neuer Lebensfrische.
Dann will zu euch ich, o ihr Männer, kommen
Und, müde von der langen Pilgerschaft,
Will ich im Schatten eures Kreuzes mich
Hinstrecken, nicht auf ewig auszuruhn —
Zu sanfter Rast ein wenig einzuschlummern."

Epilog an die Kritiker.

(Zur zweiten Auflage.)

Was würde man von einem Schauspieler sagen, der, nachdem er eben als König im Purpurgewand ein tragisches Schicksal würdevoll erfüllt, nach dem Fallen des Vorhanges noch einmal hervortreten und sich dem Publikum gegenüber in eine Auseinandersetzung der Ideen, die ihn bei seinem Spiel geleitet, einlassen wollte? Nicht viel weniger bedenklich wäre es von einem Dichter, nachdem er kaum sein Lied zu Ende gesungen und während sein Antlitz noch im heiligen Feuer glüht, die Lyra beiseite zu stellen und sich unter die Hörer zu mischen, um ihnen eine theoretische Vorlesung über das Werk seiner Begeisterung zu halten. Dagegen wird es, wie ich glaube, dem Mimen niemand verargen, wenn er nach beendeter Vorstellung in engerer Gesellschaft, im Kreise von Freunden und Kritikern, sich durch Zustimmung oder Tadel anregen ließe, zur Motivierung seiner Auffassung einiges vorzubringen. Ganz in derselben Manier erlaubter Selbstverteidigung in engerem Kreise glaube ich als Dichter zu handeln, wenn ich die schlichten Bemerkungen, die ich hier im Anschluß an die zweite Auflage meiner Dichtung abdrucken lasse, nicht ans Publikum, sondern ausdrücklich an die Kritiker richte. In diesem engeren Kreise ist der Künstler, der Dichter ein armer Sterblicher, der keinen Nimbus zu verlieren hat. Um das größere Publikum zurückzuscheuchen, genügt vielleicht schon der abstrakte Stil einer für den Ästhetiker von Fach bestimmten Erörterung.

Aber auch eine Verständigung mit den Kritikern hat enge Schranken. Sein eigenes Wort zu erläutern ist der Dichter nun

einmal nur im geringsten Maße berufen. Er darf gewissermaßen nur negativ und defensiv verfahren . . . Sei es mir erlaubt, ein wenig weiter auszuholen.

Poetische Meisterwerke, wie Dantes „Commedia“ oder Goethes „Faust“, werden durch die vereinigte Geistesarbeit der Gelehrten im Laufe der Zeit endlich gedeutet. Dunkles wird aufgehellt, die Grundideen werden erläutert, die Beziehungen des Details ins klare gesetzt. Werke der Epigonen und der Zeitgenossen haben, schon der Anzahl wegen, in welcher sie auftreten, auf eine hingebende Vertiefung der Kritiker und Erklärer keinen Anspruch. Kann und darf nun der Autor in Person nachhelfen und das Verständnis seines Werkes dem zeitgenössischen Leser vermitteln? Ich denke, nein! Ich glaube zunächst, daß jedes echte Dichterwerk vieldeutig ist, wie ein Naturwerk; daß nur Tendenzwerke eine schroff=einseitige und, wie man zu sagen pflegt, scharf zugespitzte Bedeutung haben; daß eine künstlerische Schöpfung so geheimnisvoll=tief ist, so wenig auszuerklären, als das Leben selbst; daß daher die Frage nicht sein kann, was der Künstler oder Dichter mit Bewußtsein hineingelegt, sondern was überhaupt darin liege. Nur ersteres weiß der Dichter, über letzteres ist seine Kompetenz nicht größer als die eines andern. Er ist also so wenig als ein anderer berufen, die Bedeutung seines Werkes ein für allemal durch eine authentische Deutung zu fixiren, alle weiteren Erklärungsversuche abzuschneiden. Im Gegenteil, er wird die Erklärer ruhig gewähren lassen und seine Freude daran haben, wenn sie, vielleicht für ihn selbst überraschend, manches in abstracto entwickeln, was er nur dichterisch empfunden und instinktiv verkörpert hat.

Insbesondere könnte der Dichter in dem Falle, wenn er gewisse tiefere und, was man so nennt, philosophische Ideen und Beziehungen in sein Werk gelegt hätte, ruhig das allmählich reifende Verständnis seiner Leser erwarten. Für den Genuß und somit auch den Erfolg eines wirklich poetischen Werkes ist solch ein tieferes Verständnis — wie ich öfter habe versichern hören und nun selber glaube — nicht entscheidend.

Eins aber kann und darf den Dichter zum persönlichen Eintreten für sein Werk veranlassen: Mißverständnis des Tatsächlichen in demselben, veranlaßt durch ein leicht erklärliches Übersehen von Einzelheiten, die für den Zusammenhang der Begebenheiten wichtig sind. Das Hauptерfordernis des Verständnisses ist ja, daß über das Ganze nicht ohne gewissenhafte Kenntnisnahme aller Einzel=

heiten, über die Einzelheiten nicht ohne Hinblick auf die Idee des Ganzen geurteilt werde.

Der Notwendigkeit, zu seinem Werke früher oder später einen Epilog an die Kritiker zu schreiben, wird kaum einer entgehen, der in Deutschland einen „Ahasver" dichtet. Die Bedeutung mythischer Gestalten ist schwankend; und doch kennzeichnet man oft den Versuch des Dichters, dem Schwankenden feste Richtung zu geben, als ein Erkühnen, Feststehendes zu erschüttern. Aber wenn es bei historischen Charakteren, die doch feststehen, dem Dichter erlaubt ist, sie nach Belieben und Bedürfnis umzugestalten, warum sollte ihm dies bei den von Natur schwankenden mythischen Gestalten verwehrt sein? Der Mythus darf nicht bloß, er soll durch die Poesie fortschreitend entwickelt, mit neuem, den Anschauungen der modernen Zeit entsprechendem Leben beseelt werden. Er kann in der gemeinen Volkssage eine Bedeutung haben, die, für die Poesie und gar das Epos nicht mehr ausreichend, eine größere Vertiefung dringend fordert.

Es ist vollkommen wahr, was man gesagt hat, Ahasver sei in meiner Dichtung nicht, wie in der Sage, der ewige Jude, sondern der ewige Mensch. Aber ich denke, mit dem ewigen Juden weiß das Epos nichts anzufangen; nur den ewigen Menschen kann es brauchen. Es ist nicht ganz unmöglich, daß die so überaus lebenskräftige jüdische Rasse alle anderen Rassen überdauert; aber so lange dies Schicksal sich nicht erfüllt, so lange die Angehörigen der übrigen Rassen noch in der Mehrzahl sind, kann die Idee von der Unzerstörbarkeit des Judentums nicht eine so allgemeine, rein-menschliche und welthistorische Bedeutung haben, daß ein nicht-jüdischer Dichter es wagen dürfte, sie in einem Epos zu verherrlichen. Selbst wenn der Epiker das Judentum des Ahasver sich allmählich zum reinen Menschentum läutern ließe, so hätte er damit immer nur ein Werk von mehr jüdisch-nationalem als allgemeinem Interesse geschaffen, denn nicht für die gesamte Menschheit ist das Judentum Ausgangspunkt der Entwicklung.

Als epischer Held kann also Ahasver nur der ewige Mensch, die sinnbildliche, unsterbliche Menschheit sein. Und die Sehnsucht Ahasvers nach dem materiellen, faktischen Tode kann (als Mythe, die nun einmal etwas bedeuten muß) nichts anderes bedeuten, als die Ruhesehnsucht der Menschheit, die da ewig qualvoll ringt und strebt, während das Individuum sein Ruheziel im Tode findet. Aber sollte Ahasver wirklich die unsterbliche Menschheit bedeuten — wie

es ja bisher in der Absicht fast aller Ahasverus-Dichtungen lag, — so mußte er so alt sein als die Menschheit selbst. Darum versuchte mein Gedicht eine kühne Neuerung Es identifizierte ihn mit dem ersten Menschenkinde, mit dem Erstgebornen der Erschaffenen, mit Kain, der zum Dank und zur Strafe dafür, daß er den Tod in die Welt gebracht, von diesem verschont wird.

Ist Ahasver der ewige Mensch, nicht bloß der Jude von Jerusalem, so erhält auch sein Trotz gegen den Messias sogleich eine tiefere Bedeutung. Es ist der Trotz des in allem Wechsel Beharrenden gegen das Wechselnde, Vorübergehende, Zeitlich-Gültige, des Wesens gegen die Form. „Götter kommen und schwinden — ewig wandert Ahasver."

Insofern aber nun Ahasver die Menschheit weniger nach der aktiven Seite hin, als nach der Seite ihrer Ruhesehnsucht bedeutet, schien er mir zum ausschließlichen und tätigen Helden eines Epos weniger geeignet. Die Sage gibt auch keine Anhaltspunkte einer größeren Aktion: des Ahasver Versuche, sich zu töten, sind ein Stoff, der höchstens für eine Ballade ausreicht. Aber in eine menschliche Lebens- und Handlungssphäre als übergreifende Macht hineingestellt, konnte die Gestalt des ewigen Wanderers bedeutsam wirken. Ich stellte dem Vertreter der Menschheit das titanisch sich aufbäumende Individuum, der ewigen Todessehnsucht des Unsterblichen den unendlichen Lebensdrang des Sterblichen in Nero gegenüber. Solchergestalt machte ich den Versuch, einen Strom frischen, wirklichen Lebens in das abstrakte Gebiet der bisherigen Ahasverussage und Ahasverusdichtung zu leiten, realen Grund und Boden für ein wirkliches Epos zu gewinnen. Eine versifizierte Weltgeschichte schien mir nicht poetisch, nicht episch. Das Epos spiegelt die Weltgeschichte in einer besonderen Begebenheit. Poesie ist ja Dichtung — Verdichtung — Konzentration.

Übergreifend, überragend, geheimnisvoll-spornend und treibend, die Krisen beschleunigend, als die Verkörperung des ausgleichenden allgemeinen Lebens hinter den strebenden und ringenden Individuen stehend — so dachte ich mir die Gestalt des Ahasver und so erscheint er in meiner Dichtung.

„Zeitalter gibt es, trübe, wo nach neuer
Gestalt das Dasein ringt — da steigert sich
Die ruhe-sehnende Rastlosigkeit
In meiner Brust zur wilden Qual. Ich stürze
Mich in des Lebens vollste Strömung dann,

Ich fälle, was da schwankt, ich wecke, sporne,
Ans Rad der Zeit rühr' ich mit starker Hand,
Nicht hemmend, nein beschleunigend; ich bin es,
Der den Entscheidungs-Augenblick beflügelt,
Daß nicht zu lang' die Wirrsal hin sich schleppe:
Denn ist vorüber solche böse Zeit
Und kommt in neuem Sein zur Ruh' die Menschheit,
Winkt freundlich mir auch eine kurze Rast . . ."

„Nachdem Ahasver (so schreibt ein einsichtiger und aufmerksamer Beurteiler) im ersten Gesang dem Nero bedeutungsvoll als derjenige gegenübergetreten, der ihm „sein Geschick vollenden helfen wolle," und der Wettstreit zwischen „Todessehnsucht" und „Lebensdrang" förmlich eröffnet worden, spornt jener seinen Gegner zum höchsten, sich selbst überstürzenden Übermut, zur Verbrennung Roms, und er selbst schleudert an der Spitze der Bacchanten die erste Brandfackel. Denn Rom ist „todreif", es soll untergehen, und Ahasver will „die lang' sich hinschleppende Wirrsal abkürzen", damit eine neue Zeit anbreche, in welcher die Menschheit und er mit ihr wieder zu einiger Ruhe komme. Aber nicht Rom allein will Ahasver vernichtet sehen, auch den Nero, der ja der „Gipfel seiner todeswürd'gen Zeit" ist, will er beugen. Unversehrt tritt er ihm aus den Flammen Roms entgegen zu titanischem Wettkampf als Unzerstörbarer dem eitlen Vernichter trotzend. Noch nicht gebeugt ist Nero, aber der Fluch des Ahasver wirkt doch in seiner Seele nach. Vor seiner „inneren Unseligkeit" erblaßt und zerfällt die Pracht des „goldenen Hauses". Nun aber führt der geheimnisvolle Greis noch einen entscheidenden Streich auf seinen Gegner. Durch die von ihm vorbereitete und vermittelte Grauenszene der Totenbeschwörung wird Nero zum ersten Male innerlich gebrochen. Das Grausen, das ihn niederwirft, zeigt ihn, den angeblichen Gott, als schwachen Menschen; er ist beschämt und Ahasver triumphiert. Zuletzt scheucht Ahasver als unheimlicher Begleiter und Verfolger den flüchtigen, entthronten Cäsar in die Katakombe zu den Christen, wo angesichts des neuen Menschheitlebens, das dort sich ihm erschließt, der gestürzte Titan seine Stunde gekommen sieht und das Werk der Selbstvernichtung an sich vollzieht. Ahasver aber wandert hin in die Wälder des Nordens und spornt die Fürsten der Germanen, „wie Geier sich zu stürzen auf das Aas des römischen Weltreichs". —

Fast wörtlich habe ich diese Auseinandersetzung der Aktivität

des Ahasver dem Kritiker entlehnt, der mit hingebendster Aufmerksamkeit dem Gange der Handlung in meiner Dichtung gefolgt ist. Noch eine andere kritische Bemerkung hier einzuflechten, kann ich mir nicht versagen.

„Während dem Egoismus und der Genußsucht der neronischen Welt — sagt ein anderer Beurteiler — die Liebes- und Entsagungsreligion des Christentums gegenübergestellt wird, erscheint auch diese wieder dem Ahasver gegenüber, welcher das Bleibende, Unsterbliche in allem Wechsel repräsentiert, als das, was sie in ihrer historischen, konkreten Erscheinungsform ist, als eine Phase, die weitere Aussichten in eine unendliche Entwicklung offen läßt. So gewinnt die Dichtung durch die Gestalt des Ahasver das, was ihr gefehlt haben würde, wenn sie mit der Hinweisung auf das Christentum abgeschlossen hätte: die welthistorische Perspektive."

Ich komme auf den Wunsch zurück, daß von diesen ästhetischen Erörterungen nur eben der Kritiker Kenntnis nehme, der einfache Leser aber durch dieselben das Vergnügen, das er etwa am Realismus meiner Dichtung findet, sich nicht verderben lasse. Ohnehin hat man besagt, „Ahasver in Rom" sei eine „allegorische" Dichtung, bei welchem Worte viele sogleich von einer Gänsehaut überlaufen werden. — Allegorisch ist das Gedicht allerdings insofern, als eine mythische Gestalt hineinverwoben ist, deren Existenzberechtigung immer nur darauf beruht, daß sie etwas bedeutet. Denn jeder Mythus ist eine durch die Volksphantasie verbildlichte Idee. Aber, sagt man, auch Nero will ja etwas „bedeuten" — den „Lebensdrang"! Nun ja, er bedeutet den Lebensdrang; aber nicht anders als Molières „Geiziger" den Geiz, Shakespeares „Romeo" die Liebe bedeutet. Es gibt allerdings poetische Gestalten, die gar nichts weiter sind als allegorische Schemen und nichts an sich haben, als ihre innere abstrakte Bedeutung — dem kranken, magern Kanonikus bei Heine vergleichbar, der zuletzt aus nichts anderem bestand, als aus „Geist und Pflastern". Aber für eine mit realem Leben erfüllte dichterische Figur ist die innewohnende „Bedeutung" kein Vampyr, der ihr das Blut aussaugt. Existiert überhaupt etwas, das nichts „bedeutet"? Ich möchte doch wissen, wie es der Bettler anstellen sollte, um nicht die Armut, und ein Krösus, um nicht den Reichtum zu bedeuten? Wir sind sämtlich wandernde Allegorien — ohne Beeinträchtigung unseres Wohlbefindens. Ich glaube also, daß der lebensdurstige Nero dadurch, daß er dem todessehnsüchtigen Ahasver gegenüber den Lebensdrang „bedeutet", an seiner Realität so wenig einbüßt, als ein

reicher Kaufherr an seiner blühenden Wohlbeleibtheit einbüßen würde, wenn er zufällig neben einem Bettler zu stehen käme und notgedrungen den Kontrast von Armut und Reichtum in einer allegorischen Gruppe versinnlichte.

Insoweit die Allegorie vom Übel ist, habe ich, weit entfernt, sie in die Ahasverusmythe einzuführen, ganz im Gegenteil die von Haus aus allegorische und abstrakte Sage zum erstenmal mit realem Leben zu durchdringen versucht, indem ich sie mit einem andern, lebensvollen Stoffe verschmolz und mein vornehmstes Bestreben darauf richtete, diesen Stoff zu einem einheitlichen, gegliederten Ganzen zu gestalten.

Die Schwierigkeit, aus einer Biographie, wie hier aus der des Nero, ein episches Gedicht zu gestalten, kennen die Dichter sehr wohl, die darum auch in der Regel vorziehen, einen Romanzenkranz zu liefern. Neros Biographie gibt eine Reihe von Greueln, die fast als ebenso viele rätselhafte Verrücktheiten erscheinen. Hier hatte zunächst der Psycholog eine ungeheure Aufgabe vor sich, und nachdem dieser den inneren leitenden Faden gefunden, hatte der Dichter die nicht geringere, alle diese Einzelheiten auch äußerlich in einen solchen Zusammenhang zu bringen, daß sie als notwendige Momente einer fortschreitenden einheitlichen Handlung erscheinen. Ich gestehe, daß der weitaus größte Teil des Bemühens, das die Ausführung des „Ahasver in Rom“ gekostet, nicht dem Detail oder der Form, sondern der Gliederung des Ganzen zugewendet wurde. Man hat mit einer gewissen Verwunderung davon Notiz genommen, daß die ganze Handlung im „Ahasver“, wenn man die einzige, unbedingt nicht zu vermeidende Verzögerung abrechnet, welche der Wiederaufbau des abgebrannten Rom erheischt, sich mit dramatischer Kontinuität und Raschheit binnen wenigen Tagen abspinnt. Ein Beweis, wie sehr das Streben des Dichters auf eine straffe Komposition gerichtet war. Und daß, während manche ihren Blick nur auf die Einzelheiten richten, die Dichtung eben erst als Ganzes tiefere Betrachtungen anregt, beweisen vielleicht die folgenden Reflexionen eines Kritikers, der im Verhältnis Neros und Agrippinas den Kern- und Angelpunkt der ganzen Handlung findet.

„Eine Zeit der krassesten Selbstsucht“, sagt derselbe, „soll geschildert werden. Nero ist die höchste Potenz dieser Selbstsucht, dieser maßlosen Subjektivität, welche die ganze Welt nur als einen Gegenstand ihres genußsüchtigen Beliebens betrachtet. Aber eben einer solchen schrankenlosen Genuß- und Selbstsucht muß die volle, unbe-

dingte, willenlose Hingabe einer Seele — die Liebe — als die begehrenswerteste Befriedigung — als das „süßeste Arom im Weihrauchfaß der Huldigungen", wie Nero sagt, erscheinen. Nero hat also ein tiefes Bedürfnis nach Geliebtsein. Aber gerade die höchste Befriedigung kann ihm nicht zuteil werden, da er, wie er gesteht, an keine wirkliche Liebe glaubt und jedes Dasein für einen „Egoismus" hält. Nur an den Instinkt der Mutterliebe glaubt er noch und freut sich, daß es doch wenigstens ein Wesen gibt, für das es „Naturnotwendigkeit ist, ihn zu lieben". Dies ist ein nicht zu übersehender Zug seines Charakters, durch den er noch mit der menschlichen Empfindungswelt zusammenhängt. Als er sich aber selbst hierin getäuscht und von der eigenen Mutter in dem Augenblick verraten sieht, in welchem er erkennt, daß sie die einzige ihm ebenbürtige Gestalt der Römerwelt ist und er durch einen Fluch der Natur in unnatürlicher Leidenschaft für sie entbrennt — da hört er auf, Mensch zu sein, da wird er ganz zum Ungeheuer: mit wilder dämonischer Rachelust ergreift er den Gedanken, Rom anzuzünden, der ihm in einem Gespräche mit Ahasver von diesem nahegelegt wird. Es hat einen tieferen Sinn, daß Nero, der große Egoist, gerade durch Versagung der Liebe gestraft wird und daß durch das Grollen hierüber jener psychologische Prozeß, der im Gemüte dieses Übermenschen zuletzt bis zur inneren Selbstvernichtung fortschreitet, seinen ersten Anstoß erhält." —

Furchtbare psychische Abgründe sind es, an welche „Ahasver in Rom" die Leser führt. Aber es lag im Plane des Ganzen, das Exzentrische der sittlichen Verhältnisse, das Maßlose eines selbstsüchtigen, entgötterten Menschendaseins, das unter veränderten Formen immer wieder möglich ist, bis zu einem Grade fortgeführt zu zeigen, der Schrecken und Grauen einflößt. Das Gräßliche war ein notwendiges Ingrediens meiner Dichtung.

Davon abgesehen, sollte nicht außer acht gelassen werden, daß ich das Entsetzliche, das „Ahasver in Rom" enthält, nicht erfunden, daß es mir als ein überlieferter historischer Stoff vorlag, den ich nirgend greller gestaltet, sondern überall, soweit es nur möglich war' gemildert und in eine poetische Sphäre gerückt habe. Meine Aufgabe konnte nicht sein, das Geschichtliche zu negieren, sondern es zu deuten. Wer die Greuel der Cäsarengeschichte im Suetonius liest, der fragt entsetzt: „Wie war so Ungeheuerliches möglich?" — Der Historiker bleibt die Antwort schuldig; der Dichter gibt sie. Aber darf das Ungeheuerliche, das Abnorme jemals Gegenstand der

Poesie werden? Ich antworte: Ja! wenn dies Ungeheuerliche trotz seiner Abnormität doch zugleich typisch ist. Die Entartung der Römerwelt kann in ihrer historischen Form nie wiederkehren: nichtsdestoweniger bleibt sie in ihrem Wesen typisch für alle sittlichen Verfallsepochen auf der tiefsten Stufe des Falles.

Niemand sollte über „Ahasver in Rom" ein Urteil fällen, der nicht wenigstens die Biographie des Nero im Suetonius gelesen und sich überzeugt hat, wie ich alles Schreckliche gedämpft, insoweit dies geschehen konnte, ohne ihm seine Bedeutung ganz zu rauben. In widerlicher Roheit stellt der Historiker das unnatürliche Verhältnis zwischen dem jugendlichen Nero und der ruchlosen Agrippina hin. In meiner Dichtung dagegen tritt das sinnliche Moment in Neros Verhältnis zu dem dämonisch-reizenden Weibe nur ein einziges Mal blitzartig und unter außerordentlichen Verhältnissen hervor. Nero entbrennt nur in die Reize der maskierten, unerkannten Mutter und, nachdem er sie erkannt, macht die Begier dem Rachegedanken gegen die Natur Platz: „Ich habe nie ein Weib gesehn, das mir das Herz bezwang, und nun — nun muß es dieses sein? Natur, so äffst du mich? Nun wohl — so soll mir auch das Unnatürlichste das Liebste sein!" — Aber auch diese Regung ist nur das Aufblitzen eines flüchtigen Moments, und wenn Nero die sofort entfliehende Agrippina verfolgt, so geschieht es weniger im Taumel seiner Begier, als im Taumel seines aufflammenden Zornes über das Weib, das seiner spottet, den an unbedingten Gehorsam Gewöhnten durch Widerstand und Entweichen beschämt.

Ebenso ist es in meiner Dichtung nicht der kaltblütige Frevler, wie bei Suetonius, sondern der im Tiefsten erregte, aus der Trunkenheit des Gelags nur zum Wahnwitz der Leidenschaft ernüchterte Nero, der die Reize des halbenthüllten Leichnams seiner Mutter preist. Durch frivole Reden will er seine Seelenqual niederkämpfen, sein erschüttertes Götterbewußtsein will er befreien vom Alpdruck peinlicher Effekte, indem er die menschliche Natur in sich zur äußersten Maßlosigkeit aufstachelt. Ich glaube, daß einem ungeheuren Tun hier ungeheure Motive entsprechen. Neros titanischer Charakter bleibt auch hierin verständlich — und nur für das Unverständliche im Tun seiner Helden, nicht für das Außerordentliche, ist der Dichter verantwortlich.

In einem Punkte habe ich die Wirkung des Gräßlichen im „Ahasver" auf die Leser unter meiner Erwartung gefunden. Ich hatte gehofft, im Gräßlichen werde das beste Gegengewicht gegen

einen frivolen Eindruck des Unsittlichen in meiner Dichtung liegen. Ich hatte mir die Wirkung der Lektüre des Bacchanals und ähnlicher Partien so vorgestellt, daß die Szenen das Gemüt des Lesers mit einer unheimlich-schwülen, drückenden Atmosphäre belasten würden, in welcher kein leichtfertiges Gelüst aufkommen konnte.

Aber man sagt, ich schildere zu verführerisch, ich umkleide das Laster mit allzu gefälligem Reiz, male die Frauenschönheit in allzu glühenden Farben. Die Wahrheit ist, daß ich jeden Gegenstand lebendig und naturgetreu zu schildern mich ästhetisch verpflichtet glaubte. Ich habe als Dichter cuique suum gegeben: ich habe das Schöne so schön, das Grausige so grausig geschildert, als ich es eben vermochte. Ich habe für die Reize der Agrippina nicht mehr poetische Mittel aufgewendet, als für die Schrecken des Brandes und das Grausen der Totenbeschwörung. Den inspirierten Dichter beherrscht der Gegenstand und verlangt von ihm sein Recht.

Wenn man mir vorwirft, daß ich meiner persönlichen Entrüstung über die erzählten Greuel nicht im Gedichte Ausdruck gegeben, so möchte ich an einen witzigen Ausspruch Gottschalls erinnern, der irgendwo beiläufig sagt, jede Geschichte müsse zwar eine Moral haben, wie jeder gebildete Mensch ein Sacktuch, aber Sacktuch und Moral brauchen nicht „hinten heraus zu hängen". —

Ob es möglich, daß ein Dichter von nur einigermaßen ernstem Streben sich soweit erniedrigen könne, verführerische Schilderungen zum Behufe einer niedrigen Spekulation in ein Werk einzuflechten, will ich nicht erörtern; soviel aber ist gewiß, daß eine solche Spekulation eine verfehlte wäre. Das Schlüpfrige muß gemein auftreten, wenn es ein großes Publikum anziehen soll. In einem Werke, das mit tieferen Gedankenelementen verquickt ist, verlieren die gewagtesten Situationen ihren verführerischen Reiz für den großen Haufen. Die Buchhändler bezeugen, daß Leute, die eine frivole Lektüre suchen, nicht Hebbels „Judith", sondern leichtfertige französische Romane kaufen. Der kleine Rest von Vorteilen, der einem ernsteren Dichtwerk aus einzelnen pikanten Szenen erwachsen könnte, wiegt die unzweifelhaften Nachteile nicht auf. In vielen Kreisen, namentlich weiblichen, wird dadurch Anstoß gegeben, und übelwollenden Beurteilern die bequemste Waffe geboten, das ganze Werk verächtlich zu machen. Hätte ich dem Erfolg und äußeren Rücksichten mehr Rechnung getragen, als meinem ästhetischen Gewissen, so hätte ich daß Anstößige von vornherein vermieden oder doch bei dieser zweiten Ausgabe getilgt. Tagelang erwog ich, wie

manchem wohlmeinenden Wunsch und Rat in dieser Beziehung entsprochen werden könnte. In der Tat strich ich einige Stellen — aber ich stellte sie zuletzt doch wieder her. Zu wohl erwogen war ja von Anfang an jede Einzelheit, zu bedeutsam eingefügt in den Organismus des Ganzen, als daß ich es wirklich hätte über mich gewinnen können, mit dem Messer in lebendigen Gliedern wie in „wildem Fleische" zu wüten.

Ich bin sehr ausführlich geworden über das Tatsächliche, über den Stoff meiner Dichtung. Aber ich darf hier noch nicht abbrechen. Man soll nichts halb tun, auch nicht, wenn man einen Epilog an die Kritiker schreibt.

Frauen haben die Unart, hinter den Reden des Helden einer Dichtung immer den Dichter zu suchen, und achten in dieser Beziehung auch nicht den entschiedensten Protest. Manche Kritiker teilen leider diese kleine weibliche Unart. Wenn der Held mancherlei Bemerkungen macht, von denen einige nicht zu bestreiten sind, andere wenigstens einen sophistischen Schein der Wahrheit haben, so liegt für viele der Argwohn nahe, der Dichter habe die Gestalt benutzt, um sie wie eine Statue des Pasquino mit seinen Einfällen zu bekritzeln. Aber die Frage soll niemals sein, ob das, was die handelnde Person einer Dichtung sagt, an sich wahr oder falsch, ob es zugleich die subjektive Absicht des Dichters sei oder nicht, sondern einzig, ob diese Ansichten, diese Reden dem Charakter jener handelnden Person entsprechen oder nicht. Ich müßte die redliche Mühe, die ich mir gegeben, den Nero durch die Äußerungen, die ich ihm in den Mund legte, zu charakterisieren, als eine schmählich verlorene beklagen, wenn man diese Äußerungen als lyrische Floskeln betrachten wollte, weil sie gerade nicht absurd, vielleicht sogar groß und zum Teil poetisch klingen. Sollte man Bösewichter und Tyrannen nur dadurch charakterisieren können, daß man sie ausschließlich Unsinniges und Niederträchtiges sprechen läßt? Ich glaube vielmehr, daß jeder dichterische Bösewicht nur dann kein Popanz ist und auf das Lob der Objektivität Anspruch hat, wenn der Dichter seinem Wesen so viel scheinbare Berechtigung leiht als möglich.

Ich habe einiges künstlerische Gewissen, welches mich immer hindern würde, einen physiognomielosen Schwätzer für einen epischen Helden einzuschwärzen. Wenn ich als Epiker subjektiv bin, so ist es nicht in diesem Sinne. Aber eine andere Art von Subjektivität kann man mir vielleicht vorwerfen. Es gibt Dichter, die in den Begebenheiten mit Vorliebe das subjektive Leben hervorkehren,

denen nicht die Tat Hauptsache ist, sondern der Täter, und die sich nur durch Stoffe angezogen fühlen, die eine tiefere psychologische Behandlung zulassen. Ich glaube, ich gehöre zu diesen. In großen Massenbewegungen, im Völkerwanderungsgetümmel etwa, in welchem die echt epische Muse Hermann Linggs sich wohlgefällt, würde die meinige sich nicht heimisch fühlen. Beim flüchtigen Kommen und Gehen der Gestalten fände sie ihre Rechnung nicht: sie will in ihre Helden sich vertiefen; sie will die Herzschläge, die Lebenspulse derselben im wilden Wirrwarr und Lärm der Begebenheiten heraushören.

Aber eben der Dichter, dem das subjektive Leben so wichtig ist, wird es überall achten, und zwischen der fremden Subjektivität und der seiner Gestalten wird kein anderer Zusammenhang bestehen, als jener allgemeine, geheimnisvolle, der das subjektive Leben aller Individuen überhaupt verknüpft. Dieser Zusammenhang, diese Urverwandtschaft der Geister, ist freilich niemals wegzuleugnen, und es ist mit Recht gesagt worden, daß die Subjektivität des Dichters alle möglichen Subjektivitäten in embryonischen Keimen umfaßt, sie aus sich heraus zum Leben gestaltet. In solchem Sinne haben dichterische Gebilde, weit entfernt, im Durchgang durch das Gemüt des Dichters ihr objektives Leben einzubüßen, gerade in diesem Gemüt das Prinzip ihrer Beseelung, ihren hüpfenden Lebenspunkt. In der Tat! man glaube nicht, der Dichter könne eine wahrhaft lebendige Gestalt schaffen, die sich nicht als Embryo von seinem Herzblute genährt hat.

Subjektiv ist auch noch in anderem Sinne jede Dichtung, insofern sie nämlich als Ganzes der Eigenart des Dichtergemüts immer wenigstens ihren ersten Impuls verdankt. Aber es ist ein großer Unterschied, ob das Dichtergemüt sich bloß in der Wahl des Stoffes und in der Grundidee, die es hineingelegt, verrät, oder ob es die volle Flut seiner eigenen Subjektivität in denselben einbrechen läßt und durch diese allen festen Umriß und Bestand der dichterischen Gestaltung unterwäscht.

Subjektiv ist die Grundidee einer Dichtung; darum aber müssen es nicht auch die individuellen Ideen der handelnden Personen sein. Eben an meinem Nero hat man ein Beispiel, wie es sogar geschehen kann, daß die individuellen Ideen des Helden einer Dichtung der Grundidee dieser Dichtung gerade entgegengesetzt und nicht bloß das Spiegelbild, sondern der Gegenpol der persönlichen Anschauungen des Dichters sind. Während Nero einen titanischen Egoismus in sich

großzieht, der die ganze Welt wie eine Perle im Freudenwein des Genusses auflösen möchte, predigt die Dichtung als Ganzes eben jene Liebe und Hingebung an die heiligen Mächte des Gemüts, die ich in „Venus im Exil“, in „Sinnen und Minnen“, im „Schwanenlied der Romantik“ gepredigt, und zuletzt noch im „Germanenzug“ als den edelsten Lebenskern des deutschen Volkes gepriesen. Nur, daß in jenen Dichtungen das Ideal lyrisch gefeiert wird, in „Ahasver in Rom“ aber objektiv die Schrecken einer entgötterten Welt geschildert werden, welche das Ideal über Bord geworfen hat.

Fest und sicher steht auf der dauernden Erde das ragende Gebirg und doch behaupten Gelehrte, es sei ursprünglich vulkanische Masse gewesen, die aus den Eingeweiden der Erde hervorgebrochen und zu fester Form erstarrt ist. Warum sollten nicht ebenso die Gebilde des Dichters feste Form gewinnen können, selbst wenn sie aus feurigflüssigen Gemütsgründen hervorgegangen? — Ich glaube also nicht, einem Gegner Waffen geliehen zu haben, wenn ich andeute, daß „Ahasver in Rom“, wie jede nicht ganz dilettantische Dichtung, den ersten Impuls vom Gemütsgrunde aus erhalten. Ich glaube dies um so mehr betonen zu dürfen, da es die Kritik kaum geahnt, sondern, in freilich sehr ehrender und freundlicher Weise, immer nur viel von Geist und Phantasie gesprochen. —

Das Wort „Gemüt“ ist allerdings vieldeutig. Viele verstehen darunter ausschließlich jene Sorte, welche die sogenannten „Gemütlichen“ besitzen und welche ihren Eignern erlaubt, mit gesunden, roten Backen umherzulaufen, mit frischen, fröhlichen Augen in die Welt zu blicken. Mögen diese Glücklichen niemals jene andere Sorte vom Gemüt kennen lernen, die aus ihren gärenden Tiefen vulkanische Gebilde der Dichtung emporwälzt und bei welcher man nicht bloß die „Gemütlichkeit“ einbüßt, sondern es auch erleben kann, von Physiognomikern kalt gescholten zu werden.

Die Reden meines Nero sollen, wie man sagt, zuweilen eine allzu „moderne Färbung“ haben. Ich für meine Person wüßte mich keiner solchen Stelle zu erinnern, in welcher die Gedanken selbst in gröblicher Weise gegen die Zeitepoche verstoßen könnten und moderne Ausdrücke (wie „Kokette“ oder „Phlegma“) gebrauche ich ungefähr mit demselben Recht, mit welchem ich die Person meiner Dichtung deutsch und nicht lateinisch sprechen lasse.

Da es in meiner Absicht lag, ein Zeit- und Sittenbild zu liefern, so habe ich wenigstens geflissentlich nirgends die Wahrheit des Gemäldes durch ein Hineintragen moderner Elemente gestört. Neben-

bei will ich nicht verschweigen, daß ich auch, wenn ich nicht so gehandelt hätte, doch nicht glauben würde, ein unbedingt verwerfliches Werk geschrieben zu haben. Es sei mir erlaubt, bei dieser Gelegenheit einmal auf einen Umstand aufmerksam zu machen, der kaum jemals recht erwogen worden ist. Ich glaube, daß neben der streng historischen Behandlung von Stoffen, die der Geschichte entlehnt sind, auch jene berechtigt ist, bei welcher die Begebenheit, alles zeitlichen und örtlichen Kolorits entkleidet, zum Motive einer rein=menschlichen Lebensdarstellung gemacht wird. Ältere Literaturen kennen nur diese letztere Behandlungsweise. Nicht bloß der alte, naive, altdeutsche Heldensang macht Griechen und Römer zu germanischen Recken; das typische Drama des Calderon und des Lope bildet die Helden aller Zonen zu wackeren spanischen Ritersleuten um; Shakespeares Schauspiele lassen das alt=römische Volk nicht anders sprechen, als die getreuen Untertanen der Königin Elisabeth. Von den Helden der französischen Bühne will ich gar nicht reden. Das eigentliche historische Drama mit strenger Lokalfärbung ist eine schätzbare Erfindung der Deutschen, die bei der Zerfahrenheit ihrer Richtungen, bei ihrem Mangel an einem feststehenden nationalen Formenstil in der Literatur zum Experimentieren und Erfinden besonders aufgelegt sind. Es gibt aber in Deutschland noch immer Dichter, die auf jene ältere Weise zurückgreifen. Die Versuche der Romantiker sind bekannt. Hebbels Holofernes und Golo haben den Hegel gelesen: es sind keine Assyrer oder mittelalterliche Deutsche, sondern Idealmenschen — außer aller Zeit. Ich selbst habe, wie gesagt, eine solche romantische Lizenz für mein Werk nicht in Anspruch genommen. Ich bin zufrieden, wenn man in dieser Beziehung nicht mehr von mir verlangt, als von den anderen Dichtern und nicht ganz vergißt, daß „historische Treue" im Epos und Drama immer etwas Konventionelles an sich hat und daß ein Dichtwerk, in dem der Held nur ganz genau so denkt und spricht, wie sein historisches Original denken und sprechen konnte, schwerlich irgendwo gefunden wird.

Unmöglich ist es heutzutage, daß der Held einer Dichtung pessimistische Ansichten ausspricht oder ein Wort vom „Willen" fallen läßt, ohne daß der Leser ausruft: „Aha, Schopenhauer!" Aber ein Blasierter, wie Nero, wird immer auch Pessimist sein und was den Willen betrifft, so beruht ja die Tyrannis eben auf der übergreifenden, dämonischen Willensenergie in einem Individuum, sozusagen auf einer Superfötation des Willens; sie wird also notgedrungen und unabsichtlich, wenn sie in einer gewaltigen und tiefen Natur, wie

Nero, ihrer selbst bewußt wird, an die Grundsätze einer Philosophie zu gemahnen scheinen, die den Willen als oberstes Prinzip der Individualität und alles Seins überhaupt erfaßt. Nebenbei sei bemerkt, daß zurzeit, als ich diese Dichtung schrieb, mir von Schopenhauer wenig mehr als der Name bekannt war.

Gegen die „Beschreibungen“, welche „Ahasver in Rom“ enthält, ist Lessings ehrwürdiger Schatten zitiert worden. Aber diese Beschwörung hat für mein Gewissen nichts Einschüchterndes. Was sagt der Autor des „Laokoon“? Daß der Maler das Nebeneinander, der Dichter das Nacheinander am besten schildern könne und daher auch solle. Wie aber, wenn ich als Dichter das Nebeneinander in ein Nacheinander auflöse? Wollte ich die Toilette der schon angekleideten Agrippina stückweise beschreiben, so würde ich gegen Lessing sündigen. Aber wenn Agrippina sich vor den Augen des Lesers ankleidet und ich das Bild in eine Reihe sukzessiver Momente auflöse, die von Äußerungen des seelischen Lebens durchwebt sind, so mache ich mich keiner Verletzung der Grenzen zwischen Malerei und Dichtkunst schuldig, und Lessing kann in seinem Grabe ruhig schlafen. Daß jene Szene so ausführlich geschildert wird, hat seine Berechtigung darin, daß der gleich darauf folgende Untergang der Agrippina, wie ich glaube, von doppelt ergreifender Wirkung ist, nachdem sich das herrliche Weib so sorgsam und mit so hochfliegenden Erwartungen geschmückt. Die Herrlichkeit des goldenen Hauses benütze ich ebenfalls nicht als totes Inventar, sondern als Hebel psychologischer Darstellung, indem ich die Seelenstimmungen Neros an diesen Einzelheiten sich entwickeln und zum Ausdruck gelangen lasse.

Es ist viel Beschreibung im „Ahasver“, aber nicht mehr als der Stoff erforderte. Wie wäre es möglich gewesen, den Leser wirklich einzuführen in die neronische Welt und jene Charaktere zu motivieren, ohne auch das so hochbedeutsame Detail des äußeren römischen Lebens in den Kreis zu rücken? Ich denke, so lange das Detail charakteristisch ist und so lange das subjektive Leben nicht darunter verschwindet, sondern vielmehr an Deutlichkeit dadurch gewinnt, ist „Beschreibung“ nicht vom Übel.

Wenn übrigens selbst der naive Homer einen langen „Schiffskatalog“ in Verse bringt und den Schild des Achill in aller Breite beschreibt, so muß das Beschreiben dem Wesen des Epos nicht zu ferne liegen. Sollten das nicht schon die Ästhetiker anerkannt haben? Ich schlage Vischer auf und finde bezeichnende Stellen: „Man will

im Epos überall sehen," heißt es da, „wie der Mensch sich gebahrt, im Umgange sich bewegt, Gott verehrt, baut, bildet, malt, fährt und reitet, kämpft, welche Geräte er gebraucht, wie er gekleidet ist, ißt und trinkt." Und ferner: „Wer sich nicht um Körperformen, Kleider, Geräte, Arten der sinnlichen Bewegungen in allem Tun bekümmert, der ist zum epischen Dichter verloren."

Homers Beispiel beweist, daß es bei dieser epischen Freude am Äußerlichen zuweilen nicht ohne eine etwas längere „Beschreibung" abläuft. In einer Hinsicht aber haben die Tadler volles Recht: Beschreibungen sind eine undankbare Dichterarbeit: die Bewunderung der schönsten ist eine kalte. Ich kann nur wünschen, daß die Kritiker recht behalten, welche die Meinung aussprachen, daß der „Glanz der Schilderungen" im „Ahasver" lange nicht so wirken würde, wie er in der Tat wirkt, wenn er nicht vereinigt wäre — wie sie sich ausdrücken — „mit Tiefe der Gedanken, Großartigkeit des ganzen Entwurfs und einer Charakteristik, welche für die Gestalten der Dichtung, trotz ihrer teilweisen Ungeheuerlichkeit, ein großes poetisches Interesse zu erwecken imstande ist." —

Zur Verteidigung des Metrums, das ich für meine Dichtung verwendet habe, würde ich kaum etwas sagen, wenn es nicht den Vorwurf abzuwehren gälte, daß ich mir die Sache habe leicht machen wollen, indem ich den reimlosen fünffüßigen Jambus wählte. Ich bin der festen Überzeugung, daß es leichter ist, ein wirksames Gedicht in klingenden Reimen, als in einfachen reimlosen Jamben zu schreiben. Ich wählte die schlichte Versform im Interesse der Kraft und Präzision des Ausdrucks, und mit besonderer Rücksicht auf die dramatischen Stellen der Dichtung: die zahlreichen Zwiegespräche und Monologe. Daß in solchen der klingende Reim unangenehm ist, weiß der Dramatiker und meidet ihn deshalb. Wer „Ahasver in Rom" gereimt sehen möchte, den ersuche ich nur, den Monolog des Nero nach der Szene mit Agrippina zu lesen, und mir zu sagen, ob er sich diesen in Reimen denken könnte? — Der reimlose Fünffüßler hat als episches Maß in den Literaturen fast aller neueren Kulturvölker seine Geltung. Die Engländer haben ihn, die Franzosen fangen an, ihn ihrem Alexandriner vorzuziehen, und selbst der reimfertige Südländer, der Italiener, bedient sich seiner mit wachsender Vorliebe. Wenn der reimfreundliche Südländer so tut, wie ist's zu glauben, daß nur das nordische Ohr so sehr am Klingklang hänge? — Welches Metrum darf der deutsche Epiker wählen? Der Hexameter ist uns zu antik, die Stanze zu romantisch, der Nibelungen-

vers zu altväterisch. Was bleibt, als etwa die buntwechselnden Versmaße in Lenaus Art? Aber diese gewähren nicht die schöne Gleichform des Tons, die würdevolle Getragenheit des Epos.

Der Plan zu „Ahasver in Rom“ ist bis ins kleinste jahrelang im Geiste gehegt, aber ziemlich rasch ausgeführt worden. Daher kommt es, daß ich bei dieser zweiten Auflage an dem wohlerwogenen Tatsächlichen des Gedichts nur hie und da zu ändern fand, in formeller Beziehung aber auf jeder Seite die Feile anzulegen hatte. Möchte das Werk fortan nur in seiner gegenwärtigen Gestalt gelesen — nur in dieser beurteilt werden!

Mit einer gewissen Beschämung überblicke ich die trocknen Auseinandersetzungen, zu welchen ich mich genötigt sah. Ich habe in der Tat nichts gesagt, wozu ich nicht in ganz bestimmter Weise veranlaßt war. Einen polemischen Ton anzuschlagen, hatte ich indessen keinen Grund, da bis jetzt von seiten der Kritik, wenn sie auch sehr selten auf den Kern der Sache einging, mir häufiger eine ermunternde Wärme, als ein herausforderndes Übelwollen entgegentrat.

Wird diese günstige Stimmung sich nicht vielleicht gerade durch den gegenwärtigen Epilog zu einem Umschlag veranlaßt finden? — „Das heiße ich doch die Kritik mit Gewalt in eine oppositionelle Stelle drängen!“ rief ein Freund mir warnend zu, als er mein Vorhaben bemerkte; „welcher Kritiker kann es wagen, gelten zu lassen, was der Autor selbst über sein Buch gesagt hat, ohne den Schein der äußersten Unselbständigkeit auf sich zu laden?“ — Das wäre schlimm! Aber ich will nichts fürchten! ich lasse den Epilog abdrucken und vertraue dem günstigen Sterne, der diesem Werke leuchten zu wollen scheint.

Graz, im Februar 1867.

R. H.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.